This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Vertraute Briefe

über

Bücher und Welt.

Zweyter Theil.

Erſter Brief.

März 1820.

Auch auf Sie alſo, mein geliebter Freund, hat Spaniens Revolution jenen Eindruck gemacht, den ſie unter gegenwärtigen Umſtänden faſt bei Niemandem verfehlt, und worüber ich ſtark erſchrocken bin, als ich ihn unter allen Ständen und an Menſchen von den verſchiedenſten Geſinnungen wahrnahm. Mit Revolutionen iſt nicht zu ſcherzen, ſie anzuſtaunen iſt unvermeidlich, ſie zu lieben, unbehutſam, und von ihnen jegliches Gute zu hoffen, wenigſtens voreilig. Aber es hilft keine Predigt darüber oder dagegen, die Zuſchauer ſind überraſcht durch Schnelligkeit und Glanz des Geſchehenen, und jeder ſpricht: Am 31. Dec. des vorigen Jahres Ruhe und Schweigen in Spanien, Inquiſition ohne Conſtitution, die Gefängniſſe voll, die Zeitungen leer, Serviles um den König, Liberales flüchtig im Auslande, — jetzt im März Reden und

Vertraute Briefe

über

Bücher und Welt.

Von

Friedrich Köppen.

Zweyter Theil.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer.

1823.

DIVINITY SCHOOL
LIBRARY
HARVARD UNIVERSITY

~~H 136~~
49554.12

[redacted]

4.12

LIBRARY

TRANSFERRED FROM THE

Divinity School Library,

7 June, 1881.

RECEIVED FROM

Convers Francis, D.D.

18 .

[redacted]

C. Francis.

1839.

Vertraute Briefe

über

Bücher und Welt.

Von

Friedrich Köppen.

Zweyter Theil.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer.

1823.

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

~~H 336~~
49554.12

Inhalt.

Erster Brief. Ueber Revolutionen. . . Seite 3

Zweyter Brief. Zoega's Leben von F. G. Welker. — Fr. Ludw. Schröder's Lebensbeschreibung von F. L. W. Meyer. — Herder's Leben von J. G. Müller. . . . . — 27

Dritter Brief. Schweitzerreise. — Landschaftmalerey . . . . . — 95

Vierter Brief. Philosophische Systeme. — 126

Fünfter Brief. Glauben. — Offenbarung. — Erziehung. — Charakter. . . . . — 173

Sechster Brief. Jacobi's Woldemar. . — 231

Ueberwältigung feindlicher Kräfte, welche bey dem muthmaßlichen Eintreten ihrer Rückwirkung leicht den Freyheitsinn über das Gesetzliche hinaustreiben, und Unrecht durch Unrecht besiegen lehren. Werden ferner die Opfer der Inquisition, noch verstümmelt und gelähmt durch die Folter ihrer Henker, mit spanischem Herzen vergessen und vergeben oder gar christliche Feindesliebe im Busen tragen? Es giebt Dinge, welche nicht vergeben werden können; grade sie führen zur Revolution, und lassen geringe achten, was daraus kommen möge.

Mir wird immer einleuchtender, wie verkehrt die gewöhnliche menschliche Vorsicht, deren behutsames abgemessenes System in sich ganz gut zusammenhängt, unsre Weltangelegenheiten beurtheile. Selbst im Leben des Einzelnen frommt sie seinem Glücke wenig, und ich habe wiederholt erfahren, wie meistens ein rascher Entschluß, nach guter Ueberlegung gefaßt, mit der herkömmlichen Behutsamkeit aber in einigem Widerspruch, den günstigeren Erfolg hervorbringt. In dringenden Fällen thut eigentlich jeder, was er nicht lassen kann, oder er unterläßt, was er nicht zu thun vermag, und den

Völkern geht es auf dieselbe Weise. Große Windstille deutet auf Sturm, das kleinste Wölkchen am Horizont darf den kundigen Schiffer auffodern, so schnell als möglich seine Segel einzuziehen. Statt dessen bleiben Viele unentschlossen, rathen und rathen, und segeln indeß fort, bis sie verloren sind.

Die Stürme der Menschenwelt kommen, wenn die Völker thun, was sie nicht mehr lassen können, wenn zu gewissen Handlungen ein Unwiderstehliches sie fortreißt. Man dürfte sagen: die Handlungen (nämlich ihre Ursachen) lägen dann in der Luft. Dagegen fruchtet keine Rede, noch weniger Zwang, er macht nur entschlossener und kühner. Wir läugnen hiedurch keineswegs die menschliche Freyheit, sondern fassen sie von Seiten ihres Sichtbarwerdens ungefähr wie Fichte seine moralische Weltordnung. Anders wäre es, wenn keine Freyheit wäre, das heißt, keine innerlich bewegende, jedes Gegengewicht überwiegende Kraft, wo man mithin anhebende Bewegungen durch mechanische Vorkehrungen unterdrücken und zum Stillstande bringen könnte. Unsre behutsamen und vorsichtigen Politiker wähnen dieses, und meynen

durch ihr Reden und Thun, samt Hemmung eines fremdartigen Redens und Thuns, allen Erschütterungen der Staaten vorzubeugen.

Seit 1815 sprachen wohl Manche von neuen Revolutionen, welche Europa bevorständen, ich aber wollte nie daran glauben, theils aus innerer Abneigung gegen Revolutionen überhaupt, indem man ungerne voraussetzt, was man nicht wünscht, theils weil Europa gewaltige Stürme bestanden, nach denen Ruhe einzutreten pflegt, und weil mir die Mittel gegen etwanige Besorgnisse leicht und sicher schienen. In Spanien freylich drohte Gefahr, allein dawider wehrte sich doch eine starke Kraft der Inquisition, herkömmlich unter diesem Volke, und nur durch wenige Jahre der Unterbrechung den Spaniern entzogen, wo nun niemand wissen konnte, wie viel die Unterbrechung auf den Volkssinn gewirkt und ob nicht jene alte Kraft Meister werde jedes erwachenden Volkssinnes, wie einst im sechszehnten Jahrhundert. Deutschland athmete frey nach langer Qual, Frankreich hatte seine Charte, England seine Constitution, Italien seinen Pabst, und Rußland seinen Kaiser. Wider unruhige Plane einzelner Staathäupter konnte

die heilige Allianz und das gute Einverständniß der mächtigsten Herrscher sichern. Europas Geschichte war gleichsam zu Ende, nämlich die Geschichte großer Begebenheiten; ein Satz, der mir in den Knabenjahren ausgemacht schien, woran ich die Vorstellung des Glückes neuerer Zeiten knüpfte, bis 1789 die großen Ereignisse den Jüngling anders belehrten. Hatte ich nun als Mann jenen Satz wieder aufgenommen, so stammte dies wahrscheinlich aus alter Liebhaberey, oder ich machte es, gleich Vielen meiner Zeitgenossen, deren günstige Meynung von ihrem Zeitalter gewisse Dinge heute unmöglich hält, welche morgen vorfallen, und sich sodann wundert, daß dergleichen in unsern Zeiten habe vorfallen können!

Gegenwärtig sind alle solche Sätze oder Glaubensartikel aus meinen Gedanken vertilgt, und ich bin zu der einfachen Weisheit durchgedrungen, es sey, wie das Sterben, alle Tage Alles möglich, mithin auch Revolution und was sonst noch. Hievon belehrten mich der Carlsbader Congreß und der deutsche Bundestag, Deutschlands Gefahren durch Gymnasiasten und Lehrer, die geheimen Umtriebe,

die ernstlichen Vorkehrungen dagegen durch Preßzwang samt Central- und Specialcommissionen, wovon niemand sich vorher träumen lassen; hievon überzeugten mich Sand und Louvel, die Minister Frankreichs mit ihren Ausnahmgesetzen, und das spanische Heer bey Cadix; sie haben alle gethan, was sie nicht lassen konnten, folglich Unruhe mancherley Art in die Gemüther gebracht; man fürchtet Stürme, sie liegen in der Luft.

Die spanische Revolution bleibt das Bedeutendste und Lehrreichste. Ferdinand suchte sich gegen das Ereigniß zu schützen durch alle von den Politikern empfohlenen Heilmittel, und zwar in den stärksten Gaben. Seine Regierung kann deswegen ein Musterbild der Uebrigen heißen, sobald diese zu ähnlichen Arzneyen gegen Völkerkrankheiten greifen, deren Wirksamkeit dem Opium gleicht, dessen Maaß man fortwährend vergrößern muß. Leider am Ende hilft kaum das übertriebenste Maaß, und die Krankheit kommt zu einem desto heftigeren Ausbruch. Wir sehen es in Spanien, und die Aerzte, Geistlichkeit und Adel, werden am schlimmsten dabey fahren.

Weil auch Deutschland angefangen hat, spanische Arzney zu gebrauchen, nur bisher in viel geringeren Gaben, so sind jetzt über das Ereigniß Aerzte und Völker gemeinschaftlich erschrokken. Spuren von Krankheit wird niemand leugnen, aber jene Heilmittel scheinen nicht die rechten. Erlauben Sie mir, Ihnen die Krankheit nach ihren Hauptkennzeichen vor Augen zu stellen.

Das menschliche Leben ist kurz, jedoch, wenn man sich nicht genug darin zu schaffen macht, langweilig. Ungebildete Menschen fühlen keine Langeweile, der Wilde verträumt in seiner Hängematte oder auf der Bärenhaut Tage und Wochen; mit der Cultur des Geistes hingegen steigt das unangenehme Gefühl, in welchem Sinne Helvetius sagte: wenn die Affen anfiengen, Langeweile zu empfinden, würden sie Menschen seyn. Ist nun dieses Krankheit, so ist es eine der menschlichen Cultur, und das Heilmittel scheint nahe zu liegen, nämlich Beschäftigung, deren Mannichfaltigkeit mit der Geistesbildung zunimmt. Ob es allemal aushilft? Wir sehen nicht selten die Kinder unsrer Begüterten unter einem Haufen von Spiel-

sachen über Beschäftigung verlegen, und eben so geht es den Völkern, sie verschmähen manchmal ihre gewohnteste Unterhaltung, und ergeben sich aus Langerweile dem Schlimmsten. Füllt itgend ein Gegenstand ihre Seele, Erwerb von Reichthümern, Ruhm des Vaterlandes, Wissenschaft, Kunst, ja die Kraft und Pracht der Herrschenden, so folgt ihre gesamte Thätigkeit dieser Richtung und giebt ihnen das Gefühl und die Meynung ihres Glücks, wodurch oft ein Despot ihnen als Wohlthäter gilt, der keinen andern Gedanken aufkommen läßt, als sich selbst. Revolutionen, von den Völkern ausgehend, und ihr bisheriges Treiben und Thun umwandelnd, sind in solchem Falle undenkbar, sie kommen nur dann, wenn die mit einem herkömmlichen Thun unzufriedene Thätigkeit sich neue Richtungen sucht, sey es aus wirklichem Haß des Alten oder bloßem Ueberdruß. Deswegen behaupte ich den wunderlichen Satz: die französische Revolution habe vorzüglich aus Langerweile ihren Ursprung genommen. Wie so? Friedrich II., welcher früher Europa beschäftigte, war todt, der Amerikanische Bundesstaat war unabhängig, gegen Pfaffen

und Päbste hatte man sich müde gespottet, das Zeitalter der Aufklärung war bis zum Auswendigwissen gepriesen. Im Ganzen genommen hatten die Staaten Wohlstand, ihr Verkehr wuchs, ein behagliches Sinnenleben verbreitete sich über die Bürger, nur gebrach es an einer den Geist erfüllenden Richtung des Volklebens, so daß Cagliostro und die Halsbandgeschichte zu merkwürdigen Ereignissen wurden. Gebt uns zu thun, sagten die Völker in ihrer Muße, gebt uns einen Gegenstand der ernsten Theilnahme gegen den Ueberdruß des Lebens, — und es war genug zu thun bey dem offenkundigen Verfall der Staatverwaltung, bey Misbräuchen der Gewalt, bey dem schlechtgeordneten Verhältniß des dritten Standes, dessen gestiegene Bildung auf größere Bedeutsamkeit Anspruch machte. Sobald davon Einiges zur Sprache kam, ergrif man dies mit jener starken Heftigkeit, worin sich der Uebergang von Ruhe und Langerweile zur Bewegung auszeichnet; ganz Frankreich rechnete mit Necker, stritt mit den Parlamenten, foderte die Versammlung der Stände des Reichs. Wir wissen Alle die Fol-

gen, und wie Europa seit dem nicht müßig mehr gewesen.

Wenn eine solche Bewegung für die Völker eintritt, worin trotz guter und lobenswerther Richtungen zugleich stets etwas Krankhaftes liegt, kann die Politik keinen größeren Fehler begehen, als sich dem Andrange grade hin entgegenzustellen und dadurch sich selber als Sündenopfer zu weihen. Man muß der Thätigkeit eine Richtung gestatten, aber lieber ins Blaue hinaus, als gegen die eigene Brust. Was wirkten der Vertrag von Pillnitz und das Manifest des Herzogs von Braunschweig? Besser verstand Napoleon seinen Vortheil, er gab der Nation vollauf zu thun, ließ zur Langenweile keine Zeit, eben so wenig zum Ueberdenken seines Despotismus; glänzende Siege füllten die Seele der Franzosen mit dem Sieger, dessen Kaiserthum schwerlich ohnedem so fest begründet gewesen wäre, oder noch jetzt einem großen Theile des Volks als goldenes Zeitalter vorschweben würde. Nur fehlte der Sohn des Jahrhunderts auf andre Art, nämlich daß sein unerträglicher Druck eine neue Thätigkeit Eu-

ropas wider sich hervorrief, wogegen weder Klugheit noch Kriegesheere schützten.

Saget es euch, Herrscher und Diener der Herrschaft, daß gegen eine frisch eingeschlagene lebendige Richtung der Völker keine Waffen und Pferde ausreichen, kein Bann der Kirche nebst Ketzergerichten, keine auffpürende Polizey, ja sobald es zum bittersten Kriege gekommen, selbst nicht die leibhafte Vernunft und deren Gesetz!

Ihr nennt deswegen dieses euch feindliche Wesen Schwärmerey. Das ist es, aber mit mehr oder weniger Wahrheit vermischt, worin seine Kraft liegt; und wer zwingt euch, diesem Wesen in den Weg zu treten? Gebt ihm einen angemessenen Spielraum, und ihr seyd sicher. Macht mit der Wahrheit Bündniß, und ihr braucht den Irrthum nicht zu fürchten. Kein Schwärmer ist ohne seine Wahrheit, aber indem ihr diese angreift, verstärkt ihr seinen Irrthum. Er wagt sein Leben, und was ist dann zu bezwingen als der Leib? Ihr wollt euer Leben nicht zum Pfande setzen, und werdet ihr dadurch der Seele Meister?

Bloße Schwärmerey, ohne irgend eine

Wahrheit, was Napoleon unter Ideologie verstehen mochte, hat gar keine Gewalt. Schwärmerey zeigt sich deshalb in der Menschengeschichte stets in Verbindung mit Religion, mit Freyheit, mit dem Recht. Sinnliche Güter und Freuden lehren niemanden schwärmen, vielmehr geräth der Mensch in diesen Zustand durch Ueberdruß oder Geringschätzung des in sich Vergänglichen. Wer dieses Vergängliche für die einzige Wahrheit hält, Religion, Freyheit und Recht aber für Traumbilder, kann nicht begreifen, woher einer solchen vermeintlich leeren Schwärmerey die Gewalt komme, er will sie besiegen durch irdische Gegenanstalten, und täuscht sich in allen Mitteln; welche Täuschung zu den verschiedensten Zeiten eintrat, und nicht aus einem Mangel des Verstandes entsprang, sondern aus Unkenntniß dessen, was den menschlichen Verstand regiert. Warum erzeugte das Heidenthum wenig Schwärmer, und das Christenthum so viele? Weil das Heidenthum die falsche Religion ist, und das Christenthum die wahre. Warum giebt es Träume der Freyheit in allen Jahrhunderten? Weil sie keine Träume sind. Wäre das Recht mit der Stärke gleich-

bedeutend, wie Sophisten sagen, warum hat der Gebrauch von Macht nicht den Widerstand und das Geschrey des Rechts vertilgt? Fragst du mit Pilatus, was Wahrheit sey, so wird dich das Leben schon eine lehren, und zwar, daß die höchste Wahrheit des Menschen eben im Uebersinnlichen liege.

Darum, mein Freund, bedarf jener Spruch Christi, „die Kinder der Welt seyen klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht," (Luc. 16, 8.) mancher Einschränkungen zum richtigen Verständniß. Ich habe die Kinder dieser Welt oft grade deswegen recht thörigt und in dummer Finsterniß handeln sehen, weil ihnen der Stern der Kinder des Lichts nicht aufgehen konnte. Ihnen hängt eine Decke vor den Augen, hinter welcher sie mit vieler Weisheit Wort an Wort und Schlüsse an Schlüsse reihen, nur leider fehlt die wahre Gestalt der Sachen, worauf sich ihre Worte und Schlüsse beziehen; sie träumen mit wachen Augen, und werden überverständig in lauter Misverstand. Endlich vielleicht zerreißt die Decke durch fremde Gewalt, sie sind geblendet von dem Licht der Dinge, begreifen nichts, verstehen nichts, hängen

aber geschwind eine neue Decke über, und fangen von vorne wieder an zu reden und zu schließen.

Doch ich komme ab von der spanischen Revolution wie von Deutschland, und wollte nur sagen: die Schwärmer und deren Unheil werden stark durch die Feindschaft, welche man gegen ihre Wahrheit und ihr Recht ausübt, ja selbst das an sich Verkehrteste der Schwärmerey gewinnt alsdann eine scheinbare Gestalt des Wahren und Rechten, und wirkt mit wunderbarer Kraft. So hatten die seltsamen Lehrsätze der Albigenser und Waldenser ihren Einfluß den Päbsten zu danken, welche mit Feuer und Schwerdt dawider wütheten, so entsprangen Hußiten aus der Asche des Joh. Huß, so schuf nicht Luther, sondern der Pabst den Eifer für die Reformation, so bewirkten nicht die Nationalversammlung, sondern die Europäischen Fürsten und die Ausgewanderten den Freyheittaumel der Jacobiner, so erweckte Napoleon in Deutschland schwärmerischen Franzosenhaß, so erzeugten Ferdinand und die Inquisition glühende Liebe der Cortes und ihrer Verfassung in Spanien. Dies Alles, wohlverstanden, gilt

vom Anfange, nicht vom Fortgange, denn bis wie weit eine losgebrochene Kraft ihre Wirkungen erstrecke, ist weder durch einen ihr geleisteten Widerstand noch durch gefälliges Entgegenkommen oder durch Schonung auszumitteln.

Wir Deutsche nun sind kein schwärmerisches und leicht bewegtes Volk, sondern haben uns von eigenen Schriftstellern über Mangel an südlicher Phantasie und Ueberfluß an Schwerfälligkeit harte Dinge sagen lassen. Jedoch für Religion, Freyheit und Recht, das heißt für die Wahrheit der Schwärmer, sind wir gewiß nicht gleichgültig, sondern werden zu Zeiten darüber aufgeregt, empfinden auch, wenn gar nichts demselben Entsprechendes im Leben vorkommt, nicht geringe Unlust. Vorzüglich die Jugend ist hiezu geneigt, ihr Daseyn will über sich selbst hinaus, nämlich in die Zukunft, sie sieht einen vollen Himmel und will auch eine volle Erde, während das Alter, nachdem die Erde hinter ihm leer geworden, zugleich den Himmel weniger voll erblickt. Darum herrschen bey der Jugend mancherley Vorstellungen und Richtungen, von denen die Eltern und Erzieher nichts wissen oder wissen mögen, ja meistens

nichts davon verstehen, indem sie ihre eigene Jugend vergessen haben oder ganz andrer Vorstellungen sich erinnern. Was aber in der Luft liegt — Sie kennen schon diesen Ausdruck — wirkt auf die Jugend mit entschiedner Stärke, den Aeltern kann es weniger anhaben; jene wird krank, wenn etwa der Einfluß nachtheilig, diese bleiben gesund.

Während meiner Knabenjahre pflegten raufluſtige Schüler unter den Parthei Namen der Amerikaner und Engländer mit einander zu kämpfen um den Sieg dieſer beyden Völker zu entſcheiden. Ich kann verſichern, daß es lebhaft zugieng, daß man Reden hielt, daß Lord Elliot, Rodney, Waſhington, in Aller Munde waren, obwohl ſchwerlich ein Kämpfer die Zeitung geleſen oder in den Schulſtunden davon gehört. Ohne grade mit Werther ſich das Leben zu nehmen, gab es in deſſen Periode ſeufzende Jünglinge genug, ſie ſchwärmten in Blüten und Frühlingduft, oder in ſchauriger Mondnacht, ja der Mond ward mit einem ſolchen Aufwande von Verſen beſungen, daß über ihn ſeitdem nichts mehr zu ſingen iſt. Er gleicht auch heute wirklich kaum ſich ſelber, denn ich entſinne mich

sehr wohl jenes Eindrucks, welchen der damalige machte, viel feierlicher, räthselhafter, zauberischer. Als die französische Revolution begann, drangen ihre Freyheitbäume, Verheißungen und Thorheiten, in das Herz der Jugend, während das Alter kopfschüttelnd zusah. Aus der Unvereinbarkeit dieser Gesinnungen erwuchs ein Losreißen der Jugendgedanken vom älteren Geschlecht, mit vielfachen nachtheiligen Folgen. Späterhin haben Jünglinge gewiß den Tageshelden Napoleon bewundert und für ihn geschwärmt, wie hernach Alte und Junge gegen ihn, bis endlich sein Fall den deutschen Sinn auf das Vaterland stellt, und über dasselbe, wie über das Mittelalter, romantische Bilder und Geschichten vorbringen läßt.

Allerley Antheil an dem gegenwärtigen Treiben des deutschen Geistes, besonders der jüngeren Welt, hat die neuere Philosophie. Sie nahm während zweyer Jahrzehende — gleichzeitig mit der französischen Revolution und Deutschlands Erniedrigung — stark die Gedanken in Anspruch, und wirkt noch fort, nachdem sie aus der Mode gekommen, und der Theologie gleichsam das Feld geräumt. Weil Phi-

losophie das edelste Streben nach Wahrheit bezeichnet, kann sie gewiß nicht als bloße Schwärmerey gelten, sondern ehe als deren Gegenmittel, und dennoch erhielt sie durch die Lebendigkeit, womit man ihre Richtungen einschlug, einen schwärmerischen Charakter. Bey Kant ist grade Nichts dergleichen, aber schon bey den Kantianern. Ich erkenne es allenthalben, wo man durch ein schulgerechtes System mit logischen Beweismitteln die alleinige, für alle Zeiten unabänderliche und von keiner andern Seite mehr zu untersuchende philosophische Wahrheit gefunden und begründet zu haben glaubt; sich selber aber, als Erfinder oder vollendeten Kenner des Systems, für den Messias der Philosophie hält, von welchem alle frühere Philosophen, gleich Propheten, weissagten. Ihnen muß erinnerlich seyn, lieber Freund, daß nach dem ersten von Kantianern verkündeten Messias, viel andre Messiasse aufgetreten sind, deren Namen mehr oder weniger Ruf erhielten, aber eine Zeitlang schwärmerische Anhänger fanden, oder wohl noch dieselben finden. Leute wie unser einer, denen der schwärmerische Glaube fehlte, hatten zu streiten gegen eine

herrschende Gesinnung, gegen eine Sache, die in der Luft lag, und wir handelten insofern durchaus unpolitisch, hatten Stürme zu bestehen, und bewirkten schwerlich bey irgend einem Gegner Veränderung seiner Ueberzeugungen. Die Stärke jener philosophischen Schwärmerey liegt in der Wahrheit, daß alle selbständige Untersuchung der Quellen und des Umfangs menschlicher Erkenntniß eine systematische Durchbildung fodert, und daß mehr noch geschehen müsse, als bey denen aus früheren Jahrhunderten zu uns gelangten philosophischen Systemen geschah, sobald die menschliche Erkenntniß bedeutender seyn soll, als sie bis dahin gewesen. Einen ganz eignen Schein des Mehrgeschehens gewährte die Ergänzung oder angebliche Vollendung des Spinozismus durch Phantasie, welche nun dem Hange der Schwärmenden Vorschub leistete, und sie nicht wenig selbstzufrieden machte. Vom merkwürdigen Verhältniß solcher Art Philosophie zum Christenthume habe ich Ihnen einst meine Gedanken mitgetheilt (Brief III. der ersten Sammlung) und etwas Aehnliches ließe sich für andre Gegenstände nachweisen.

Denke man jetzt die Richtung der Gemüther durch große Ereigniſſe dem öffentlichen Leben und dem Beſtande der Staaten zugewendet, ſo wäre eine politiſche Schwärmerey wohl erklärlich, welche zu Werke gehen will, gleich der philoſophiſchen, Einheit fodernd, Syſteme conſtruirend, ein meſſianiſches Zeitalter der Staaten erwartend. Sie wird beſonders auf die Jugend und jugendlich Geſinnte wirken, nur muß daſſelbe eintreten, wie bey der allein wahren Philoſophie, daß nämlich die Meynungen ungeachtet ihrer Verwandtſchaft, aus einander ſchwärmen. Tritt ihnen jemand übereilt entgegen, will er ſogar das Wahre und Rechte gewiſſer Foderungen durchweg läugnen, ſo kann er ein Martyrer durch einen Märtyrer werden, wovon wir das traurige Beyſpiel erlebten. Die philoſophiſche Schwärmerey zählte nur Selbſtmartyrer, weil ſie mit dem äußeren Seyn nicht in Feindſchaft gerieth, die politiſche Schwärmerey kommt in unfehlbare Beziehung damit; jene entladet ſich deshalb in Büchern, dieſe erſcheint außer Büchern auch in öffentlichen Thaten.

Darob werden nun die Politiker beſorgt.

Lärmer und Schwärmer in der Philosophie waren ihnen vielleicht genehm, und sie fragten sich wie Pilatus, was Wahrheit sey; aber alle politischen Schwärmer, ja noch mehr die Lärmer, sind ihnen ein Gräuel. Sie sehen die Jugend ergriffen, auch einige Lehrer krank, und wollen die Schwärmerey aus den Büchern vertilgen, wie aus der Welt. Sie meynen, das gehe mit Censur und Specialuntersuchung, als ob das verbotene Wort den Gedanken tödtete, und Furcht die Ueberspannung des Geistes lähmte! Entschiedner richtet man dadurch die Gewalt beyder gegen sich, und verstärkt ihre Wahrheit, mithin ihre Kraft; weil das gewählte Heilmittel Freyheit und Recht zu beleidigen scheint. Sonderbares Schauspiel, daß die lernende Jugend aus Ueberdruß an der Wissenschaft ins äußre Leben eingreifen will, und daß die Lenker des äußern Lebens den Wissenschaften zutrauen, mit Geistesschienen das Herz der Jugend zu gewinnen, so wie den außerordentlichen Gerichthöfen, durch ihre raschen Verhaftbefehle die Liebe der Bürger wieder herzustellen!

Noch sonderbarer verwirft man das einzige Heilmittel, welches sicher seinen Zweck erreicht,

welches den Schaden gründlich hebt, wornach die Kranken sich sehnen, wogegen die Aerzte unüberwindliche Abneigung haben — ständische Staatverfassung. Sie wirkt gleich einer Luftveränderung in den Staaten, macht alle andere Vorkehrungen überflüßig, weil eben der Fehler in der Luft gelegen. Woher diese Wirkung? Das Uebel gieng hervor aus Langerweile und Schwärmerey. Constitutionen geben zu thun, und zwar nicht bloß Einigen, sondern Vielen, und weil jeder auf irgend eine Art repräsentirt wird, oder es zu seyn glaubt, eigentlich Allen; die Langeweile hat ein Ende. Seyd auch sicher vor wunderlicher Schwärmerey, denn sie verschwindet, wo ein öffentliches Leben der Freyheit und des Rechts vorhanden ist; die Jugend wird schweigen, wo Männer reden dürfen. Giebt es einen bedenklichen Zustand Europas oder Deutschlands, er hört auf mit dem Gebrauch dieses zuverlässigen Mittels.

Gegenwärtig scheinen manche Staaten und deren Lenker ein Verhältniß zu wiederholen, welches aus meinen Knabenjahren mir erinnerlich blieb. Ich litt häufig an kalten Wechselfiebern, und wußte aus frühern Vorgängen, daß

sie nur der Chinarinde wichen. Mein Arzt hatte Abneigung gegen diese damals noch ziemlich neue Arzney, versuchte deshalb jedesmal die Heilung mit allerley andern sauren und bitteren Tränkchen, was aber nie gelang. Ich im Bette bat und flehte, mir die Rinde zu reichen, der Mann zögerte von Tage zu Tage, versprach, und hielt nicht Wort, bis alle seine Tränkchen durchgemacht waren. Dann entschloß er sich zuletzt mit einigem Unwillen zur China, worauf das Fieber wich. Nicht besser treibt man es mit den Fieberanfällen der Staaten, nur daß nicht immer entschieden ist, ob die unwilligen Aerzte endlich zur Rinde greifen. In Spanien ward der Kranke seines geschüttelten Zustandes und noch mehr der widerlichen Arzneyen müde, sprang aus dem Bette, stürmte nach der Apotheke, und nahm zu sich, was man ihm versagte. Ist er geheilt, wie ich hoffe, was müssen andre Kranke schließen? Ich wünsche nicht, daß sie es ihm nachmachen, sondern daß die Aerzte den Heilungtrank bereiten. Jene Nothkur hat große Gefahren, wirkt bey dem Genesenen Verachtung der Aerzte, ja vielleicht der gesammten Heilwissenschaft und Kunst, und kann

ihn in neue gefährliche Krankheiten stürzen. Bewahre uns der Himmel vor solchem Mitgeschick, und sende den rechten Arzt!

Zweyter Brief.

Mai 1820.

Lebensbeschreibungen sind mir lieb, nämlich die rechten, worin man ein wirkliches Leben mit allen Einzelheiten kennen lernt. Die Leute brauchen nicht immer so merkwürdig und so tragisch zu enden, wie August von Kotzebue, dessen Schicksale aus seinen Schriften und andern Nachrichten neuerdings ganz gut zusammengestellt wurden. Auch andre weit weniger öffentliche Begebenheiten zwischen Geburt, Heyrath und Grab nehmen uns in Anspruch und bringen eine Reihe kleiner Bilder und Verhältnisse lehrreich vor die verwandte Seele.

Zwar giebt es eine biographische Lobrednerey und Allgemeinheit, wodurch man aller Vortheile verlustig wird, doch kommt sie gegenwärtig außer Gebrauch. In meiner Jugend er-

schienen von bedeutenden Personen der Vaterstadt gedruckte Lebensläufe am Begräbnißtage, und ich nahm sie stets begierig zur Hand, erfuhr aber fast Nichts von allem was die Gestorbnen erfahren, sondern bloß, wann sie das Licht der Welt erblickt, wer ihre Eltern gewesen, wann sie sich verheyrathet, und an welcher Krankheit sie gestorben, wobey die Krankheitgeschichte durch ärztlichen Bericht besondrer Ausführlichkeit genoß. Darneben wurden die Verdienste der Todten nach Verdienst gepriesen, und was für unersetzlichen Verlust der Staat erlitten; nur gerieth ich in kindische Verwunderung, warum mir dieses nicht aufgefallen, und warum man nirgends merkte, daß die Verstorbnen fehlten, indem die Staatgeschäfte ferner ihren Gang giengen, und durch das Einrücken der Lebenden an den Platz der Todten gar keine sichtbare Veränderung entstand. In einem aristokratisch bürgerlichen Gemeinwesen der Hanseſtadt Lübeck, und deren friedlichen Gewerbthätigkeit war dieses begreiflich genug.

Besser machen es daher die neuern Lebensbeschreiber, wenn sie aus Papieren und Briefen der Verstorbenen ihren Gemüthszustand jeglicher

Lebensperiode samt kleineren Familienverhältnissen, Feindschaften und Freundschaften, vorführen. Die Todten malen dann sich selber, ohne es gewollt zu haben. Viele tadeln eine solche Aufstörung der Vergangenheit als unart, und deren Misbrauch liegt nahe, so daß einem lebenden Briefsteller vor der Oeffentlichkeit seiner Briefe nach dem Tode grauen könnte — aber gesetzt dies geschieht in vernünftigem Maaß, so erfährt doch ein Leser, was er bis dahin nicht wußte, lernt die Verstorbenen kennen, und wahrscheinlich sind dem Bewohner einer zweyten Welt unsre irdischen Urtheile gleichgültig! Denn jene Nachwelt, um welche die Schriftsteller mit Eifer sich abmühen, gleicht einem wunderlichen Niemand, dem Niemand sich anders darzustellen braucht, als er ist, oder in anderem Licht, als worin ihn die Zeitgenossen, Freunde und nächsten Umgebungen gesehen. Hat ihn manchmal Leidenschaft hingerissen, und die Nachwelt erfährt dies, so ist sie selber nicht von Leidenschaften und Schwächen frey, muß demnach die Entdeckung kaum sonderlich auffallend oder herabsetzend finden.

Glauben Sie nicht, liebster Freund, ich

wolle das schaamlose Druckenlassen aller und jeglicher Papiere, das Klatschen und Anekdotenjagen mit und ohne Briefe hiedurch in Schutz nehmen. Mir könnten Sie den Inhalt Ihres Schreibepults viel sicherer nach Ihrem Tode anvertrauen, als tausend Andern, und ich würde mit dem Schatze ungemein vorsichtig verfahren. Wer sorglos aus fremdem Nachlaß mittheilt, schadet sich selbst am meisten, wie gern auch die neugierigen Leser zugreifen. Nur was die wahren Züge der Verstorbenen enthüllt, Menschliches dem Menschen kund giebt, braucht ein Biograph nicht zu verheimlichen, er soll es sogar mittheilen, wenn er nicht überall schweigen will, oder ein flaches Lobpreisen werthloser Leichenreden mit weiter Allgemeinheit vorzieht. Der Mensch lehrt den Menschen durch seine ganze Persönlichkeit, durch seine Fehler und Schwächen so gut als durch seine Tugenden.

In diesem Sinne hat F. G. Welker neulich das Leben Zoega's herausgegeben (2 Theile 8.). Vermuthlich aus Scheu vor dem Tadel der Zärtlichen stehen in der Vorrede Entschuldigungen über die offene Mittheilung der Briefe des Mannes und deren Inhalt. Zoega nämlich

(geb. in Jütland 1755. geſt. in Rom 1809.) war einer der gelehrteſten Männer ſeines Zeitalters und entwickelte in ſeinen Werken — namentlich in dem Werk über die Obelisken — großen Reichthum ſorgfältiger Beobachtung und des vergleichenden Scharfſinns. Die Lebensbeſchreibung zeigt nun deutlich jene Widerſprüche, in welche der aufſtrebende von Sachen und Wiſſenſchaften ſtark ergriffene Menſch leicht hineingeräth, indem er über das gemeine Daſeyn hinauswill, und doch immerwährend darin ſtecken bleibt. Faſt ein ununterbrochenes Echo dieſer Disharmonie erklingt in allen Briefen Zoega's, ſie mögen geſchrieben ſeyn am rauhen Ufer der Oſtſee oder unter den Trümmern des alten Roms. Ich pflege dergleichen Welthypochonder zu nennen, ſehr verſchieden von dem leiblichen des fleißigen Schriftſtellers, welchen er durch Brunnenkur und Luftveränderung heilen kann. Oder iſt es nicht Welthypochonder, wenn Zoega ſchreibt: „Wer ſich zum Gelehrten aufwirft, iſt entweder ein Dummkopf oder ein Selbſtmörder. Nimm das für eine Regel ohne Ausnahme. . . . . Mir iſt nur das übrig, mich zu ſtellen als macht' ich den Gelehrten, wohl

mir bewußt, daß es eines Menschen Leben nicht werth ist, einer zu seyn (Th. I. S. 417.). . . . All das Antiquarienwesen ist ohne Zweck und Ziel, und all unser mühseliges Bestreben hat am Ende nur unnützes Spielwerk zum Gegenstande. Ich gedachte einmal das ganze Ding aus dem Grunde zu erforschen und in seinem Zusammenhange der Welt vorzulegen, um das Wenige, was Reelles daran ist, abzusondern von dem Schwall von Geschwätz und Betrug, in welchen es eingehüllt ist, allein die mancherley Aufträge, die ich übernehmen muß, benehmen mir allmählig die Hofnung, meinen Plan auszuführen (Th. 2. S. 78.). . . . . Alles mag mein Sohn werden, nur Gelehrter nicht: denn die Gelehrsamkeit macht unsre Seele zu frey und unsern Körper zu sclavisch, und der Contrast zerrüttet unser Wesen." (Eb. S. 246.)

Keine Einwendungen, lieber Freund, gegen diese Lehre vom Welthypochonder, an welcher ich mit einiger dogmatischen Hartnäckigkeit festhalte. Sie findet ihre Bestätigung in unzähligen Beyspielen, unter andern auch im Leben des gleichzeitigen Fernow, den ich selber einst durch Thüringen begleitete, als er voll rosen-

farbner Gedanken nach Italien zog, und deſſen erſehnten Rückzug aus dieſem Lande nebſt frühem Sterben im nichtitaliſchen Weimar Johanna Schopenhauer beſchrieb. Zoega hat mich ſehr an ihn erinnert, derſelbe gerügte Misklang durchdringt die Tage beyder. Soll ich ihn noch näher bezeichnen? Zoega widmet ſich nach fleißig benutzten Univerſitätjahren keinem poſitiven Fach, etwa der Theologie, Jurisprudenz, dem gelehrten Schulunterricht, ihm däucht dieſes Alles zu einzwängend, er wählt deshalb nicht ſeinen beſtimmten Platz oder den Weg zu demſelben in der bürgerlichen Welt, ſondern wartet in Kopenhagen auf ein Unbeſtimmtes, das da kommen ſoll, und zerfällt darüber mit ſeinen Umgebungen, grade weil ihm das Beſtimmte mangelt, wovor er ſich ſcheut. Hierauf trachtet ſeine Sehnſucht nach einer Hauslehrerſtelle in Fühnen, er kommt dahin, freut ſich der ſchönen Natur und ſeiner Lage, aber in ihm bleibt, was er aus Kopenhagen ſchrieb: „ein ewiger Widerſpruch, daß ich ſelbſt nicht weiß, was ich will oder wünſche, und mich ſelbſt haſſen möchte wegen des Hin- und Herſchwankens von Trieb zur Läßigkeit, von Entſchluß zu Zweifel.“ (Th.

1. S. 97.) In der Fühnischen Einsamkeit, wo kein erregender Umgang durch Menschen — den er in Kopenhagen geflohen — quälen ihn bald Erschlaffung und Trübsinn. Hienächst geht er mit einem jungen Herrn von Heinen auf Reisen, vorerst nach Göttingen als akademischer Begleiter, wo seine gelehrte Sucht Befriedigung findet, aber — Göttingen und die Professoren werden ihm zuwider. „Unter allen möglichen Wesen," sagt er, „mit denen der Mensch Umgang haben kann, sind Professoren und Studenten die unerträglichsten. Das Gemisch von Pedantismus und Aefferey kehrt einem den Magen um, daß man an allen Dingen einen Ekel bekömmt." (Th. 1. S. 236.) Späterhin gewinnt er bestimmte Geschäfte durch Anordnung eines Münzkabinetts in Kopenhagen, ihm werden 600 Rthlr. auf zwey Jahre als Reisegeld zugesichert, nach deren Verlauf ihn das Münzkabinett als seinen Aufseher erwartet; doch — man denke! — außer der Gelehrsamkeit wird ihm das Reisen zuwider, „auch darum, weil es den Menschen oberflächlich macht. Ich sehe das an allen den zahllosen Herumwanderern, die mir aufstoßen; es gehört mit zum Handwerk,

von allen Dingen zu wiſſen, und keines von allen zu kennen. Mir ſelbſt geht es ſo, daß ich alle Bemerkungen meiner vorigen Reiſen unwahr finde. Deswegen mache ich jetzt gar keine." (Th. 1. S. 406.) — Derſelbe Mann, welcher früher nur nach Unabhängigkeit und Muße zum gelehrten Forſchen ſtrebte, kömmt nach Rom, verheyrathet ſich dort heimlich mit einem römiſchen Mädchen und vertauſcht ſeinen proteſtantiſchen väterlichen Glauben gegen den römiſch katholiſchen. Haben dieſes nun Schönheit und Liebesrauſch zuwege gebracht, ſo findet er doch nach einigen Jahren, die römiſchen Weiber ſeyen nur zum Kindergebären brauchbar, und das geiſtliche Treiben ſey ein Pfaffenthum; ja ſein Sohn ſoll eben ſo wenig Pfaffendiener als Gelehrter werden. Allerley häusliche Leiden, beſonders Kränklichkeit ſeiner Frau, Abſterben mehrerer Kinder, verbittern ihm das Leben an der Tiber, er fühlt Sehnſucht nach feſter Verſorgung, die Bilder des Vaterlandes erwachen in ſeiner Seele, eine Profeſſur in Kiel däucht ihm das Rechte. Nach vielen weggeräumten Schwierigkeiten führen ihn ſeine Freunde an dies Ziel; aber —

nun kann er von Rom nicht scheiden, verschiebt seine Abreise, und bleibt gegen frühere Entschlüsse ganz dort. Sicher wäre er im Vaterlande nur unglücklich gewesen, obendrein will seine Frau nicht hin. Endlich, um die Widersprüche zu vollenden, findet man bey ihm, der in allen Briefen über Mangel geklagt, nach seinem Tode tausend Piaster in Golde, eine Frucht unstreitig der härtesten Sparsamkeit.

Verglichen mit dem offenen kindlichen Sinn des Mannes, mit seinem rastlosen Fleiß, seiner seltenen Verläugnung für die Wissenschaft, für die Familie, an denen sein ganzes Herz hängt, gewähren die Widersprüche ein recht trauriges Bild. Sie sind mehr oder weniger auch bey Anderen heimisch, sind nicht ausschließliches Eigenthum einer kränklichen antiquarischen Natur. Es giebt nur zwey Wege, dürfte man sagen, ihrer los zu werden, nämlich zu leben oder zu sterben. Unter Leben verstehe ich dann eine gewisse Empfänglichkeit für jegliches sich darbietende Gute, einen fröhlichen Genuß des Augenblicks ohne sonderliche Gedanken der Zukunft, eine Leichtigkeit das Unangenehme zu verschmerzen und zu vergessen, was Aristipp vielleicht

mit Meisterschaft geübt haben mag. Unter Sterben im Gegentheil verstehe ich ein reines Entsagen, einen Abschied von der Welt und ihrem Genuß, worin Asceten und Mönche, nämlich die wahren, wirklichen, sich hervorgethan, was aber ein Familienvater schwerlich zu Stande bringt. Zwischen beyden liegt eine Art Hausphilosophie, nicht aus einem Stück, consequent in der Inconsequenz, nämlich ein Leben und Sterben zugleich; ein Genießen, als lebte man bloß für den Tag; ein Entbehren, als sey man schon gestorben, oder stürbe. Letzteres erscheint allerdings Platonischer und christlicher, fodert auch die meiste Geisteskraft, und ist, mit Religion verbunden, der Anker auf dem Meere des Lebens. Ersteres ist heidnischer, aber im untergeordneten Maaß empfehlungwerth, damit nicht die Haltung übermäßig strenge, und das Gemüth erbittert werde gegen Verhältnisse zu Welt und Menschen. Zoega hat Viel vom Heidnischen, kömmt nicht mit sich selbst zum Abschluß, und sucht hinter demjenigen was er hat und genießt, immer noch ein Neues, ohne sich die Zukunft aus dem Sinne zu schlagen oder ein Drückendes der Gegenwart zu verschmerzen.

Hier liegt die Urquelle seines Trübsinns und Hypochonders, und seine religiösen Ueberzeugungen sind dawider nicht stark genug. Ihm gefällt vielleicht Göthe deswegen als Dichter vor allen Uebrigen, weil dieser in seinen Werken die heidnische Richtung unter den anmuthigsten Formen offenbart. Ganz ein Aehnliches findet sich bey vielen Männern aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ist vielleicht dessen eigenthümlichster Charakter, und die Grundlage jener Melancholie, deren Züge Göthe in seinem Leben schildert, und welche los zu werden, er seinen Werther dichtete. Auch dieser Weg führt am Ende zur Entsagung, obwohl sie schwer erreicht wird, indem allerley Rückschritte oder Umwege vom Ziel entfernen, das Gemüth beunruhigen, Widersprüche mit Widersprüchen häufen, bis das Grab den trüben Wanderer empfängt. Wohl dürfte dieser am Rande desselben ausrufen: „Traurigkeit ist des Menschen Loos; in der Jugend hat er nicht was er begehrt, im Alter begehrt er nicht was er hat; und doch ist in der Ausgleichung des Begehrens und Habens alle irdische Glückseligkeit zu suchen!"

Einſt kannte ich einen Jüngling, der ſchon früh von ſolchen Gedanken heimgeſucht wurde, und der in ähnlicher Art, wie Zoega, wegen äußerer Verhältniſſe und noch mehr durch die Unruhe des Ehrgeitzes, welcher bey fortſtrebenden Naturen allemal zum Grunde liegt, nicht hatte, was er begehrte. Da zogen ihn eigene Neigung, moraliſche Beyſpiele, und auch wohl eine Ahndung, daß es ſo am beſten ſey, zur Weltentſagung, und er konnte ſich ganz dichteriſch eine Lebensweiſe ausmalen, abgeſchieden von der Welt über die Welt nachzudenken, obwohl dieſes ein innerer Widerſpruch iſt, und wahrſcheinlich die Welt ſeine Gedanken auch hätte hören oder leſen ſollen. Inzwiſchen ward dem Frühweiſen die Härte und Einförmigkeit der Abſchließung läſtig, und nothgedrungen unter Menſchen lebend, fand er, daß man dadurch mit ihnen ſchlecht auskomme, wie chriſtlich, aſcetiſch, und im Ganzen vielleicht heilſam die Sache immer ſey. Dadurch veranlaßt ſuchte er mit einiger heidniſchen Miſchung die herbe Säure zu verſüßen, mit leichtem Sinn den Gaben des Augenblicks nachzuhängen, welches gelang, und als Vergeſſenheit des trüben Ernſtes

ſchon eine Kraft des Willens vorausſetzte. Uebung bringt Fertigkeit, und hatten nun ehedem die Menſchen an der finſtern Verſchloſſenheit des Jünglings Anſtoß genommen, ſo konnten ſpäterhin ernſthafte Männer die ſcheinbar ſorgloſe ſinnliche Lebhaftigkeit tadeln, womit er den Eindrücken der Außenwelt ſich hingab. Seine Fertigkeit mußte mit den Jahren noch zugenommen haben, weil ich im Mannesalter ihn wiederfand ohne deſſen gewöhnliche Gravität und abgeſchloſſene Form, vielmehr jugendlich leichter und ſinnlich lebendiger, als in der Jugend ſelbſt. Er hat mir wohl geſtanden, der Ernſt ſey nie von ihm gewichen, theils weil er allem Scherz zum Grunde liege, wie der Sorgloſigkeit die Sorge, theils weil er ihm angeboren geweſen, und die Kunſt niemals der Natur Meiſter geworden. Doch habe er oft lächeln müſſen, wenn Leute, welche ihn zu kennen glaubten, die Kunſt für das Natürliche nahmen und Letzteres für das Angebildete, dann aber ihn wohlmeynend warnten, oder wohl gar tadelten. Mit den meiſten Menſchen ſey er beſſer gefahren, und dies habe ihm genügt, auch ſey die Kunſt mit einer gewiſſen Menſchenverachtung zuſammengetroffen, die

mehr oder weniger im längeren Leben sich einfinde. Man könne dergleichen ohne Verdrießlichkeiten andrer Art nur durchführen, wenn die Lebenslage einige Unabhängigkeit von fremdem Urtheil gewähre, und bürgerliche Verhältnisse etwas frey zu beherrschen erlaube; dann aber stamme daraus eine gute Hausphilosophie, hinreichendes Wohlseyn, und ein Maaß von Genügsamkeit und frischem Genuß, welches bey zunehmendem Alter von selber immer mehr in Ernst übergehe und für die Erdentage ausreiche.

— — —

Juni 1820.

Hier mußte neulich mein Schreiben abgebrochen werden, und während ich das Jüngstgeschriebene nachlese, kommen mir so viele mögliche Einwendungen gegen den Welthypochonder, daß ordentlich die Theorie desselben Gefahr läuft, und ich sie für das Erzeugniß einer trüben Stunde nehmen müßte, wäre sie nicht schon seit Jahren mein. Besonders däucht mir, könnten mein Freund und Andre sagen, aus dem Leben eines grämlichen Gelehrten folge

Nichts, und Zoega habe ganz Recht über die Unnatur der Gelehrsamkeit; man solle Menschen betrachten, die nicht vom Alp gedrückt würden, aber weil einen selber dieser ritte, meyne man ihn überall anzutreffen! — Gut, ich will ein zweytes Beyspiel wählen, einen von der Welt vielfach Gepriesenen, für die Welt Ausgezeichnetes Leistenden, mit der Welt Erfreuliches Genießenden, keinen Gelehrten und Antiquar, keinen durch Familiensorgen und häusliche Beschränkungen Verstimmten, nämlich den großen Schauspieler Friedrich Ludwig Schröder.

Seine Lebensbeschreibung, als Beytrag zur Kunde des Menschen und Künstlers, ist im vorigen Jahre (Hamburg 2 Thle. 8.) durch F. L. W. Meyer zum Druck befördert. Ich hielt den Herausgeber anfangs für den Hamburgischen Domherrn und Schriftsteller Meyer, fand aber hernach, dieser könne es nicht seyn, weil des Domherrn als einer dritten Person im Buche gedacht wird, und weil der Herausgeber nicht in Hamburg wohnt, obwohl in dessen

Nähe. *) Mag darum aus der großen Namenverwandschaft aller Meyer die Persönlichkeit des Biographen unbestimmt bleiben, er ist auf jeden Fall ein näherer Freund Schröders gewesen. Er konnte deswegen aus nachgelassenen Papieren Vieles mittheilen, nur ist das Viele nicht gut zum Ganzen geordnet und der Leser muß einen großen Schwall von Theaternachrichten durcharbeiten, um das Merkwürdige zu finden. Obendrein herrscht in manchen Beziehungen, deren Klarheit man wünschen möchte, ein gewisses Dunkel, als scheute sich der Herausgeber die Sachen näher zu berühren, oder als fiele dadurch ein nachtheiliger Schatten auf seinen Freund. Der letzte Grund verdient allemal Achtung, nur sollte dann der Biograph das Dunkel auf solche Weise vertheilt haben, daß niemand es vor dem Lichte gewahr würde. Schröder ist im Jahr 1744. zu Hamburg geboren, von einer Schauspielerin, die hernach unter dem Namen ihres zweyten Mannes als Sophie Charlotte Ackermann einen wohlverdienten

*) Im neunten Heft der Zeitgenossen bezeichnet ihn Hr. Schink als Professor in Bramstädt.

Ruf sich erworben. Er starb in Hamburg 1816. sehr wohlhabend, wo nicht reich, und hatte schon seit dem Anfange unsers Jahrhunderts von der Bühne sich zurückgezogen.

Recht auffallend wird im Leben dieses ausgezeichneten Künstlers, den Alle dafür erklären, die seinen Darstellungen beywohnten, ein bedeutender Unterschied der Schauspielkunst von den übrigen schönen Künsten in Absicht ihres Verhältnisses zu Welt und Menschen. Andre Künste nämlich, Dichtkunst, Tonkunst, Malerey, gewähren ihrem Lieblinge durch sich selbst eine hohe Befriedigung, eröfnen ihm ein Zauberreich, worin er schalten und seine wirklichen Umgebungen nebst vielem Unbehaglichen rein vergessen kann, wenn nicht etwa Mangel oder Nahrungsorgen den Flug der Phantasie unterbrechen, oder auch in diesem traurigen Falle die Ausübung der Kunst dem genügsamen Künstler freundlichen Trost gewährt. Sichere aber dem Dichter, dem Tonkünstler, dem Maler, ein für seine Bedürfnisse hinreichendes Auskommen, und er treibt sein Werk mit Lust und Frieden, dichtend, Klangreihen oder Gestalten erfindend, darstellend, ohne daß ihn die Mitbürger sehen,

seine Werke loben oder bezahlen, wiewohl letzteres dem Lebensglück mit nichten schadet. Ein Schauspieler hingegen übt seine Kunst durchaus nicht für sich selbst, sondern für Andre, für einen Genuß der Zuschauer, dem er als Mittel dient, wofür er manche Bequemlichkeit aufopfert; ein Publikum ist ihm für seine Leistungen schlechthin nothwendig, und er wird gewiß nicht auf den Brettern eines leeren Hauses das Lächerliche oder Tragische menschlicher Charaktere vorführen wollen. Außer der wirklichen Welt jenseits des Vorhanges, bedarf er noch einer Theaterwelt dießeits desselben mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, um seine Kunstdarstellung auf den Brettern — nur anzufangen. Darum ist die Schauspielkunst keine unabhängige, sich selbst genügende, sondern wesentlich nach Eindruck auf Andre strebend, bey diesem Eindruck an die Mitwirkung andrer Kunstgenossen gebunden, allerdings dem Ideal des Schönen zugewandt, aber nur wiefern es vor Andern mit großer Lebendigkeit erscheinen soll. Verglichen mit ihr besitzen die übrigen Künste weit mehr Egoismus und Häusliches, jene ist in ihrem Wesen Selbstverläugnung und

Oeffentlichkeit, sie wirkt dadurch auf das innere Leben ihres Jüngers und seine Stellung zu den Zeitgenossen in ganz eigenthümlicher Weise. An die Nachwelt zu denken, verstattet sie gar nicht, denn was der bloße Schauspieler — nicht der Schauspieldichter — leistet, geht mit ihm zu Grabe.

Manches Vorzugs möchte sich deshalb die mimische Kunst vor ihren Schwestern rühmen. Sie führt mitten in die Welt, wirkt auf die Welt, reißt stärker hin als Farben, Klänge oder geschriebenes Wort, und ist das Leben ein Schauspiel, so ist im Schauspiele das ergreifendste künstlerische Leben; an der leisesten Bewegung des Meisters hängt das gespannte Gemüth der Zuschauer, an Ton und Gebehrde ihr Weinen und Lachen, der ganze zweyte Mensch ist mit Ohr, Auge, Phantasie, Gefühl und Verstand in des Künstlers Gewalt. Vielseitig wie keine andre Kunst, wird die Schauspielkunst niemals durch Einseitigkeit den übrigen ähnlich, sie lehret Menschenkenntniß und Selbsterkenntniß durch Auffassung der feinsten Züge des Charakters, sie hat eine Klarheit für Jedermann, welche anderweitigen Künsten gebricht,

und steht ganz in der Mitte des natürlichsten allgemein verständlichen Menschendaseyns. Schröders Biographie erzählt uns, die Gallerie des hamburgischen Theaters habe am unwandelbarsten dem Meister Beyfall gezollt, und ich halte dies für einen treffenden Beleg seiner Künstlergröße, weil manche Gebildete und Verbildete mit ihren Foderungen an das Schauspiel kaum wissen was sie wollen, und am Ende vor lauter Mattigkeit und seinem Verstande weder zum Weinen noch Lachen kommen. Wie oft müssen die andern schönen Künste trauren, daß sie eine besondre Bildung des Geschmacks voraussetzen, welche den meisten Zeitgenossen, oft sogar ganzen Zeitaltern, fehlt; sie rühren dann höchstens die Menge auf einzelnen untergeordneten Stufen der Kunsthöhe, sind aber derselben in ihren größten und reichsten Schöpfungen unzugänglich! Ich lebe der völligen Ueberzeugung, daß Dichtkunst (Volklieder ausgenommen), Musik (Tanzmelodien und Gassenlieder ausgenommen), Malerey (Bildnisse ausgenommen) auf eine sehr geringe Zahl von Menschen wirken, auf eine viel geringere, als man sich wohl einbildet, und darum gewährt es den Pflegern dieser Künste nur

schmerzlichen Trost, mit Horaz das ungeweihte Geschlecht abzuwehren und in ihrer Welt allein zu stehen oder mit wenigen Kunstgenossen. Der Schauspieler hat es besser, ihn preiset und krönet das Volk; bedarf er für diesen Zweck der Selbstentäußerung, so ist sie nicht ohne Lohn, und führt außerdem zur Herrschaft über sich, zur Ueberwindung zufälliger Gemüthzustände bis auf Blick und Gebehrde, in welcher Herrschaft die Grundlage eines entschiednen Charakters zu suchen, welchen derjenige ja kennen muß, der ihn im Guten oder Schlimmen darzustellen weiß. Andre Künste gewähren diesen Vortheil nicht.

Sind diese Bemerkungen wahr, so geben sie Raum zu meiner eigenen Anklage. Ich habe nämlich von Jugend auf wegen entschiedner Kunstfreude nach allerley Kunstfertigkeiten getrachtet, und besonders mit Musik und Malerey hinreichenden Liebhaberverkehr getrieben, ohne je die Schauspielkunst in den Kreis meiner Bemühungen aufzunehmen und ihr die geringste Neigung abzugewinnen; im Gegensatz mit den meisten Menschen, welche gern sich mit ihr beschäftigen, und nicht selten eifrige Theilnehmer

an Darſtellungen kleiner Liebhaberbühnen werden. Das ſtammte nicht aus Gleichgültigkeit gegen dramatiſche Wirkung, denn ſie riß mich fort, ſelbſt mittelmäßige Leiſtungen nahmen alle Sinne gefangen, und der gewaltige Shakſpeare, den ich über alle Dichter ſchätzte, lag mir immer in Gedanken. Aber wenn ich den Muſiker wegen Meiſterhaftigkeit im Tonſpiel, den Maler um Feſtigkeit der Zeichnung und guten Gebrauch der Farben, den Dichter wegen Leichtigkeit und Wohlklang der Sprache beneidete, ſo war die Kunſtfertigkeit des Schauſpielers nie Gegenſtand meiner Wünſche. Ich erſchrak freylich vor dem Geiſt im Hamlet, zitterte bey dem Schwur des Prinzen, fühlte mein Inneres durchbohrt von dem Selbſtgeſpräch über Seyn und Nichtſeyn, begehrte jedoch nicht über die Bühne zu ſchreiten wie der Geiſt, nicht zu ſchwören und zu grübeln wie der Bretterprinz, nicht wahnſinnig zu ſcheinen, wie Ophelia. Sogar ward mein Unwille gereitzt, wenn man Schauſpieler und Redner verglich, oder den Eindruck der Bühne größer nannte als den der Rede, weil die Gabe der Beredtſamkeit oder ihre Kunſt mir äußerſt werthvoll däuchte, und der Ruhm eines Demoſt-

henes mit dem Ruhm eines Garrik gar keiner Vergleichung fähig. Selbst als im letzten Zehend des vergangnen Jahrhunderts Wilhelm Meister dem Theaterwesen eine höhere Bedeutung unterlegte, und Göthe eigentlich in jenem Werk die Richtung der Zeit auf dichterische Weise aussprach, wollte sich meine alte Abneigung nicht verlieren. Sagte ich mir gleich: Schauspiel sey das Leben und das Leben ein Schauspiel, so daß der Mensch am besten durch die Zeiten wandle, wenn er dem Künstler ähnlich seine Rolle behaupte, — dennoch ward dem Spiel auf der Bühne und einer Darstellung wirklicher Rollen keine größere Gunst gewonnen.

Hiefür glaube ich jetzt den Grund in Folgendem zu finden, und gesetzt, mein Freund, Sie wollen dies als Egoismus deuten, stehe Ihnen die Deutung frey, nur vergessen Sie darneben nicht, Persönlichkeit und Individualität — also Ichheit — sey das Ursprünglichste im Menschen. Der Schauspieler nämlich verläugnet sich selbst, sein eigenthümliches Wesen, und der Triumph seiner Kunst ist, einen fremden Charakter, dessen Züge ihm vielleicht innerlich zuwider sind, möglicher Weise einen Franz

Moor, mit dem größten Scheine der Wirklichkeit darzustellen. Und warum thut er dieses? Um andern Menschen — den Zuschauern — einen ästhetischen Genuß zu bereiten, weil außerdem seine Mühe keinen Zweck hätte. Selbstentäußerung nun bloß für den Sinnengenuß Anderer scheint ein Misverhältniß der That und des Zweckes, dieser ist zu klein für jene, und man macht sich selbst in seiner Persönlichkeit zum Mittel der Befriedigung eines fremden Lustgefühls. Wo letzteres im vollsten Maaße geschieht, da ist rechtswidrige und entehrende Sclaverey, und dies geschieht wenigstens zum Theil im Schauspiel, was vielleicht die kunstliebenden Alten fühlten, und darum die mimische Darstellung, als freyer Männer unwürdig, den Sclaven überließen. Schon im gesellschaftlichen Umgange verliert ein Lustigmacher, ungeachtet man ihn gerne zugegen sieht, an persönlicher Achtung. Man sage nicht, der Schauspieler stelle ja auch große und edle Charaktere dar, wirke erhebend, rührend, belehrend — die Bemerkung ist allerdings richtig, aber nicht durchweg, und niemals ist moralische Wirkung sein Hauptzweck, was auch gefabelt werde — die Bühne

ſoll beluſtigen, erſchüttern, nebenbey meinetwegen auch belehren und bekehren, vor allen Dingen aber einen ſinnlichen Eindruck machen. Hat ſie dieſes gethan, dann iſt die Foderung an ihre Kunſt erfüllt, der Zuſchauer denke hinterher Erbauliches oder nicht. Nächſtdem redet der Schauſpieler — der bloße — kein Eigenes, ſondern was ihm der Dichter in den Mund legt, er dient alſo dieſem mit ſeiner Perſönlichkeit. Selbſt die Verkleidung in fremde und auffallende Tracht entſpricht ſolchem untergeordneten Geſchäft. Und was belohnt die große Anſtrengung deſſelben? Ein Beyfall des hingeriſſnen Publikums. Ihn erndtet der Schauſpieler in weit höherem Maaße, als andre Künſtler, obgleich dieſe das Eigene, nicht das Fremde geben, der Maler das eigne Bild ſeiner Gedanken, der Dichter das eigne Werk ſeiner Phantaſie, der Redner den eigenen Ton ſeiner Bruſt, der Muſiker das eigene Gefühl ſeiner gefundnen Melodien. Wenn Schiller ſagt: „den Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze;“ ſo iſt dadurch das Eitle, Vergängliche und mit augenblicklichem Genuß des Beyfalls Belohnte der ganzen Kunſt angedeutet. Ich will damit

nicht behaupten, die Nachwelt müsse entschiedner Zweck und Richterstuhl des Künstlers seyn, denn sie ist so gut eine Welt als die Gegenwart; vielmehr muß die höchste Würde der Kunst etwas Ueberweltliches in sich tragen, aus dem tiefsten Gemüth sich hervordrängen. Dies Ueberweltliche beseelt den dramatischen Dichter, nicht den Schauspieler; jener giebt seinen Gefühlen, die ihn bewegen, Sprache; dieser denkt sich hinein in die einzelne Rolle, in die weltlichen Dinge der Aufführung und Darstellung dessen, was jener schuf. Am meisten ließe sich von manchen Seiten der bloß ausübende Tonkünstler dem Schauspieler gleichstellen, welcher gleichfalls ein Fremdes vor die Sinne der Zuhörer bringt; nur mit dem Unterschiede, daß sein Instrument, nicht seine Persönlichkeit (höchstens die Stimme im Gesange) das Mittel wird, und er deswegen auch ohne Gegenwart Andrer sich selbst durch Tonspiel befriedigen könnte. Wieder ist in andrer Hinsicht der Redner mit dem Schauspieler vergleichbar, denn beyde wollen durch Persönlichkeit auf Andre wirken, und zwar für den bestimmten Augenblick; doch spricht der Redner eigene Worte, eigene Gedanken,

dienet ernsthaft seiner Sache, welche nicht der bloßen Belustigung angehört, sondern belehren, Entschlüsse bestimmen, von fehlerhaften Maaßregeln abhalten soll. Werth giebt dann außer dem Gedankeninhalt die vollendete Herrschaft über das geistigste Verbindungmittel zwischen Menschen, die Sprache; die Freyheit und Schönheit, womit der Redende sie zu brauchen weiß. In Absicht der Freyheit steht ihm der improvisirende Schauspieler nahe, weil dieser die eigenen lustigen Einfälle vorführt, weswegen unsre Schauspielkunst in neueren Zeiten durch gänzliches Aufgeben des Improvisirens an Würde mehr verloren als gewonnen zu haben scheint.

Aus diesen Betrachtungen, welche gelten mögen so viel sie können, und gewiß manchen Theaterfreunden wunderlich dünken, will ich nur Folgendes herleiten. Wer in das Fremde stets sich hineindenkt, seinem eignen Charakter entgegengesetzte Charaktere *spielt*, läuft Gefahr an Selbstständigkeit einzubüßen und sein Ich einem Einfluß abweichender Stimmungen Preis zu geben. Jeder wirkliche Charakter wird an der Hand der Natur groß gezogen durch Begrif und Ueberlegung, findet sich seine Grund-

sätze und die Grundsätze finden ihn; der Rollencharakter braucht Begriffe und Ueberlegung zur Auffassung fremder Grundsätze und Handlungen, behält für die eigenen wenig Zeit, und lernt vielleicht nicht, wornach und womit er das Leben unwandelbar beherrsche. Er besitzt Fertigkeit ein Held zu scheinen, ohne es zu seyn, mit großmüthigen auswendiggelernten Worten zu rühren, ohne Großmuth zu üben, gleichwie der Ausdruck des Gegentheils, der Feigheit und Niederträchtigkeit, ihm ebenfalls zu Gebote steht, und weil für beyderley Darstellung etwa dasselbe Maaß der Kunstkraft erfodert wird, schätzt er mit seinem Künstlersinn den Werth der dargestellten Sache nicht sonderlich verschieden, oder wenigstens von Umgebungen und ästhetischen Zwecken ziemlich abhängig. Ob nicht Charakterlosigkeit mancher Bühnenmänner, ein vorwaltender Hang zu wechselnden Genüssen, ein Haschen nach Eindrücken der Minute hieraus ihren erklärbaren Ursprung nehmen? Engel behauptete, man könne unter Schauspielergesellschaften alle Laster finden, nur die nicht, zu welchen persönlicher Muth gehört, und gewiß hatten doch die meisten Glieder schon Helden auf

der Bühne vorgestellt, die aber keine wirklichen waren, weil der gefahrlose Schein des Muthes ihrer Bühnendarstellung genügte. So ist auch die gespielte Großmuth oder Uneigennützigkeit keine wahre, und wer dafür seine Willenstärke verbrauchte, findet sich hernach im Leben erschöpft, und sucht in ihm das Zerstreuende, Ergötzliche, zum Mindesten keine Anstrengung, welche noch größer wäre, als die auf den Brettern. Ferner verlangt das Wesen der Kunst den Beyfall von Zuschauern, ist ohne diesen nicht sie selber. Die Eitelkeit wird dadurch in viel reicherem Maaße befriedigt, als durch Beyfall jedes anderen Geschicks, wornach nun der Künstler nothwendig ringt, dann selber leicht eitel wird, abhängig vom Urtheil der Menschen, in sich zerstört, sobald ihn seine Erwartung betrog. Mir ist deswegen die große Entrüstung der Schauspieler ungemein begreiflich, wenn ein Kritiker in öffentlichen Blättern ihre Leistungen tadelt; sie werden auf der empfindlichsten Seite angegriffen, fühlen ihr ganzes persönliches Daseyn, ihren gesamten Werth in Gefahr. Auch müssen sie, weil nur eine gewisse Neuheit den Beyfall der Zuschauer aufregt, manchmal die

Bühnenstädte wechseln, und kommen dadurch zu einem nicht neidenswerthen herumschweifenden Leben, wurzeln nicht gemüthlich fest im Bürgerkreise. Ist nun überhaupt eine Lebenslage kaum glücklich zu schätzen, worin man von dem täglichen Urtheil der Menge abhängt, so ist die des Schauspielers hiedurch im größten Nachtheil, und gesetzt, er hat seine Hauptrollen gespielt und öfter wiederholt, wie er ja muß, so wird ihn allmählig Eckel an dem gesamten Kunsttreiben beschleichen, eine für ihn nicht auszufüllende Leere des Lebens, dessen Werth und Kern eben Rollen und deren Beyfall ausmachen.

Mancherley Traurigkeit dieser Art verbreitet sich über Schröders Lebenslauf. Von einer Schauspielerin geboren, betritt er schon als Knabe die Bühne und wird zum Tänzer gebildet. Als die Eltern Königsberg verlassen, suchen sie dort für seine Erziehung zu sorgen, es geschieht aber unvollkommen, und er muß bald an ihrer unruhigen Lebensart theilnehmen. Eine gewisse Beharrlichkeit des Heranwachsenden zeigt sich im Verhältniß zu seinen Eltern, nur fehlt der Erzählung das Anschauliche, und man

dürfte dadurch an störrigen Eigensinn, samt heftiger leicht beleidigter Eitelkeit und Rechthaberey denken. Besonders mit seinem Stiefvater Ackermann tritt Schröder wiederholt in schneidenden Gegensatz und der Vater verfährt hart und rasch, dennoch lobt Schröder dessen Herzensgüte, und selbst die Mutter nimmt gewöhnlich in Zwistigkeiten die Parthey des Vaters, weshalb den Sohn mehr Vorwurf zu treffen scheint, als die Nachrichten merken lassen wollen, da sie stets Schröders Rechtlichkeit ins Licht zu stellen suchen. Wodurch hatten denn Vater und Mutter allemal Unrecht? Bedenklich ist, daß Schröder eine Zeitlang vom Billardspiele lebt, daß er Schulden macht, seinen Eltern, welche Zahlung weigern, Geldsummen entwendet, und noch auffallender muß seyn, daß Ackermann, den der Biograph als Menschen und Schauspieler rühmt, noch auf seinem Todbette die Mutter vor dem Sohne warnt!

Ich konnte nicht umhin, bey dieser Gelegenheit meine früheren Erinnerungbücher nachzusehen, weil ich wußte, daß darin etwas über Schrödern stand, den ich Anfang 1801. in einer Gesellschaft sah, und wenig anziehend gefunden

hatte. Meine damaligen Worte lauten: „Schröder schweigt vom Schauspiel, worüber man ihn gerne hören möchte, desgleichen über neue Litteratur, weil er sie nicht liebt; eben so über andre Künste und Wissenschaften, welche ihm fremd sind; aber gern redet er von Politik und Hamburgischen Stadtsachen, woran uns wenig gelegen war. Er scheint blöde, ungeachtet er häufig vor dem Publikum auftrat, er haßt die Bühne, obgleich sie ihn reich machte, ist verdrießlich über die Hamburger, obgleich sie ihn bezahlten, und lebt sich selbst, nachdem er seine Rollen ausgespielt, ohne zu wissen wofür." — Unsre damalige Gesellschaft konnte nicht die Schuld seiner Verstimmung tragen, denn sie bestand aus Männern von Geschmack und wissenschaftlicher Bildung, welche alle den Künstler schätzten und zum Theil ihn auf dem Theater bewundert hatten; sogar suchte der verstorbene Carl Villers mit seiner ganzen persönlichen Liebenswürdigkeit als Kenner dramatischer Dichtung und Bühnendarstellung den Gast zu unterhalten und anzuregen. Schröder blieb trocken und einsilbig.

Hat etwa der Welthypochonder jenen Abend

eingewirkt? Das wäre meine eigenste Lehre! Wir brauchen deshalb den Mann nicht herabzusetzen, er fände vielmehr darin Entschuldigung; allein die wiederholten Lobpreisungen seiner vortreflichen Denkart, welche in der Biographie vorkommen, lassen vermuthen, man habe zu verhüllen und zu verwischen. Herr Meyer ist übrigens nicht der Einzige, welcher lobt, auch andre Bekannte Schröders thaten dies, und gesetzt die Freymaurerey, deren Schröder sich eifrigst annahm, hätte daran Theil, so sind doch schwerlich alle Zeugen bestochen. Nur statt jener einförmigen Theaternachrichten und ermüdenden Angaben des Personenbestandes der Akermannschen und Schröderschen Schauspielergesellschaft in jedem Jahre, worin sogar der Schneider, Haarkräusler und die Einhelferin Clara Hofmann erwähnt werden, von welcher letzteren es bey ihrem Tode heißt, sie habe nichts Besseres gethan und thun können, als sterben — möchten wir lieber anschauliche Kunde gewinnen von dem Treiben der einzelnen Glieder so wie von Schröders Verhältniß zu ihnen, worüber bloß zerstreute Züge in der Masse von Registern und ökonomischen Rechnungen vor-

haben. Vielleicht wollten Schröder und sein Freund geflissentlich hievon am wenigsten mittheilen, aber wir Leser beseufzen es.

Einige dieser halbdunkeln und schiefen Dinge will ich Ihnen erwähnen. Mit sichtlicher Empfindlichkeit erzählt unser Biograph, Schröder habe in Lübeck die Hand eines unbemittelten jungen Frauenzimmers begehrt, diese habe dann erwiedert, sie besitze weder Hang noch Anlagen für die Bühne, und die Mutter habe verlangt, Schröder solle einen andern Beruf ergreifen der ihn anständig versorge. So tief ließ seinen Freund die Gnade nicht sinken, sagt Hr. Meyer, er sah demnach die Spröde eine andre verständige Heyrath schließen, wo die Zeit ihr Jugend und Gesundheit, das Betragen des unwürdigen Gemahls ihr Wohlhabenheit, Schröder aber nicht seine Theilnahme und Unterstützung raubte. Hr. M. fügt hinzu: „Schröders Großmuth traf auf Undankbare." (Th. 1. S. 240.) Wo ist denn hier Undankbarkeit? Daß Mädchen verkehrt ihre Gatten wählen, und die vortreflichsten Männer ausschlagen, erfährt man genug, sie folgen ihrem Leichtsinn oder ihrer Thorheit. Urtheilt nicht die Mutter des Mädchens

nach ganz gewöhnlichen Lebensansichten, und sollte die Tochter eine Lebensart wählen, wozu sie keine Neigung hatte? Schröder freylich forderte nicht, daß seine Frau die Bühne betrete! Aber ob mit einem Schauspieler eine Nichtschauspielerin glücklich sey, und einen ruhigen Hausstand führe, steht dahin. Gewiß hat zu Schröders späterer glücklichen Ehe beygetragen, daß die Frau neben häuslicher Tugend ausgezeichnetes Schauspieltalent besaß, und daß beyde in dem mehr oder weniger unruhigen und unstäten Künstlerleben kinderlos waren. — Eine andre Familiengeschichte wird vorsichtig leise von dem Freunde berührt, obwohl wir nicht sagen können, Schrödern treffe darüber entschiedner Vorwurf. Charlotte Ackermann, die Halbschwester des Künstlers und damaligen Theaterdirektors, eine junge liebenswürdige und geniale Schauspielerin, starb plötzlich in ihrem achtzehnten Jahre. Hier wird der Umstand folgendermaßen berichtet. Sie „legte den Keim ihres frühzeitigen Todes" in Schleswig, wo sie neben einem Landhause vor der Stadt, während Schröder am Spieltisch saß, gegen sein ausdrückliches Verbot des ihm verhaßten Reitens, auf das

Pferd eines Landmanns sich setzte. Der Reiterin ungewohnt, lief das Thier nach seiner Scheune, deren obere Thürhälften zugeschlagen waren. Charlotte ward herabgeschmettert, und lag lange besinnunglos. Schröder merkte nun Unruhe bey seiner Begleitung, ward gedrängt nach der Stadt zurückzukehren, erfuhr aber die Ursache nicht in den ersten Tagen. Als er sie erfuhr, durfte er dies nicht merken lassen, wegen großer Reitzbarkeit der Kranken, welche schon bey leiser Oefnung der Zimmerthüre Schmerzen empfand. Sie ward in Schleswig sehr geschont, aber schonte sich selber nicht in Hamburg. Zum Ballet erschien sie einst übertrieben prächtig gekleidet, welches ihr Schröder um so mehr verweisen durfte, da ihm oblag, dergleichen bey seinen Schwestern weniger als bey Andern zu übersehen. Wenige Tage hernach kam sie wieder auf die Bühne mit einem noch ungleich auffallenderen Anzuge, und Schröder sah sich veranlaßt, ihr mit kalten Worten zu sagen, er werde mit ihrer Mutter sprechen, und wenn diese nicht bewirken könne, sich seinen Vorschriften zu unterwerfen, müsse sie das Theater verlassen. Er entfernte sich. Charlotte war erhitzt, öfnete die

Fenster ihres kleinen Ankleidezimmers, ein Strom kühler Luft drang auf sie ein, sie stürzte ein Glas kaltes Wasser hinunter, ihre Natur war geschwächt, ein Schlagfluß erfolgte. . . . . (Th. 1. S. 280.) Hier sey Nichts, setzt Hr. Meyer hinzu, was Verläumdungen rechtfertige, deren Bosheit die Leichtglaubigkeit nachgesprochen, auch habe Brockmann, der damals mit der Familie lebte, selbst in Augenblicken der Unzufriedenheit mit Schröder, den Vorfall niemals Anders erzählt, und alle andern darüber herrschenden Sagen entschieden verworfen. Der Todesfall ereignete sich im Jahr 1776. und wir Leser von 1820. wissen sicher nicht mehr, auf welche Weise Schröder verläumdet worden. Wozu nun die Rechtfertigung? Schien sie nothwendig, so durfte die Nachrede selber nicht fehlen. Meiner Erinnerung schwebt vor, Schröder solle die Schwester durch eine Ohrfeige gezüchtigt haben, und Charlotte sey aus Aerger über diese Beleidigung erkrankt. Dergleichen hat man wenigstens in einer Lebensbeschreibung der jungen Schauspielerin drucken lassen. Unsers Verfassers Erzählung lautet wahrscheinlich genug, weil die unvorsichtige Lebendigkeit junger Mäd-

chen eben so wohl das gefährliche Pferdebändigen liebt, als prachtvolle Kleider, auch weder Erhitzung noch Erkältung scheut. Nur wie man den Umstand bey Schleswig Schrödern mehrere Tage verheimlichen können, bleibt befremdend, denn die vom Pferde Gestürzte, wie zerschmettert Gelegene fuhr doch in seiner Gesellschaft nach der Stadt, und konnte schwerlich aussehen, als sey ihr Nichts begegnet. Ein theilnehmender Bruder hätte wohl aufmerksam werden mögen, hätte den Umstand erforscht, hätte seine Vorwürfe zurückgehalten, weil die Sache geschehen, hätte auch später die liebenswürdige zarte Schwester geschont, wenigstens der entschiedenen Härte die eindringlichsten Reden vorausgehen lassen. Kann der Theaterdirektor sich hinreichend rechtfertigen, konnte seine Künstlerhitze selbst einer Ohrfeige brettermäßige Entschuldigung gewähren, so kommt dem Bruder dieses weniger zu Gute.

Nun einige Bemerkungen andrer Art. Im Jahr 1773. sollte zu Zelle Schröders Schauspielergesellschaft die Königin Caroline Mathilde zum Lachen bringen, ungefähr wie in Gozzis Pomeranzenmährchen der Erbprinz des Car-

reaukönigs durch Lachen von seiner Melancholie genesen soll. Der Cellische Obermarschall hielt sich streng an die Vorschrift, daß Ihro Majestät lachen müsse, und schlug Holbergische Stücke vor, woran die Königin schon gewöhnt sey. Aber der Geschmack damaliger Zeit gieng gegen Holberg, und man hatte Nichts von ihm eingelernt. Schröder empfahl deswegen ein Hausmittel, und gab mit seinen darin geübten Schauspielern eine Vorstellung aus dem Stegreif. Sie bewirkte ein schallendes Gelächter, das Größte, welches Schröder je erlebt hat, und wirklich — auch die Königin lachte. (Th. 1. S. 242.) Warum merkte sich der Künstler nicht die gewaltige Wirkung, warum brachte er nicht gelegentlich dergleichen wieder? Ich halte solche Darstellungen von geschickten Schauspielern für den Triumph der muntern Kunst, durch kein Einlernen zu erreichen.

An vielen Stellen der Biographie gewahrt man Schröders empfindliche Reitzbarkeit gegen das Urtheil Andrer, eine sonderbare Mischung von Selbstmistrauen und anmaßendem Ehrgeitz. Als er durch Deutschland reist, und wie billig, wegen seines Rufes Hochschätzung erfährt, macht

er im Tagebuch die Anmerkung: „ich kann mich des eitlen Gedankens nicht erwehren: es ist doch angenehm, von solchen Männern geachtet zu werden!“ — Der Gedanke wird grade dadurch eitel, daß er ihn eitel nennt. So bemerkt er in Wörlitz, wo Matthison mit ihm zufällig auf wenige Minuten zusammentrifft: „Ich schätze gute Menschen mehr als je, und mich überrascht das neue Gefühl, wieder von ihnen geschätzt zu seyn.“ (Th. 2. S. 199.) Wunderliche Ueberraschung, vielleicht nur erklärbar durch den Einfluß der Schauspielkunst auf den Künstler, weil dieser stets Charaktere spielt, dadurch Fertigkeit für dieselben gewinnt, und dennoch am Ende gestehen muß, das bloß Gespielte sey niemals ein innerlich Achtungwürdiges. In einem Gesellschaftcirkel Berlins sucht ihn Claproth auf, um ihn kennen zu lernen. Das Tagebuch sagt: „ob er (Claproth) sich dadurch etwas vergab, weiß ich nicht, wohl aber, daß er an Niemands Achtung verlor, indem er sich ein Recht auf meine Erkenntlichkeit erwarb.“ (Th. 2. S. 208.) Wie so? Vergeben sich die Menschen, wenn sie einander aufsuchen, Gelehrte die Künstler? War Schröder gegen ein zuvor-

kommendes Benehmen erkenntlich, so hatten Carl Villers und wir 1801. auch ein Recht auf seine Erkenntlichkeit, als wir ihn gemeinschaftlich kennen zu lernen wünschten, und gleichwohl nicht dazu gelangten. Eine Sonderbarkeit Fichte's wird von dem Reisenden übel aufgenommen. Fichte nämlich hatte sich erklärt, er wolle Schrödern nicht zufällig kennen lernen, sondern wolle ihn in seiner Wohnung aufsuchen. „Er gab mir dadurch zu verstehen," bemerkt Schröder, „was meine Schuldigkeit sey. An solchen Ehrbegriffen hängt ein Philosoph!" (Ebend.) — Wahrlich, ob Fichte dergleichen Auslegung vermuthet oder gewollt habe, läßt sich bezweifeln, gesetzt aber, es sey der Fall gewesen, so konnte doch eben so gut der Schauspieler zum Philosophen, als der Philosoph zum Schauspieler kommen. Weder das Eine noch das Andre scheint geschehen, vermuthlich weil Beyde einander Nichts zu sagen hatten.

Nachdem Schröder bedeutendes Vermögen erworben, zieht er sich ganz vom Theater zurück und lebt nahe bey Hamburg auf seinem Landgute Rellingen, besorgt die Einrichtung desselben, forscht über die Geschichte der Frey-

maurerey, und mag vom Schauspiel nicht einmal reden hören. Späterhin hat er Furcht vor Langerweile, und daß seine bisherigen Beschäftigungen diese nicht bannen werden (Th. 2. S. 218.), also — er denkt die Theaterdirektion wieder zu übernehmen, will selber auftreten. — Ein ganz begreiflicher Entschluß des Künstlers, welcher weder zum Oekonomen noch Geschichtforscher gebildet wurde, nur fürchtet er Verdrießlichkeiten. Sein Freund und Biograph, der ihm Rath ertheilen soll, schreibt zurück: „Was Sie auch thun mögen, wird Sie gereuen, und Ihnen Verdruß bereiten." (Th. 2. S. 271.) Welch ein bedeutsames Urtheil über den alternden Mann, der frey von Lebensorgen und jeglicher Amtlast nur von sich selbst und eigener Leere gedrückt wird! Sehr bald muß denn auch der Freund trösten, weil das Hamburger Publikum mit Schröders Theaterdirektion unzufrieden ist. Der verdrießliche Künstler schreibt: „dies Volk ist keiner Mühe werth. Ich will lieber ganz einsam wieder in Rellingen leben, als unter ihm." (Th. 2. S. 304.) Doch hören wir kurz hinterher: „Mich ekelt der unbeachteten undankbaren Beschäftigungen meiner bisherigen

Muße. In meinen Verhältniſſen, unter den Anſtalten, die ich getroffen, kann mir das Theater allein ſo viel und ſo wenig Beſchäftigung geben, als ich will und mag.“ (Th. 2. S. 306.) Das Für und Wider wird unter den Freunden mit großer Ausführlichkeit abgehandelt. Inzwiſchen verliert Schröder durch Bauen und ſonſtigen Bühnenaufwand bedeutende Summen, die von der Einnahme nicht erſetzt werden, ärgert ſich darüber, und will zurück nach Rellingen, obgleich er weiß, daß ſeiner dort die unerfreulichſte Langeweile wartet.

Entweder hier iſt Welthypochonder, oder nirgends; unſer grämlicher Zoega erſcheint dagegen als ein glücklicher Mann. Hatte er doch ſeine Obelisken, ſeine Bildwerke des Alterthums, unter denen er die Gegenwart und ſich ſelbſt vergeſſen konnte! Würde nicht Schröder, einem Sohne Heiterkeit und Trübſinn des Lebens abwägend, geſagt haben: Alles ſollſt du werden, nur kein Schauſpieler und Theaterdirektor! Sichtbar entdeckt uns die Lebensbeſchreibung, ungeachtet alles großen Talents ſey in dem Manne nichts Dichteriſches oder Genialiſches geweſen. Der Biograph rühmt ihn als Geſell-

schafter, fügt aber hinzu: er habe lieber gehört als gesprochen. Das Lob ist zweydeutig, denn ungeachtet von manchen Menschen ein Umgang gepriesen wird, der willig anhört, muß doch mit dem gefälligen Nehmen auch das gefällige Geben verbunden seyn, und Schröder, heißt es, konnte zurückhaltend scheinen (Th. 2. S. 387.), was grade dem Begrif eines guten Gesellschafters widerspricht. Seine Gastfreyheit, Höflichkeit, Gefälligkeit, mochten wohl damit bestehen und näheren Freunden ihn werth machen. Er wird von Hrn. Meyer dem Landschaftmaler Philipp Hackert verglichen, und wie mir scheint zutreffend, weil Hackert bey seiner großen Kunstfertigkeit kein Genie besaß, obgleich seine Werke theuer bezahlt wurden und der gewandte Mann den Ton der großen Welt inne hatte, ja vielleicht eben deswegen. Als ein Besondres wird erzählt, Schröder habe in Hrn. Meyers Gegenwart sich angezogen und entkleidet, auch neben ihm geschlafen, ohne bey dem Freunde zu verlieren, habe also eine Ausnahme von der Regel gemacht, daß Jeder in solchen Augenblicken verliert. O des wunderlichen Einfalls, was von göttergleich geachteten Fürsten und Mächthabern

gesagt worden, auf das gesammte bürgerliche Leben auszudehnen! Fehler des Herzens will der Biograph gar nicht an seinem Helden bemerkt haben, Fehlern des Verstandes, sagt er, wird Schröder unterworfen geblieben seyn, auch wo der Verstand des Biographen nicht hinreichte, sie zu entdecken „Konnte er darein verfallen, so war seine zu große Reizbarkeit ihre Quelle. Schröder war nicht glücklicher und machte nicht glücklicher dadurch. Sie hat ihn durch sein ganzes Leben verfolgt." (Th. 2. S. 404.) — Ich meyne, das ihn Verfolgende war ein Anderes, Bedeutsameres, ohne welches der Reizbarkeit Meister zu werden möglich gewesen, mit welchem aber eine gesunde Hausphilosophie an der Heilung des reizbaren Menschen und Künstlers nothwendig verzweifeln mußte. — — —

Julius 1820.

Wiederum ist mein Schreiben unterbrochen worden, und blieb auf dem Tische liegen. Dafür mache ich heute das biographische Kleeblatt voll, und spreche von Herder, dessen Lebensumstände durch seine nun auch schon

längst verstorbne Frau beschrieben und gegenwärtig von J. G. Müller in den Druck gegeben wurden (Tübingen bey Cotta 1820). Ein anziehendes Gemälde, häuslich, innig, von zartliebender Hand entworfen, von welcher alle gute Gatten und Väter vor Welt und Nachwelt abgebildet seyn möchten.

Unser hochgefeyerte deutsche Mann war Dichter, Redner, gelehrter Theologe; das waren auch andre, aber in ihm vereinigten sich diese dreyfachen Charaktere zu einem seltenen harmonischen Ganzen; in ihm war die vielseitigste Anregung, die mannichfaltigste musikalische Bewegung, wunderbare Klänge des Orients verschmolzen mit den Tönen des Abendlandes und des umwölkten Nordens, prophetisches Rauschen mit dem kindlichsten einfachsten Naturlaut, romantische Geisterwelt mit plastischer Sinnengestaltung, weniger Philosophie als philosophische Ahndung, weniger Theologie als theologische Fülle, er selber war, wie Richter sagt, ein Gedicht, ein indisch griechisches Epos, von irgend einem reinsten Gott gemacht. So tritt er vor uns in seinen schriftstellerischen, bürgerlichen, häuslichen Verhältnissen, Mensch wie

unſer Einer, aber für ſich ganz etwas Eigenes, und in grellem Gegenſatz mit dem proſaiſchen Schröder, deſſen ich jüngſt gedachte, der jedoch das ihm Fremde zu würdigen und zu ſchätzen wußte, ſogar ein Gemeinſchaftliches fand, nämlich Freymaurerey, und edelgeſinnt der Familie des Hingeſchiedenen thätige Freundſchaft bewies (Th. 2. S. 336.).

Mir war in ſpätern Jahren oft leid, daß ich während meines akademiſchen Aufenthalts in Jena Herders perſönliche Bekanntſchaft nicht ſuchte. Gelegenheit dazu hätte ſich wohl gefunden, ich kam zuweilen nach Weimar, den älteſten Sohn ſah ich manchmal in befreundetem Jugendkreiſe. Allein bloß von der Kanzel hörte ich den Vater reden, bewunderte die ſchöne Fülle des Vortrags, die anmuthige Stimme, die würdige Geſtalt, am Uebrigen hinderte mich Schüchternheit. Ich meynte damals, wer einem berühmten Schriftſteller nahe, müſſe ſelbſt etwas geſchrieben haben, müſſe wenigſtens deſſen Werke alle kennen, und weder das Eine noch Andre galt von mir. Daß ich die Zerſtreuten Blätter las und liebte, daß ich von dem Geiſt der hebräiſchen Poeſie ſtellenweiſe ſehr an-

gezogen worden, schien unzureichend, und außerdem gieng es mir damals schon, wie auch späterhin mit seinen Werken, Herder entfloh mir zwischen Worten und Gesprächen, ich bedurfte des Bodens zum Stehen, und er schwang sich auf leichten Flügeln über Höhen und Thäler. Wer zum Stehen gekommen ist, kann wohl nachfliegen, wenn auch schwächer, aber nicht der Taumelnde.

Wir haben den Mann vor uns von Kindesbeinen bis zum Grabe. Geboren 1744. zu Mohrungen im Königreich Preußen von armen Eltern, — der Vater war Schullehrer und Cantor — lernte der Knabe bey dem trefflichen aber strengen und pedantischen Rektor Grimm, und war nach Büchern ungemein begierig. Als der Diakonus Trescho 1760. nach Mohrungen kömmt, nimmt dieser den sechszehnjährigen als Famulus zu sich, wodurch er mehr Ruhe zum Studiren als im Schulhause, und auch den Gebrauch der Bibliothek des Diakonus gewinnt. Außerdem macht sich zwischen beyden kein näheres Verhältniß, Herder blieb in sich verschlossen, fühlte tief die mystische Strenge des Mannes, worauf unstreitig die Stelle eines Jugendgedichtes (S. 88.

Th. 1.) Beziehung hat, er sey frommer Tiger Raub gewesen. Ein Regimentchirurgus erlöst den 18jährigen Jüngling, will ihn nach Königsberg mitnehmen, die Chirurgie lehren, ihm gegen seine Thränenfistel Hülfe leisten, und ferner ihm beystehen. Herder feyert den Mann als rettenden Engel, und verläßt Mohrungen für immer.

Vor der Chirurgie bekömmt der Jüngling die entschiedenste Abneigung, als er nach der ersten Sektion in Ohnmacht fällt. Hingegen entscheidet er sich für Theologie, besteht ein Examen mit großem Lob, wird als Student eingeschrieben und hilft sich durch mit Hausunterricht, genießt manchen Tag Nichts als etwas Brod. Doch wird er befreundet mit dem Buchhändler Kanter, liest ganze Tage im Buchladen, und kommt durch seine Gönner schon 1763. als Lehrer ans Collegium Fridericianum. Sein Ernst im Lehren war ausgezeichnet, so wie das Feuer des Vortrags, er gewinnt stets mehr Freunde, den geist- und gemüthvollen J. G. Hamann lernt er zuerst im Beichtstuhl kennen. Schon im Herbst 1764. wird er als Collabora-

tor an die Domschule nach Riga berufen und die Nahrungsorgen sind vorüber.

Wir mögen in der That die Schnelligkeit bewundern, mit welcher ein frisch in die Welt hineingeworfener Jüngling sich selber Bahn macht. Ihm gereicht dies zur Ehre und den wackeren Freunden, welche den Geist des Aufstrebenden erkannten. In Riga empfehlen ihn sein Schulunterricht und seine Predigten. Doch bleibt er nur vier und ein halbes Jahr dort. Späterhin dieser Jahre als seines goldenen Zeitalters mit Liebe, Wehmuth und Sehnsucht gedenkend, kann ihn dasselbe in der Gegenwart nicht befriedigen, er vermißte, heißt es (Th. 1. S. 96.), eine große Bibliothek und den Umgang mit wissenschaftlich gebildeten Männern. Also sucht er 1769. seine Entlassung, um eine gelehrte Reise nach Paris zu machen, erhält noch in demselben Jahr einen Antrag aus Kopenhagen, den Prinzen von Holstein Eutin als Instruktor und Reiseprediger zu begleiten, nimmt ihn an unter vortheilhaften Bedingungen. Schon in Darmstadt erreicht ihn ein neuer Ruf zur geistlichen Stelle in Bückeburg. Er folgt demselben, heyrathet im Jahr 1773, verlebt drey und ein hal-

hin! (Th. 1. S. 425.) „Ein großer Theil unserer Lebensbegebenheiten," schreibt er, „hängt wirklich vom Wurf, von Zufällen, ab. So kam ich nach Riga, so in mein geistliches Amt, und so ward ich desselben los; so gieng ich auf Reisen. Ich gefiel mir nicht, als Gesellschafter, weder in dem Kreise, da ich war; noch in der Ausschließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer, die Sphäre war mir zu enge, zu fremde, zu unpassend, und ich für sie zu weit, zu fremde, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten, und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande eben so nachtheilig, als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider. Muth und Kräfte genug hatte ich nicht, alle diese Misssituationen zu zerstören, und mich in eine ganz andre Laufbahn hineinzuschwingen. Ich mußte also reisen." Diese seltsame Schlußart möchte den Logiker befremden, und er würde leichter darin einstimmen: „es giebt Seelen, die durch eine schüchterne Betäubung gleichsam in

diese Welt getreten, nie wissen, was sie thun und thun werden; nie dahin kommen, wohin sie wollen und zu kommen gedachten; nie da sind, wo sie sind." (S. 429.) Am Ende würde noch gar ein Politiker hinzufügen: solche Seelen sind zu Nichts zu brauchen, am wenigsten wenn sie Reformationplane machen, wie Th. 1. S. 465. über Riga steht, sie stören und trüben unser gesetztes ordentliches und vor Unruhen zu sicherndes bürgerliches Leben.

Statt dessen bemüht man sich in jenen Zeiten, des Autors habhaft zu werden, sey es als Reiseprediger eines jungen Prinzen, oder als Geistlicher und Gesellschafter eines Grafen in Bückeburg, sogar wundert sich letzterer, daß man ihm den Genuß Herderschen Umgangs einige Jahre gönnt. Alles mithin geht dem jungen Manne vortreflich, und er sagte deshalb in seiner Abschiedrede zu Bückeburg: „Glück und Jugend hätten ihn verwöhnt, wo er hingekommen, sey Achtung vor ihm hergegangen und Liebe ihm nachgefolgt." (Th. 1. S. 424.) Darum hält er auch diese Abschiedrede, wie vielleicht nie eine gehalten wurde, grade aus gestehend, „er habe nichts in Bückeburg gesehen, wozu er gut

hin! (Th. 1. S. 425.) „Ein großer Theil unserer Lebensbegebenheiten," schreibt er, „hängt wirklich vom Wurf, von Zufällen, ab. So kam ich nach Riga, so in mein geistliches Amt, und so ward ich desselben los; so gieng ich auf Reisen. Ich gefiel mir nicht, als Gesellschafter, weder in dem Kreise, da ich war; noch in der Ausschließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer, die Sphäre war mir zu enge, zu fremde, zu unpassend, und ich für sie zu weit, zu fremde, zu beschäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einschränkungen, wenig wesentliche Nutzbarkeiten, und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigsten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande eben so nachtheilig, als meiner Person empfindlich war. Alles also war mir zuwider. Muth und Kräfte genug hatte ich nicht, alle diese Missituationen zu zerstören, und mich in eine ganz andre Laufbahn hineinzuschwingen. Ich mußte also reisen." Diese seltsame Schlußart möchte den Logiker befremden, und er würde leichter darin einstimmen: „es giebt Seelen, die durch eine schüchterne Betäubung gleichsam in

dieſe Welt getreten, nie wiſſen, was ſie thun und thun werden; nie dahin kommen, wohin ſie wollen und zu kommen gedachten; nie da ſind, wo ſie ſind.“ (S. 429.) Am Ende würde noch gar ein Politiker hinzufügen: ſolche Seelen ſind zu Nichts zu brauchen, am wenigſten wenn ſie Reformationplane machen, wie Th. 1. S. 465. über Riga ſteht, ſie ſtören und trüben unſer geſetztes ordentliches und vor Unruhen zu ſicherndes bürgerliches Leben.

Statt deſſen bemüht man ſich in jenen Zeiten, des Autors habhaft zu werden, ſey es als Reiſeprediger eines jungen Prinzen, oder als Geiſtlicher und Geſellſchafter eines Grafen in Bückeburg, ſogar wundert ſich letzterer, daß man ihm den Genuß Herderſchen Umgangs einige Jahre gönnt. Alles mithin geht dem jungen Manne vortreflich, und er ſagte deshalb in ſeiner Abſchiedrede zu Bückeburg: „Glück und Jugend hätten ihn verwöhnt, wo er hingekommen, ſey Achtung vor ihm hergegangen und Liebe ihm nachgefolgt.“ (Th. 1. S. 424.) Darum hält er auch dieſe Abſchiedrede, wie vielleicht nie eine gehalten wurde, grade aus geſtehend, „er habe nichts in Bückeburg geſehen, wozu er gut

wäre, die Landesmutter (die Gräfin Maria) allein habe ihn getröstet und aufgemuntert, und sey zu Zeiten seine ganze Gemeine gewesen!

Wie wenn ich nun als Todtenredner hinterher käme, nicht die Bückeburger rechtfertigend, aber den treflichen Herder ein wenig strafend, seinen dichterischen Foderungen einige Prosa beymischend, ihn im frischen Leben ascetisch zum Sterben ermahnend, und am Ende nichts als etwas einfältige Hausphilosophie predigend? Sie erinnern sich meiner Predigt über Zoega und Schröder, können halb und halb denken, daß ich denselben Text wiederholen will, und ärgern sich mit Recht, daß alle Menschen, sogar Theologen und Dichter, nach demselben abgekanzelt werden sollen.

Aber bey fliegenden großen und reichen Menschen, wie Herder, wird mein erbärmlicher Text nie zur Anklage der Personen, sondern zur Elegie des menschlichen Lebens, in welchem jene Reichen und Freyen gebunden harren, bis sie der Genius mit der gesenkten Fackel aus ihrem Drangsal erlöst. Sich ganz wohl zu fühlen auf der Erde, ohne Platonisches Heimweh der Seele, ist nur den völlig Irdischen beschieden, nicht den

Himmlischen, welche im irdischen Traume sich an diesem und jenem schmerzhaft verwunden, meynend, es liege nur an diesem und jenem, während es am ganzen irdischen Traume liegt und am himmlischen Wachen drüber hinaus. Jemand hat dieses sehr misverstanden und geschrieben: „Herders moralisches Leben war gewiß sehr unschuldig und gut, aber nicht *verdienstlich*; er handelte, wie es die Umstände wollten, ohne sich an gewisse *Regeln* zu binden; er handelte *gut*, aber wie mich dünkt, ohne Charakter." (Th. 2. S. 282.) O du Regelmann und enges Herzens! Siehst du nicht, wie Herdern das irdische Thun zu klein wurde, wie er deswegen von Jugend auf rang (Th. 1. S. 160.), sich keine Mühe gab, wohlthätige Absichten zu verbergen, sie offen darlegte, auf Gemeingeist zuversichtlich rechnete, und sich betrog, keine Regel für sich brauchte, weil die Liebe des Guten lebendig in ihm wohnte, und darum jeglichen Verdruß des Lebens sogleich durch eine neue Geistesarbeit vergaß (Th. 2. S. 280.). Mit ihr war seine Seele wiederum in der Heimath.

Diesen Charakter behält der Mann in sei-

nem ganzen Leben, ihn sehen wir wiederkehren unter den verschiedensten Verhältnissen, und weil der gemeine Sinn solches nicht begreift, nennt er es Charakterlosigkeit. Darum war Herder manchen Freunden immer ein Gegenstand des Tadelns und Musterns: nur nach ihrem Maaßstabe sollte er Herder seyn, und hatte doch eine so eigenthümliche, in sich geordnete, nach keinem fremden Maaßstabe zu richtende Natur (Th. 1. S. 235.). Empfindlich ist er von jeher, gleich allen ausgezeichneten Menschen (Th. 1. S. 111.), er brennt für Wirksamkeit und Verdienst (Eb. S. 141.), er kann kein Spruchbuch und Regelnmaaß brauchen, sondern nur sich selber treu bleiben (Eb. S. 232.), er klagt noch in den letzten Tagen, daß er so wenig in seinem Leben gethan habe (Th. 2. S. 219.), er, welcher mehr geschrieben und gewirkt, wie zehn Andre. Daraus ist ganz wohl erklärlich, warum er der Zuneigung Anderer bedurfte und durch unverdiente Verachtung und Miskennung seines Wohlmeynens niedergeschlagen wurde (Th. 2. S. 320.); warum er sich vor übermäßiger Zuneigung zu diesem oder jenem Menschen fürchtete, aus Besorgniß sie

möchte ihm durch Misbrauch vergolten werden (Eb. S. 287.); warum ihm das Bitterste war, Obere zu haben, deren Charakter er nicht achten konnte; behauptend, es sey gegen alle Gesetze der physischen und geistigen Natur, daß der Schlechte, der Schlaue und Niedrige herrsche; in der Natur diene das Niedere dem Höheren, in geistigen Verhältnissen und menschlichen Einrichtungen müßten diese Gesetze noch strenger ausgeübt werden (Eb. S. 278.). Alle edeln, lebendigen und reitzbaren Menschen müssen hierin mit ihm gleichdenken, und was er über die Herrschaft des Höheren sagt, ist das lebendige Gesetz der Gerechtigkeit und einziges Urbild jedes Erdenrechtes im Reiche Gottes.

Hören Sie nun die Elegie des Herderschen Lebens. In Bückeburg ist die Gemeine klein, die Schulen sind nicht zu bessern, der Consistorialrath bekommt mit schleppenden Rechtsformen zu thun, hinter denen zum Theil Ungerechtigkeiten stecken (Th. 1. S. 184.). Leider waren gespannte Erwartungen vorausgegangen, also desto weniger befriedigt (Eb. S. 209.). Nur kann der Verheyrathete Nichts aufgeben, was einmal Platz heißt (S. 215.), so dumm eigent-

lich die ganze Lage ist und das Herz angreift, ja eine Grube genannt werden darf (S. 224.). Die Schilderungen davon, die Vernichtung der Lieblingideen vom Predigtamt, der Zustand des Landes, die eingeschränkte Dumpfheit der Geschäftmänner, welche einen Gelehrten als vollkommen entbehrlich betrachten (Th. 1. S. 291.), sind betrübend genug, und die Unzufriedenheit mit dem Predigerstande, mit der Schriftstellerey, mit Allem (S. 428.) begreift sich.

Eins jedoch ist im Buche nicht angemerkt, was meines Erachtens sehr bedeutsam Herders Unbehaglichkeit verstärken mußte. Er hatte das Glück und Unglück, mit Personen höheren Standes in nähere Verbindung zu gerathen, auf der Reise mit dem Eutiner Prinzen, in Bückeburg mit dem Grafen; ein Glück, weil es den frey und lose Schwärmenden vor empfindlichem Mangel deckte; ein Unglück, weil es ihn in die Umgebungen seiner Wohlthäter zog. Diese sind keine gewöhnliche Menschen, sie sind edel, gebildet, wohlgesinnt, — aber zum Unglück für Herder immer fürstliche und gräfliche Leute. Bey aller Achtung, welche man gerne den Großen der Erde, besonders den Würdigen unter ihnen

zollt, halte ich es für entschiedenes Leiden, näher in ihre Kreise zu treten, wie sehr auch die meisten Menschen sich darnach sehnen. Jene Aufmerksamkeit des Benehmens, welche ihnen von Rechtswegen gebührt, beklemmt allemal die Brust, macht wenigstens den Athem stiller und unfreyer, stört das inwendige Leben des Geistes, welcher Aeußerlichkeiten nicht vernachläßigen, nie dem ungleichen Menschen seinen ganzen Menschen zeigen darf. Zudem muß eine Verschiedenheit der Weltbeurtheilung zwischen Fürstlichem und Bürgerlichem bleiben, jenes ist erhaben über bürgerliche Freuden und Leiden, und zeigt seine Theilnahme daran mit einiger Herablassung. Ich will die letztere gewiß nicht unwohlthätig nennen, vielmehr wird sie häufig eine Quelle von Trost und Beruhigung, aber sie führt weg von sich selber, sie raubt gewissermaßen die eigene Ständigkeit neben erlauchter Standesschaft, sie macht grade dadurch empfindlicher und reitzbarer gegen eine Menge von kleinen Verhältnissen, deren Einwirkung der glückliche Mensch im Leben schwächen soll. Der Bückeburger Graf, als solcher trotz mancher Eigenheiten schätzbar und ausgezeichnet, muß im Umgange seinem Abt — der

vorhin bey ihm gewesen und gestorben — und Herder nur geheimes Weh bereiten, welches ihr Verstand sich allerdings wegverständigt, aber dessen das Gefühl nicht Meister wird. Selbst die schöne und liebenswürdige Seele, Gräfin Maria, welche Herdern zu wahrem Troste und zur Aufrichtung gereicht, kann niemals ganz seines Gleichen seyn, ganz für Haus und Heerd ihre Religion und Philosophie zum Gastgeschenke bringen, und ist eine zwar anziehende, ehrwürdige, aber dennoch Wehmuth verbreitende landesmütterliche Elegie.

Schwerlich hat Herder diese Wahrheit anerkannt, ungeachtet er sie gewiß in Bückeburg erfahren, und in Weimar bestätigt gefunden. Ein Zweytes kommt hinzu. Zwischen lebendigen, aufgeregten Menschen und dem geistlichen Stande besteht allemal einiges Misverhältniß; der Stand soll mehr das Adagio als das feurige Allegro des Lebens ausdrücken, und die öffentliche Meynung verlangt solches von ihm. Kein Stand ist außerdem von der öffentlichen Meynung so abhängig als dieser, oder wird vom Tadel empfindlicher getroffen. Allen Alles zu werden ist zum Theil seine Aufgabe; doch

vorab müßte dem Menſchen gelingen Allen Alles zu ſeyn. Lebhaften Naturen gelingt dieſes am ſchlechteſten, und ich halte zwiſchen ihnen und dem Stande die Ausgleichung höchſt ſchwierig. Herder, obgleich von einer Seite, und zwar von der weſentlichſten, ganz für den Stand geboren, findet dennoch das Widerſtrebende in Nebenſachen. Hieraus erkläre ich mir die Klagen über ſein verfehltes Leben (S. 108. Th. 2. als der Ruf nach Göttingen ausgeſchlagen war), welche ihn ſogar auf Spaziergängen überfielen, wenn er nicht durch einen beſtimmten Gegenſtand geiſtiger Theilnahme angeregt wurde (Th. 2. S. 296.) War denn Herders Leben verfehlt, da er bedeutſam in Weimar für Kirchen und Schulen wirkte (Th. 2. S. 110. fg.), da viele ſeiner Verdrießlichkeiten von einem einzigen Manne herrührten (Eb. S. 109.), da er als Schriftſteller thätig arbeitete, und durfte deswegen der Vicepräſident unmuthig und niedergeſchlagen ſeyn? (Eb. S. 131.) Man ſieht wohl, er denkt ſelbſt in Italien an ſeine kirchliche und politiſche Lage nicht mit Vergnügen (Eb. S. 91.), er wird angezogen vom akademiſchen Leben, die Stimme ſeines Genius iſt bey erhal-

tenem Ruf für Göttingen, und er bereut hinterher, daß er diesem Rufe nicht folgte (Eb. S. 107.). Schon früher in Bückeburg spricht er von der elenden Nichtigkeit des Pastorlebens und meynt das Professorleben sey freyer (Eb. S. 221.). Aber, sollen wir ihn auf sich verweisen? Als er nach Erlangen kömmt, kann er den Eindruck nicht beschreiben, „so kleinlich, armselig, und was die Universität aus einer Stadt an Menschen und Thieren für ein abscheuliches Ding macht!" Er dankt seiner Frau, daß sie ihn so lange vom Universitätkram zurückgehalten habe, sie besitze richtigeren Sinn als er selber (Th. 2. S. 35.) Vater Gleim sagt dem Besuchenden in Halberstadt: „kein genialischer Mensch könne auf einer Universität existiren unter den Cabalen der Gelehrten und des Brodneides!" (Th. 1. S. 265.) Sollte Herder nun zürnen, daß seine Freunde zu Weimar im 44sten Jahr des Lebens eine Amtveränderung bedenklich fanden, und ihm über das Universitätleben manches Nachtheilige sagten? (Th. 2. S. 107.) Ist gleich ein Leben in Weimar nicht grade ein Rosenweg dagegen, so doch auch kein bloßer Dornenweg. Und ihn selber, Herder, hatte ja die-

Reise nach Italien „klüger gemacht, über Menschen die Augen geöfnet und ihn den wahren Werth des Lebens finden, besonders Treue und Liebe schätzen gelehrt!“ (Th. 2. S. 67.) In Weimar besaß er treue Freunde, Liebe und Zutrauen (Eb. S. 107.) Göthe wird ausdrücklich als treuer Freund genannt, freylich aber mochte Göthe nicht sonderlich dem Universitätleben hold seyn, weil er oft über ein Versauren auf Universitäten gesprochen haben soll.

Meine Meynung nun ist diese: der Mensch könne in allen Lebenslagen versauren und sauer aussehen. Vielleicht kennt niemand besser als ich, was Herder zu vergleichen hatte, weil ich in beyderley Lage selber gelebt. Wenn Sie mich nun fragen, mein Freund, was ich Herdern gerathen? so lautet meine Antwort: gar Nichts. Ich hätte ermahnt, ohne Leidenschaft zu überlegen, hätte mit Göthe das Alter in Anschlag gebracht, hätte von den Einladungbriefen nach Göttingen, wie Heyne und Spittler sie schrieben, einige Lesarten verändert, und vor allem empfohlen, sobald der Entschluß für oder gegen gefaßt wäre, nicht mehr rückwärts zu sehen, sondern bloß vorwärts. Das Rück-

wärtssehn im Leben ist ein unglücklich Ding, und Herder hatte Recht, bey wichtigen Lebensveränderungen es auf eine unvorhergesehene höhere Leitung und Entscheidung ankommen zu lassen, was er Weissagung nannte, prophetische Gabe, die ihm gewöhnlich im rechten Augenblick nicht fehlte (Th. 1. S. 153. 163.). War also für Weimar entschieden, so mußte Göttingen vergessen seyn, wie es bey Herdern nicht eintraf. Ich habe in andrer Art viele wackere Männer gekannt, die mit großen Verheißungen und Hofnungen in eine neue Lage hineintraten, hernach aber wieder mit Reue nach demjenigen zurückblickten was sie gehabt, und zu rasch aufgegeben. In der Jugend tauscht man leichter, dennoch blieb Herdern von Riga her immer ein großer Reitz des Wohnens an der See. Selber an einem Seeplatz geboren, kenne ich den Reitz dieses Bildes, wozu Handelsgeschäftigkeit, Schiffe mit Segeln und Wimpeln, das Holländisch Reinliche, Sachvolle des Hauswesens, der große Anblick des Meeres und selbst die Fische darin Einzelheiten hergeben; — stehe ich aber wirklich vor dem Meer, und schaue mit Lust die Häven und Wimpel, so kommt bald ein Gefühl

des Ungewohnten, Fremdartigen, und mich empfängt mit heiterem Gruß meine vom Meer hinreichend entlegene Wohnung und deren Gewohnheit. Indeſſen bin und bleibe ich ein Verehrer ſowohl des Meers als der Gebirge.

Viel Antheil an Herders Misbehagen hatte gewiß jene Ungunſt ſeines Zeitalters für Theologie und den geiſtlichen Stand. Die geſammte Bewegung der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war auf Veränderung oder gar Wegwerfung des Alten gerichtet, namentlich des kirchlich Herkömmlichen, und wer in ſolchem Fall durch ſeine Ueberzeugung und ſein Amt verbunden iſt entgegenzuſtreben, erfährt Kränkendes genug. Ein Gegenſatz der Ueberzeugung iſt noch leichter zu tragen, als ein Gegenſatz des Amtes; Herders Ehrgefühl war für letzteres ſehr empfindlich, und es wird angeführt, daß er einſt bey ſolchem Fall eine Stange Siegellack, die er zufällig in der Hand hatte, ganz weich zu Brey drückte, und im Zimmer heftig auf und nieder ſchreitend, an den Fußſohlen ſich wund gieng (Th. 2. S. 278.). In den neunziger Jahren entſtand zudem ganz in Herders Nähe der Taumel einer neuen Philoſophie mit Geringſchätzung des theo-

logischen Wissens, was der Generalsuperintendent bey Prüfung junger Theologen am stärksten wahrnehmen mußte, und worüber ein junger Weimarscher Geistlicher sich sogar erschoß (Th. 2. S. 225.). Herder wollte helfen durch seine Metakritik und Kalligone, aber umsonst; die Arzney ward verschmäht, gegen den Arzt ward geeifert. Wäre auch in Fieberzeiten des menschlichen Geistes die Heilkunst im Stande, Bedeutsames auszurichten, was ich nicht glaube, sondern mehr von der natürlichen Krisis erwarte; so möchte doch Herder schwerlich der rechte Arzt heißen, oder einen hülfesuchenden Kranken hergestellt haben. Wenigstens schienen mir immer seine für diesen Zweck verfaßten Schriften die schwächeren; nicht vergleichbar mit den übrigen, gleichsam unächte Weissagungen des Propheten. Er hat den Wendepunkt dieser philosophischen Taumelzeit nicht erlebt, würde jedoch an der theologischen unsrer Tage vielleicht gleichfalls einiges Kreuz finden, aber möglicherweise mit besserem Glück manche Zurechtstellung versuchen oder durch die steigende Hochschätzung des geistlichen Amtes und das Wiedersuchen des kirchlich Herkömmlichen weniger beleidigt seyn. —

Nehmen Sie das biographische Kleeblatt hin, und ich will einen Spruch darüber murmeln. „Schenke mir Gott für die geweihtesten schönsten Stunden des Lebens einen Herder, für andre kindlich genügsamere einen Zoega, für Winterabende im Theater einen Schröder auf der Bühne."

Dritter Brief.

December 1820.

Sie bestehen darauf, ich soll zum drittenmale in meinem Leben von einer Schweitzerreise heimkehrend, über das Land und seine Bewohner Ihnen Einiges berichten, weil ich doch gesehen und erlebt haben müsse, weil trotz aller Beschreibungen immer noch Etwas zu beschreiben sey, weil Andre ja so reichlich von ihren Reisen mittheilten, und ihre individuellen Gefühle mannichfaltig zu schildern verstünden? Bedenken Sie doch, ich bin kein Matthison, kein Bonstetten, keine Friederike Brun, kein Klingemann, denen ihre Tagebücher zu den anmuthigsten Berichten

wie von selber anschwellen, während mir die Philosophie Alles austrocknet und in ein dürres Nichts verwandelt! Sogar den angemessenen Stil wüßte ich nicht zu finden, welcher Blumen auf die Heerstraßen streut und lieblichen Schimmer über alle Gegenstände verbreitet!

Nichts wollen diese Gründe bey Ihnen verfangen: wo man dreymal gewesen sey, habe man dreymal gesehen, welches sonach Stoff gebe, und der Stil sey nach meiner eignen Behauptung Naturgabe, mithin niemandem fehlend oder mühsam zu suchen. Das Beschriebene brauche nicht wieder beschrieben zu werden, Vollständigkeit werde nicht begehrt, Eines und das Andre müsse doch in besonderm Licht erschienen seyn, und ein Brief darüber dürfe mir schon deswegen der Mühe werth dünken, weil Sie Lust hätten ihn zu lesen. —

Gut, ich hebe an. Glücklich der Sterbliche, welcher mitten in Geschäftigkeit auf väterlichem Erbe seine Tage verbringt, Aecker bestellt, Obstpflanzungen anlegt, von der Welt nichts Anderes sieht, als was er von dem Kirchthurm seines Dorfes überblickt, dessen größte Reise einen halben oder ganzen Tag währte, nach wel-

cher Zeit er mit Sehnsucht wieder zu seinem Weibe und seinen Kindern kommt, die gewohnten Beschäftigungen wieder anfängt, Gefahren und Abentheuer der Ein Tagreise in Mußestunden etwa den Horchenden erzählend. Zwar fühlt er bisweilen nicht geringe Lust, den ganzen Erdkreis zu durchschweifen, malt sich aus im Geiste, was er dann sehen könnte und würde, unterstützt seine Phantasie durch die herrlichen Berichte der Vielgewanderten, und bleibt doch ruhig an seiner Stelle, bis zur Reise ins unbekannte Land. Wahrlich, er ist beglückter, als wenn er die gewünschten Reisen wirklich gemacht hätte, und in der Erinnerung sie sich wiederholte!

Sonderbarer Eingang für Reiseberichte, werden Sie sagen, aber darum nicht minder treffend. Der Unzufriedne strebt ins Weite, der Zufriedne bleibt daheim; jener wird übersättigt durch Genuß, diesem würzt gesunde Eßlust jede Speise. Wer krank ist, wird in Bäder gesandt, wer das Klima seines deutschen Geburtorts unbehaglich findet, nach Italien. Er kömmt zurück, und hat wahrscheinlich eine zweyte Badekur und ein zweytes Italien nöthig. Unser Leib

geht nicht auf Reisen, wenn der Seele wohl ist am eigenen Heerde, und ist die Seele sich nicht selber genug, so hat sie nirgends Genüge. Yorik schon macht in seiner Eintheilung von Reisenden ganz ähnliche Bemerkungen, die grade auf ihn selber, den empfindsamen Reisenden, am wenigsten passen, da eine Reise wie die seinige zufrieden und bequem auf dem Zimmer vollendet werden konnte. Bestimmte Zwecke geben jeglicher Reise eine gesundere Haltung, z. B. Handschriften abschreiben, Naturprodukte sammeln, Hospitäler oder Gefängnisse besuchen, u. s. w. Der Mensch ist dann thätig im Geschäft wie zu Hause, aber zugleich förderlicher, als er es zu Hause seyn könnte. Nicht allemal wird selbst hiedurch der Nachtheil des Ausheimischen verhütet, und der berühmte arabische Reisende, Carsten Niebuhr, von seinem Sohne selber ein phantasieloser nur im Beobachten und Auffassen lebender Mann genannt, hatte im Vaterlande eine auch von andern Europäern, die unter Morgenländern heimisch geworden sind, empfundene Sehnsucht nach ihrer ernsten Stille, brachte seiner Gattin durch das Aufgeben einer zweyten Reise ein Opfer, ward als

Landschreiber in Meldorf gedrückt von Leere und Unbehaglichkeit, weil kein Tag eine neue Anschauung lieferte, und gewann dawider erst im sechs und sechszigsten Jahr bedeutende Hülfe durch den Ankauf von Moorländereyen und deren Urbarmachung, wobey der Erfolg seine Hofnungen täuschte (Carsten Niebuhr's Leben von B. G. Niebuhr. Kiel 1817.).

Meinen jugendlichen Reisewünschen lag ein ganz bestimmter Zweck zum Grunde, nämlich Kunstfertigkeit in der Landschaftmalerey, welche nicht anders zu erreichen stand, als durch den Anblick malerischer Gegenden. Oft schon als Knabe hatte ich Kupferstiche nach Claude und andern Meistern angestarrt, in eine Zauberwelt der Gebirge und reichen Gründe mich hineinträumend, wovon die Niederungen der Ostsee kein Urbild darboten. Kam mir zufällig ein Gemälde von dichterischem Werth vor Augen, so hielt ich Alles darin, samt dem Himmel darüber, für Lüge, preis aber denjenigen selig, der so zu lügen verstehe. Ein Besuch der Dresdner Gemäldegallerie brachte meine Phantasie vollends in Aufruhr, es ward die Landschaftmalerey mir entschiedne Lebensfreundin, und die verkehrte-

sten Uebungen und mislungensten Versuche konnten mich von ihrem Umgange nicht zurückschrecken (Vergleichen Sie meine Briefe über Landschaftmalerey in den Vermischten Schriften, Hamb. 1806.). Am Rande der Universitätjahre schwebte mir die Schweitz vor — Italien lag zu weit — als das Land der Gebirgwunder, des Studiums der Natur, der gepriesensten Aussichten. Wer einmal dergleichen gesehen, meynte ich, wer auf dem Papiere flüchtig solche Eindrücke aufbewahrt, könne ruhig späterhin durch Steppen des bürgerlichen Lebens wandeln und seine Freuden durch Erinnerung und Phantasie vervielfältigen. Hr. Meiners und Andre mit ihren Beschreibungen der genossenen Seligkeit hatten auch Antheil daran, und nimmer gedachte ich damals der Möglichkeit, einst den größten Theil meiner Lebenstage unweit der Alpen zu wohnen; ich hielt die Vaterstadt für den Kreis meines ferneren Daseyns und für den Ort meines Grabes. So kam denn, daß mit einigen Jugendfreunden, welche nach derselben Gegend wollten, im Sommer 1797. die Schweitzerreise angetreten wurde.

Anfangs blieben die Erwartungen unerfüllt.

Basel, die erste Schweitzerstadt, schien mir finster, die Umgebung zu sanft, zu wenig ausdruckvoll, und ich lehnte ab einen Thurm zu besteigen, weil dort ja nichts mehr zu sehen sey, als vom Gasthause und Walle, keine kühne Linien und Formen; die Prospekte Aberlis hatten ganz andre Dinge gezeigt, und auch in ihrer Art die Bergstraße und das Rheinthal. Nicht viel besser giengs im Münsterthal, am Neuenburger und Bieler See, der Weg war zu eben, die Witterung zu regnerisch, obwohl schon einige Zeichnungen meine Sammlung zu füllen anfiengen. In Nidau zürnten wir auf Hrn. Meiners, der diese unbedeutende Stadt mit hinreichend flacher Umgebung als ein irdisches Paradies beschrieben, und uns zu einem Wege dahin verleitet. Wahrscheinlich hatte er besseres Wetter oder lebhaftere Phantasie. Letztere fanden wir späterhin bestätigt an Orten, die er grausend beschreibt, wo er vor Schwindel sich nicht zu retten wußte, während wir unsern Wanderschritt kaum unterbrachen.

Bern zuerst gab rechte Naturgröße. Die Gebirggipfel des ewigen Eises, emporragend hinter den grünenden, auf welchen im Hochsommer

der Schnee schmilzt, werden von dort aus in einziger Art gesehen, und wenn auch anderwärts eine längere Kette sich vor den Augen ausdehnt, so erscheinen doch die Formen minder ausgezeichnet, und wirken weniger als Masse. Die Jungfrau, die beyden Eiger, das finstre Aaarhorn, das Schreckhorn und Wetterhorn wechseln in ihren Gestalten, und jede Gestaltung hat ein eigenthümlich Kühnes. Bekannt ist zugleich, wie zu den verschiednen Stunden des Tages sich Farbe und Beleuchtung verändern, daher immer Neues darbieten, also mit frischer Ueberraschung anziehen. Noch im vergangnen Herbst, als ich die Pracht dieser Kette vom Gurten, einem Berggipfel neben Bern, überblickte, sah ich am Abende einen Glanz des Schnees, wie ich ihn zuvor nie wahrgenommen, und auch unsre Berner Freunde nannten ihn selten, verkündeten aber für den nächsten Tag Regen und unruhige Luft. Jedesmal, wenn ich die bekannten Standpunkte in und um Bern besuchte, konnte mein Auge von der Scene sich kaum wegwenden, sie lag ausgebreitet mit ewig neuem Reitz. Bern macht durch seine feste Bauart, durch die Sauberkeit, worin es erhalten wird,

welche an aristokratische Fülle des Reichthums erinnern, einen vornehmen und wohlthätigen Eindruck. Dazu prangt die Umgebung der Stadt mit den lieblichsten Landhäusern, recht zum Wohnen einladend, und es ist grade nicht zu verwundern, wenn reiche unabhängige Grafen oder fürstliche Leute die Sommermonate dort zubringen. Inzwischen ist bey alledem die eigentliche malerische Schönheit des Ganzen geringe, es wird hier die Kunst von der Natur überboten, und wenn die Maler sich an diesem Gegenstande versuchten, wenn ich selbst einen Aufriß der Stadt und ihrer Gebirge in meiner Sammlung bewahre, so dient dieses mehr zur Erinnerung des Gesehenen, als daß es für sich ein landschaftliches Bild darböte.

In Bern wurde bey unserm Jugendbesuche der Plan zur weiteren Reise entworfen, welcher keine geringe Mühe machte. Man traue doch nicht den Planmachern an Ort und Stelle, jeder rühmt, was er gesehen, bedenkt nicht die Zeit und den Zweck des Reisenden, welcher stets Einiges beyseite lassen muß; sogar Ebel in seiner Anweisung fehlt manchmal in dieser Beziehung. Wir vereinigten uns endlich über einen

Entwurf, der für die Umstände am zweckmäßigsten war, und der fast von allen andern Planen abwich. Den Jura, mit dem Urgebirge verglichen unbedeutend, ließen wir unbesucht, es gieng sogleich an den Genfersee, von dort ins Chamouny, Wallis, ins Berner Oberland, über die Grimsel und den Griesberg nach den italienischen Vogteyen, über die Borromäischen Inseln nach Mayland, über den Gotthard zurück auf den Rigi, und zuletzt an den Constanzer See und zum Rheinfall nach Schafhausen. Die seltenste Sommerwitterung begleitete uns allenthalben, so daß alles Merkwürdige im schönsten Lichte prangte. Meine Skizzensammlung ward täglich reicher, und dennoch konnte trotz unermüdeter Thätigkeit nicht Jedes Dargebotene aufgenommen werden; man mußte wegen der Nachtlager bestimmte Tagreisen festsetzen. Zu bemerken ist indessen, daß die gewöhnlichen Schweitzerprospekte topographische Rücksichten nehmen, nicht allemal der reinen malerischen Beurtheilung folgen, weswegen einige Künstler, denen ich damals meine Entwürfe zeigte, sich zu erkundigen pflegten, wo ich die Standpunkte gefunden, und mit Verwunderung hör-

ten, daß Alles am Wege lag. Späterhin hat Guillerat, einer der vorzüglichsten gegenwärtigen Schweitzer Landschaftmaler, seine treffliche Ansicht vom Schreckhorn und Rosenlavigletscher an derselben Stelle gezeichnet, von wo aus meine Sammlung sie aufbewahrt.

Die Nordseite der Alpen gewährt dem Landschaftmaler immer nicht ganz was er sucht, wie schön und überraschend auch die Natur entgegentritt. Der herrliche Genfer See liefert selten Bilder, überhaupt ist mit Seen, wenn sie in der Nähe liegen, wenig auf dem Papier anzufangen. Chamduny ist zu rauh und wild, zu ungeheuer, um es in Rahmen zu fassen, die Gletscher als solche sind nicht bloß schwer darzustellen, sondern auch unmalerisch. Erst an dem südlichen Abhange der Alpenkette ward mein Auge befriedigt, und die Wanderung neben der Tosa im Thal Antegoria und Formazza glich einem vollständigen Rausch. Vielleicht hatte die Luftperspektive hieran keinen geringen Antheil. Ich erinnere mich noch jenes großen Eindrucks, als wir den Griesberg hinabstiegen und Italiens Himmel über den Gegenden lag. Die Schweitzeratmosphäre ist durchsichtig, man bemerkt in

den Fernen auch die kleinsten Gegenstände; die italienische Luft ruht als ein Vorhang vor ihnen, alle Entfernungen zeigen sich als Masse, hier erst findet man Claude Lorrain und seine Wahrheit, hier erst die tiefen Farben und das zauberisch zitternde Licht. Ein Abendhimmel in Mayland während der ersten Tage des August zeigte so glühenden Dunst und solche Wolkenformen, wie weder vorher noch nachher von mir wahrgenommen wurden, und Graß bemerkt richtig, man sehe Vieles nur Einmal im Leben, wenn man auch dieselben Orte wieder besucht. Als ich eilf Jahre später im September nach dem obern Italien und Venedig kam, war nichts dergleichen vorhanden. Auf Italiens Alpenseite nähern sich zugleich die Gebirgumrisse mehr der Kegelform, welche dem Maler anziehender dünkt, als das zerrissene zackigte Gestein. Erwähnung verdient gleichfalls ein Wasserfall der Tosa bey Pomat, der durch seine Höhe und verhältnißmäßige Wasserfülle alles Aehnliche in der Schweitz übertrifft, wenigstens weit stärker überrascht, als der berühmte Rheinfall bey Schafhausen, und an Tivoli erinnert. Unsre Zeit war kurz, es gelang mir nicht in Schnel-

ligkeit einen Standpunkt für die Größe jenes Gegenstandes zu wählen, dessen Darstellung ohnehin kaum den größten Meistern gelingt, und ich bewahrte mir den Eindruck bloß im Gedächtniß. Die zweyte Schweitzerreise ließ mich unter den geistreichen Skizzen des verstorbnen Landschaftmalers Heß — welche im Besitze seiner Wittwe, jetzt verehlichten Stolz *) zu Zürch sind — diesen Wasserfall dargestellt finden, den ich sogleich wiedererkannte. Heß hat ihn als Oelgemälde ausgeführt — gleichfalls im Besitz der Wittwe — doch ist darin, ungeachtet seiner Meisterschaft, manches Lebendige und Natürliche der Skizze verloren gegangen.

Soll ich noch andrer Naturschönheiten gedenken, deren die italienische Schweitz in reichem Maaße darbeut? Sie sind nicht zu beschreiben, oder wurden schon möglichst beschrieben. Herrlich prangen die Seen, der von Lugano, von Luvino und Como, der Lago Maggiore mit seinen berühmten Borromäischen Inseln; jedoch dieser am wenigsten malerisch. Ich wollte ein Bild

*) Stolz starb den 12. März 1821.

davon entwerfen, mußte aber den ganzen Vordergrund und selbst den Mittelgrund hinzudichten. Wir hatten die Malerische Reise von J. H. Meyer bey uns, mit einigen trefflichen geätzten Blättern versehen, sie liest sich gut und unanstößig, an den Orten selbst haben wir darüber gelacht, so sehr standen die Kunstmittel der Beschreibung hinter der Natur des Wirklichen zurück. Weg also mit Beschreibungen, als charakterlosen oder falschen Abdrücken der Wirklichkeit. Weil das Eigenthümliche der italienischen Schweitz meine Phantasie hingerissen hatte, wollte mich bey der Rückkehr in den deutschen Theil das Gepriesenste nicht mehr in Entzücken setzen; es war durch Entzückung das Entzückende verschwunden. Hart sagte einmal der alte Franz Kobell in München, ein geistvoller Mann und reich an herrlichen Erfindungen, die Schweitz verderbe den Landschaftmaler, und er sagte damit ein wahres Wort, weil er den hohen Stil dichtender Darstellung meynte, welcher die Urbilder Italiens oder Siciliens in der Seele trägt. Inzwischen muß, wer das Jenseits nicht anschauen kann, sich mit dem Disseits behelfen. Auf der Rückreise durch Deutschland — noch dazu im Spät-

herbste — wollte mir gar keine Gegend der Aufmerksamkeit werth dünken, und als ich in die nördliche Vaterstadt zurückkehrte, schien Alles winzig, der Himmel samt Färbung entfernter Gegenstände, aschgrau. Man bedenkt selten auf der Erde, was ein Himmel ausmacht, bis man es erlebte; — während einer Reihe von Jahren in Holstein erschien nur selten ein Abendroth, was mich an die Schweitz erinnerte; es verdoppelte dann die liebliche Schönheit der Seen mit ihren sanften Waldhügeln und Gründen.

Meine beyden letzten Schweitzerreisen hatten Erholung und Stärkung der Gesundheit zum Zweck. Ueberraschen konnten die Gegenden nicht, theils weil ich sie schon kannte, theils weil ich Tyrol, Salzburg und Oberbaiern zuvor besuchte. Gleich dem Wiedersehen alter Freunde gewährten sie dennoch Vergnügen. Das Waadtland, Berner Oberland, der Rigi, bleiben, was sie sind, und Freyheit von Geschäften im Mitgenuß werther Freunde gab mannichfaltige Lust. Erzählungen davon haben für den Dritten nichts Anziehendes.

Die Bewohner der Schweitz? Sie gleichen andern Menschenkindern in ihrer Mischung von

Vorzügen und Fehlern, und danken es den nahen Gebirgen und der besuchenden Fremdenschaar, wenn ihrer öfter in Büchern gedacht wird. Nur daß niemand patriarchalischen Sinn und unschuldige Sitteneinfalt unter diesen Alpenbewohnern zu finden wähne. Die Reisenden, welche jährlich das Land und selbst die entlegensten Thäler durchziehen, haben allenthalben Liebe zum Gewinn vorherrschend gemacht, welche überhaupt als Eigenschaft sprichwörtlich den Schweitzern beygelegt wird. Sie suchen während der Reisemonate für den einsamen Winter Entschädigung. Dies erstreckt sich von den sehr theuren Lohnkutschern zu den Wirthen, Führern, zum Theil bis in die Sennhütten hinauf. Inzwischen bietet es auch wieder seine angenehme Seite; wer das Geld nicht achtet, hat dafür Bequemlichkeiten, die er sonst bey Gebirgreisen vermißt, gute Nachtlager, allerley Aufwand der Tafel, eingerichtete Bedienung. Als ich vergangenen Herbst ins Grindelwald hineinging, fragte mich ein alter Mann, wie mir die grausigte Gegend gefalle? In dieser furchtbaren Einöde giebt es jetzt zwey Wirthshäuser, und das dritte wird gebaut. Einer der Wirthe soll

im letzten Sommer übertrieben gefodert haben, und ist von der Regierung in Bern gestraft worden. Theurer wie anderwärts muß schon das Geringste seyn, weil man es weit herschafft, und bei gutem Sommerwetter dennoch eine Flut von Fremden herbergen soll. Im Wallis und in der italienischen Schweitz entbehrt man schmerzhaft dergleichen Vorsorge. Derbe Rohheit und Natürlichkeit sind begreiflicher Weise allen Gebirgsbewohnern eigen, und dies gefällt meistens dem Reisenden wegen seines Gegensatzes mit ausgebildeter Feinheit, wird auch bey manchem Schweitzervolk versetzt durch Zuvorkommen gegen Fremde, welche Geld in die Thäler bringen.

Die Städte unterscheiden sich nach Größe und Lage. Genf und Lausanne sind ihres Umgangtones wegen berühmt, und man sendet dorthin junge Leute vom Stande, um französische Sprache und Sitten zu lernen. Bern genießt gleichfalls den Ruf feiner Gesellschaft, und ist halb französisch und deutsch, doch mehr noch das erstere, weswegen manche Deutsche, welche dorthin gezogen, sich nicht ganz heimisch fühlen. Deutsche Litteratur z. B. wird weniger geliebt

als französische, die Mundart des Berndeutsch ist dem Fremden fast unverständlich, man redet deswegen lieber französisch, außer mit Bekannten. Auf Landhäusern herrscht unter den Familien viel Gastfreyheit, und wer in deren Wesen und Treiben eingeht, befindet sich wohl. Luxus und Sittenverderbniß größerer Städte haben theilweise überhand genommen und man erzählt davon böse Geschichten. Zürch ist ungleich deutscher, trotz der harten Mundart, und zugleich ein Hauptsitz schweitzerischer Gelehrsamkeit. Bürgerliche Stille und Eingezogenheit beherrschen das Zürcher Leben, weswegen es dem Fremden todt und öde vorkommt. Auf der ersten Schweitzerreise hatten wir Wohnung und Tisch bey dem bekannten Leonhard Meister, einem einfachen, wenig gesprächigen Manne; mit seinem Bruder Heinrich, dem Freunde Diderots und der Encyclopädisten, ward mehr durchgesprochen und gestritten. Die Einförmigkeit der Lebensweise war so groß, daß alle Tage dieselbe Suppe, dasselbe Fleisch und Gemüse auf den Tisch kamen, was mir anfangs lästig däuchte, sehr bald aber durch Gewohnheit sein Auffallendes verlor. Von andern Städten, wie Lucern u. s. w.

ſchweige ich, indem wir dort nur durchflogen, und ich überhaupt meyne, mit einzelnen Abweichungen ſehe allenthalben das Leben der Menſchen in größern und kleinern Städten ſich gleich.

Vor dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution konnte manchem Reiſenden das altherkömmliche demokratiſch oder ariſtokratiſch ausgebildete Republikenweſen der Schweitz merkwürdig dünken und iſt daher ausführlich genug beſchrieben worden. Doch ſteht ſchon in meinen damaligen Tagebüchern: „Greiſe ſingen die Litaney ihrer Jugend, die Schweitzer ſingen die Litaney ihrer Freyheit.“ Seitdem die franzöſiſche Revolution uns ihre rauhen Wege geführt, haben wir die Mängel des Alten, mit denjenigen des Neuen ſattſam kennen gelernt, und kümmern uns weniger um einzelne abweichende Formen, zumal in kleinen Staaten. Alle republikaniſche Verfaſſungen nähren Partheyſucht, welche unter despotiſcher Regierung unmöglich iſt, indem jedermann dem Gebieter ſchmeichelt, und ſich ſelbſt allein mit Ausſchluß Anderer in Gnade zu bringen ſtrebt. Kurz vor den franzöſiſchen Mishandlungen ſah ich die Schweitz zuerſt, und

mußte mich wundern über jene Heftigkeit, welche in allen Cantonen die Gemüther trennte, besonders über eine starke Vorliebe für Franzosen und deren Einrichtungen, wodurch den letztern bald darauf nicht schwer fallen konnte, sich einzumischen und das Bestehende umzustürzen. In Aarau versammelte sich damals noch die helvetische Gesellschaft, welche späterhin meines Wissens aufgelöst wurde, und man erkannte dort leicht die Gegensätze. Grade die verständigsten, lebhaftesten und einsichtvollsten Männer waren dem Alten abgeneigt, woran die Ruhigeren, Beschränkteren und Scheuen mit liebgewordner Gewohnheit hingen. Als ich zum zweytenmale gleich nach der deutschen Volkbefreyung (1814.) wiederkam, erhob das unterdrückt gewesene Alte sein Haupt, fand aber Gegner, welche mit der Bonapartischen Mediationakte ungleich zufriedner gewesen. Insonderheit zu Bern herrschte Gegensatz zwischen Stadt und Land, dies veranlaßte sogar kriegerische Bewegungen, woraus glücklicherweise kein Bürgerkrieg hervorging. Für den fremden Beobachter war die Partheyung und deren Zweck nicht leicht zu enträthseln; denn Herr von Haller, welcher mit seiner Staat-

reſtauration bey allen Freunden der erblichen Ariſtokratie und Legitimität ſo beliebt iſt, ſaß damals wegen Umtriebe unter dem Landvolk in Verhaft, und hatte die Berner Regierung zu dieſem Schritt genöthigt. Im vergangenen Herbſte fand ich ſolche Bewegung verſchwunden; von Seiten der Ariſtokratie waren manche der Gegner zufrieden geſtellt, und weil ſie ſchwiegen, hörte man wenig. Ueberhaupt ſcheint mir, jede Ariſtokratie der Geburt und des Reichthums könne leicht einen Aufruhr der Gemüther dämpfen, ſobald ſie jenen Theil der Bürger, welcher durch ausgezeichnetes Talent oder ausgezeichneten Eigenthumbeſitz den Vorrang Anderer unwillig trägt, in ihren gerechten Anſprüchen befriedigt, ſie in ihre Mitte aufnimmt und den Vorwurf der Kaſtengeſchloſſenheit durch die That widerlegt, wo denn die größere Maſſe, ihren Mangel hinreichender Anſprüche fühlend, ſich den Rang der Geburt und des Reichthums gefallen läßt. Auch in Frankreich wie in England, wird der Kampf politiſcher Partheyen meiſtens darum geführt, wer Miniſter ſeyn ſolle, und wer es wird, erbt von ſeinem Vorgänger ganz miniſterielle Geſinnungen. Wollen die

Aristokraten und Erzlegitimen gar Nichts zugestehn, so laufen sie in unsern Zeiten Gefahr, Alles zu verlieren, dagegen einiges Zugeständniß ihnen den Besitz des Uebrigen vollkommen sichert. Menschen sind so schwer nicht zu regieren, als man meynt, man muß nur vermeiden, mit bearer roher Gewalt und Hartnäckigkeit ihnen die strengste Form der Herrschaft aufzudringen.

Mögen nun diese Wahrheit unsre Politiker zu Herzen nehmen oder nicht, meine Reisebeschreibung ist am Ende, und Sie werden einsehen, wieviel die Philosophie davon wegtrocknete. Ich wünschte nachgrade, Freunde und Gegenden kämen zu mir, ohne daß ich ihnen nachzureisen brauchte; und mit den Gegenden, um derentwillen ich zuerst die Schweitz besuchte, ist dieses am leichtesten zu haben. Wer sein malerisches Auge übte, sieht mit Hülfe weniger flüchtigen Umrisse ganze Bilder vor sich, und die Gefälligkeit mancher Künstler, welche mir Ansicht ihrer Skizzen verstatteten, hat mich mit dem Charakter Römischer und Neapolitanischer Umgebungen ziemlich bekannt gemacht. Franz Kobells Federzeichnungen und Landschaftserfindungen gaben oft eine viel reichere Anschauung

der mannichfaltigſten Formen, als halbjährige Schweitzerreiſen. Der alte und jetzt auch kränkliche Künſtler ſah einſt Italien *), und ſeine unerſchöpfliche Phantaſie bringt demjenigen, der ſeine Handſchrift zu leſen weiß, die ſchönſten Gegenden vor das Auge. Ein ungeübter Blick wird gefällige Ausführung daran vermiſſen, der geübte denkt alles Fehlende hinzu, und freut ſich der Mannichfaltigkeit, ſo daß jemand nicht mit Unrecht einſt ſagte: es ſey daraus faſt mehr zu lernen, als aus der Natur ſelbſt, denn dieſe erſcheine hier geiſtig geſteigert und mit geſchmackvoller Auswahl. Dergleichen Beſchauen hat mich zu eignen Erfindungen gebracht, wodurch ich Geſehenes und Nichtgeſehenes mir vorführe, zugleich wirkliche Natureindrücke mit der gedichteten Welt in Verbindung bringe, und dadurch meinen Sinn für landſchaftliche Gegenſtände vergnüge. Möchte dies mit abweſenden Freunden auf ähnliche Weiſe geſchehen können, es wäre dann die Entfernung keine Entfernung,

*) Er ſtarb in München den 14ten Januar 1822. Vergl. einen Aufſatz vom Prof. Speth im Kunſtblatt des Morgenblatts 1822. No. 46.

und häusliche Einsamkeit das geselligste Leben. Bücher und Briefe thun viel, aber die geistige Aufregung der Gegenwart geliebter Menschen ist unersetzlich; ein Bildniß vermag nicht zu reden, und wirklicher Umgang übt stets eine neue frischgeborne Kraft.

Habe ich nun in diesem Briefe mehr von der Landschafterey gesprochen, welche mich zuerst in die Schweitz führte, als von der Schweitz selbst, so hören Sie noch meine gegenwärtige Ansicht der Kunst, und wie ich die verschiedenen Bestrebungen derselben in einige Hauptklassen stelle.

Prospektenaufnahme ist die Grundlage aller landschaftlichen Darstellungen, und zugleich, als Kunst betrachtet, deren engster Kreis. Man will sein Haus, seinen Garten, oder das Dorf, die Stadt, wo man wohnt, auf dem Papiere schauen, und etwa das Zimmer damit ausschmücken. In der Schweitz werden solche Prospekte in Menge gefertigt, von aller Größe, genau und ungenau, die Fremden kaufen sie, um des Gesehenen sich zu erinnern. Begreiflicher Weise ist das Genaueste das Beste, der Künstler soll mit seinen Kunstmitteln nur Wirkliches verzeichnen, treu den Gegenstand

wiedergeben, dieser sey nun für die Behandlung günstig oder ungünstig; ausgeschlossen sind freye Schöpfung und Verschönerung, wie bey dem Bildnisse lebender Personen, obgleich die schönsten Menschen und die schönsten Weltgegenden alle Urformen liefern, denen die gesammte Malerey dient.

Hieran schließt sich die Charakteristik bedeutsamer Einzelnheiten, welche den malerischen Werth der Prospekte erhöht. Baumarten, Felsenformen, Gemäuer, Wasser, Luft und Wolken sind mit Geschick in ihrer Natürlichkeit aufzufassen, überhaupt der Gesamteindruck dargestellter Gegenden. Die Natur zeigt hiefür eine reiche Verschiedenheit, Sicilien, Italien, die Schweitz, Deutschland, die Niederlande, tragen im Einzelnen wie im Ganzen ihren eignen Landschaftcharakter, dessen fertige Behandlung keine geringe Kunst und Uebung erfodert. Unter andern gehört jene Wahrheit und Leichtigkeit des Baumschlages, womit Anfänger zu kämpfen haben, in diese Klasse.

Unentbehrlich sind zugleich für angenehme Wirkung auf das Auge die Farben und Lichteffekte. Besonders kann eine gute Ver-

theilung des Lichts die Seele aller Landschaften heißen. In der Natur bedarf man dieser Dinge weniger zum wohlgefälligen Eindruck, als in der beschränkten nachbildenden Kunst. Das Beste solcher Effekte gewahr zu werden, gehört zum Glück des Künstlers, er sieht Nichts dergleichen an trüben Tagen, oft das Schönste nur einmal im Jahre oder im Leben. Meistens sind die Effekte schnell vorübergehend, und müssen im Gedächtniß festgehalten werden, wie der Blitz im Gewitter, die wechselnden Wolkenformen, wirksame Wolkenschatten, Sonnenaufgang und Untergang, Mondschein u. s. w. Wer sie nicht aufsucht, geht vielleicht einer großen Zahl derselben gleichgültig vorüber; doch überraschen sie im Einzelnen und Kleinen fast immer bey freundlichem Umgange mit der Natur.

Endlich erscheint dichterische Schöpfung oder eigentliche Komposition als das Höchste der freyschaffenden Kunst, zu welchem die andern Leistungen gleichsam nur als Vorübung dienen. Eine Welt landschaftlicher Gebilde öfnet sich der Phantasie, und man dichtet das Liebste in anmuthigem Wechsel. Wer durch

die andern Klassen wanderte und zu erfinden weiß, wird gerne hiebey ausruhen.

Viele Künstler wählen für ihre Leistungen eine einzige dieser Klassen, und erwerben sich darin Verdienst, selten war jemand in allen von ihnen auf gleiche Weise meisterhaft. Aberli, Rieter, Heß, hatten ehedem Ruf durch ihre Schweitzerprospekte, gegenwärtig scheinen Lafond und Guillerat in diesem Fache die vorzüglichsten. Das Königliche Zeichnungkabinett zu München bewahrt einige Gebirgansichten von Berchtesgaden und der Umgegend, von einem jungen verstorbenen Künstler, Namens Stridt, welche mit wenig Mitteln schönen Eindruck machen. Der treue und wahre Canaletto hat sich an die Canäle und Palläste Venedigs gehalten. Hackerts Kunst liefert italienische Gegenden, und besitzt eine ungemein fertige Charakteristik der Bäume, obwohl ich mit Fiorillo urtheile, seine berühmten Gemälde seyen weniger vortrefflich, als seine Zeichnungen in Sepia. Aehnliche Zeichnungen hatte Birmann in Basel mit hoher Vollendung gefertigt, denen seine verkäuflichen Farbenprospekte bey weitem nicht gleichkamen. Sachtleven, Schütz, wählten

Rheingegenden. Ruisdael ist Meister in Charakteristik der Bäume, Wasserfälle, Sandhügel, Meerufer, desgleichen Waterloo im Gezweige und Laube der Wälder. Rembrandt wirkt vorzüglich durch Lichteffekte, es gab ein Bild von ihm in der Sammlung des Herrn von Brabeck, dessen auch Fiorillo gedenkt, worin ein bloßes Kornfeld, — an sich gewiß unmalerisch — vermittelst der Beleuchtung zu einem anmuthigen Kunstganzen erhoben war. Schönberger liebt dunstige Sonnenhimmel, Van der Neer Mondscheine, stille Wasserspiegel; Reinhardt in Rom, Klengel in Dresden, Ferdinand Kobell aus Manheim, danken ihren Ruhm den Baumgruppen, Everdingen den norwegischen Felsen und Wasserfällen, Backhuysen dem Meer und den Sturmeffekten, Vernet malte Seehäfen und deren wechselnde Erscheinungen, der junge Quaglio in München hat neuerdings sich gothische Kirchen und Schlösser zu seinem Fache ausersehen. Jeder folgt darin seiner Neigung, und sucht auf in der Natur, was ihm entspricht.

Unter dichterischen Schöpfern ragt vorzüglich Claude Lorrain hervor mit seinen himmlischen Abenden und Gründen, neben ihm Johann

Both. Beyde folgen in ihrer Charakteriſtik der italieniſchen Natur, und wiſſen die Lichtwirkungen vortrefflich zu gebrauchen. Die Pouſſins ſind an Erfindung eben ſo groß, wenn gleich minder ſanft. Salvator Roſa liebt wilde Schöpfungen und weiß deren Zubehör, namentlich die Felſen, mit entſchiedenem Charakter zu behandeln. Auch Berghem iſt ein angenehmer Erfinder für Darſtellung des ländlichen Menſchenlebens in ſchöner Umgebung, Salomon Geßners Landſchaften können Schweitzeridyllen heißen. Der reichen Erfindungsgabe des alten Franz Kobell in München habe ich ſchon erwähnt. An ſeinen Zeichnungen finden Liebhaber weniger Gefallen als Künſtler, weil er in der Ausführung ängſtlich wird und das Licht ungebührlich zerſtreut, wiewohl große und glückliche Effekte in manchen Erfindungen vorkommen. Hätte dieſer Mann in frühern Jahren entſchiedeneren Farbengebrauch und Fertigkeit des Pinſels gewonnen, er ſtände mit unwiderſprechlichem Ruhm neben den größten Meiſtern der Landſchaftkunſt.

Außer natürlicher Vorliebe, welche den Maler zu irgend einer der genannten Klaſſen hin-

zieht, wirken auch darauf seine Umgebungen. Niederländer in ihrer ärmlichen Natur gelangen fast nie zur großen dichterischen Schöpfung, sie halten sich an das Wirkliche, suchen dessen Charakteristik und Effekt, deren Vortreflichkeit allerdings genügen kann, so daß, wer in Holland reiset, lauter niederländische Gallerienbilder vor sich sieht. Selbst wenn diese Meister Italien besuchen, verlassen sie nicht den Kreis ihrer frühesten Eindrücke, und die vaterländischen Kunstliebhaber sind begreiflicherweise hiedurch am meisten erfreut. Manche Maler schwanken zwischen den Klassen, ohne das Vortrefliche einer derselben ganz inne zu haben, sie wollen dem Mangel an Charakteristik durch ein unbestimmtes Idealisches abhelfen, und dem Mangel an Effekt durch treue Darstellung der Natur. Ueberhaupt muß dem Idealischen irgend eine sinnliche Urform zum Grunde liegen, ohne welche es ganz charakterlos wird. Ich finde, daß die verdientesten Maler entweder das Niederländische, oder das Deutsche, oder das Schweizerische, oder das Italische und Sicilische in ihren Leistungen vor Augen haben, und es war oft mein Wunsch, man möge ein gutes Charak-

terbuch aus den vorzüglichsten Prospekten dieser Länder zusammentragen, ein Handbuch für den erfindenden Künstler. Die Radirnadel würde hiezu hinreichen, Licht und Farbe müßten der Einbildung überlassen bleiben.

Noch ist in neuern Zeiten eine besondre Art dichterischer Schöpfung aufgetreten, nämlich die symbolische. Zum Symbol kann die ganze Natur dienen, folglich auch jede Darstellung ihrer Gegenstände, deren sinnvolles Ganze symbolische Bedeutsamkeit annimt. Schöne Werke der Art liefert Friedrich in Dresden, und verbindet damit Effekte und Charakteristik der Gegenstände, vorzüglich des Meers und des Himmels. Nur scheint ein stetes Unterlegen des Symbolischen die freye Erfindung zu beschränken, und wird bey häufiger Wiederkehr selten das Einförmige vermeiden.

So beschließe ich denn mein landschaftliches Schwätzergerede. Sie haben mich, mein Freund, mit Ihrem Ansuchen auf meine alte Lieblingbeschäftigung gebracht, und wissen wohl, daß man sich über dergleichen mancher Ausführlichkeit hingiebt. Wer freylich die Liebe nicht theilt, findet daran wenig Behagen. Strömen aber die

Reisenden alljährig nach der Schweitz, um Gebirggegenden zu schauen und Prospekte zu kaufen, so muß doch ein Allgemeines in der Menschennatur liegen, wodurch wir auf einer gewissen Stufe unsrer Bildung das Eigenthümliche des Eindrucks der Erdgegenden lieben und suchen, deren Darstellung die Landschaftmaler ihr Leben widmen.

Vierter Brief.

Februar 1821.

„Gebt mir Materie und Bewegung, sagte Cartesius, „und ich will euch Welten schaffen.“ Er hätte besser sagen können: „Gebt mir Worte und Dialektik, und ich schaffe euch philosophische Systeme.“ Was sind unsre Systeme anders, als ein Zusammenweben der Worte, ein Definiren derselben, eine Wechselwirthschaft zum Feld- und Hausgebrauch, eine Tonleiter für den Gesang, ein Farbensatz und dessen Mischung für Gemälde? Nur daß die Meister des Webens und Definirens überzeugt sind, nie-

mand webe so gut als sie, oder singe und male schöner und treffender. Hinterher kommen Andre und wollen neue Meisterschaft üben, die Mängel der alten weiß ihr Scharfsinn zu entdecken, auch wählt Mancher eine neue Tonleiter oder einen frisch ersonnenen Farbenauftrag, die Geschichte der Philosophie geht fort, und entwickelt sich, wie Jacobi sagt, als ein Drama, worin Vernunft und Sprache die Menächmen spielen. Vernunft nämlich bezeichnet den dialektischen Gebrauch der Worte, die Bewegung, die Gesangweise, den Farbenauftrag; Sprache bezeichnet die Worte selbst, die Materie, die Tonscale, die Erd- und Saftfarben. Und so wird aus philosophischer Materie (der Sprache) und philosophischer Bewegung (der dialektischen Vernunft) allemal ein System fertig, durch die verborgne Menächmennatur der Bestandtheile aber das historische Drama der Systeme.

Ob dieses sonderbare Drama eine Katastrophe, einen Ausgang habe, oder sich mit immer neuen Episoden nur fortspiele? ward schon von Jacobi gefragt. Reinhold gewahrte vor zwölf Jahren die Bedeutsamkeit dieser Frage, und

stimmte in seiner Zuschrift an den verstorbenen Freund diesem bey, es fehle wohl nur an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft seyn würde, um uns Alle über Metaphysik Eines Sinnes werden zu lassen. Es entstand seine scharfsinnige Grundlegung der Synonymik für den philosophischen Sprachgebrauch (Kiel 1812.), womit er dialektischen und metaphysischen Blendwerken begegnen, die Katastrophe der philosophischen Menächmen herbeyführen und durch diese Enthüllung als dem Resultat seines bisherigen Lernens und Forschens die irdische Laufbahn beschließen wollte (Vorr. S. XXX.).

Jedoch, mein geliebter Freund, wir können wohl unsre irdische Laufbahn beschließen, das philosophische Drama aber nicht zu Ende bringen, weil es fortgespielt seyn will, und bekanntlich auch seit Erscheinung der Reinholdischen Synonymik schon fortgespielt wurde. Fragen Sie nach dem Ende desselben, so antworte ich kühn, es ist das Ende der Welt, und wird nicht früher kommen, als dieses. Läßt sich eine Geschichte des geistigen Lebens der Menschen anders schließen, als mit dem Ende der Zeit? Ich habe we-

der von einem Ende der Zeit, noch von einem Aufhören der Geschichte in derselben den mindesten Begriff.

Ein trauriges Geständniß, rufen Sie, für alle Philosophen und ihre Weisheit! Man soll also philosophiren, um zu philosophiren, etwa im Drama eine Rolle übernehmen, irgend eine neue Episode den Zuschauern vor Augen stellen, und diese, ungeduldig, auf den Ausgang begierig, laufen endlich davon? Allerdings so ist es, und so geschieht es; wer aber hat Ihnen gesagt, die Philosophie solle in lauter Friede und Freude leben? Vielmehr äußert Fichte, kein geringer Heros im Drama, „die Philosophie sey ein so widerlicher Gemüthzustand, daß der erste, der sich dazu erhob, gewiß sich selbst nicht trauen konnte, bis er in Andern den ähnlichen Aufschwung bemerkte.“ (Sittenlehre. 1798. S. 329.)

Es scheint beynah, die Philosophen würden, gleich den Kindern, mit einem Schrey des Schmerzes geboren, und müßten wohl, gleich diesen, weinend fortleben. Ist nun unsre Kindererziehung und Pflege darauf gerichtet, den Weinenden zu helfen und ihren Schmerz zu be-

sänftigen, so müßte unsre philosophische Erziehung und Pflege denselben Zweck haben, und man könnte weder dem Philosophirenden noch dem Lebenden etwas Anderes empfehlen, als: „Nicht hinein, oder hindurch.“ Eine tüchtige Pädagogik und ein tüchtiges System der Philosophie wären dann die besten Heilmittel, und könnten sie gleich aller schmerzlichen Empfindung nicht vorbeugen, so doch vielleicht dem Weinen darüber, und ein für beyderley Hinsicht Erzogner würde sich der Thräne schämen und mit Ernst die Widerwärtigkeit tragen oder überwinden. Ich glaube kaum, daß irgend ein philosophisches System in der Seele des Urhebers andern Ursprung genommen, es sey denn, er habe bloß aus Mode oder Glanzlust das Spiel mitgemacht, welches selten vorauszusetzen. Die Brauchbarkeit der Systeme für jenen Zweck leidet an ihrer vorhin angedeuteten dramatischen Beschaffenheit; es hält schwer, sich ganz in eine fremde Individualität hineinzudenken, welches man gemeiniglich Verstehen nennt, und noch schwerer, wenn dieses gelang, sich zu überzeugen, es sey die Katastrophe des Menächmendrama herbeygeführt.

Fehlt aber die Letztere, wie kann unser Schmerz beruhigt seyn? Was Fülleborn über Reinhold bemerkt, gilt mit geringer Abweichung als allgemeine Regel: „Reinhold hat, wie alle originelle Denker, seine eigne Manier; man versteht ihn nur so lange, als man in seine Manier mit hinübergeht; will man ihn herausheben, so wird es fast unmöglich, ihn zu fassen. Man kann jeden seiner Sätze nur auf Eine — auf seine — Art denken und aussagen; man muß die Theorie auswendig lernen, wenn man sie sicher haben will: man kann mit den Ideen derselben nicht nach seinem individuellen Bedürfnisse schalten;" (Beyträge zur Gesch. der Philosophie 1793. St. 3. S. 187.) und Fülleborn glaubt sogar, man könne dabey um das Selbstdenken kommen. Mit andern Worten heißt dies: ein Philosoph ist verständlich, sobald man seine Sprache versteht, aber er läßt sich nicht übersetzen. Was thut's, möchte ich fragen, wenn es nur hilft?

Ausland jedoch bleibt Ausland, wir wollen Vaterland und Muttersprache. Eine und dieselbe Muttersprache ist nicht vorhanden, und kann nach meiner vollkommensten Ueberzeugung

so wenig eintreten für Philosophen, als für die Völker. Weil ich nun hierin von meinen deutschen Fachgenossen fast durchgängig abweiche, welche um eine philosophische Pasigraphie und Pasilalie — Gleichschreiberey und Gleichrednerey — sich fortwährend abmühen *), so will ich Ihnen darüber Einiges mittheilen, und wünschte, Sie möchten dieses in Ihre Muttersprache gehörig übertragen.

Wir denken, wie wir sehen, nämlich individuell. Darum ist das Individuelle der Anfang alles Gewahrwerdens, Reflektirens, Abstrahirens. Aeußere Sinnenempfindung oder inneres tiefes Gefühl das Erste (Wahrnehmung), Aufmerksamkeit das Zweyte (Reflexion), Herrschaft über das Gemerkte und Ordnung desselben das Dritte (Abstraktion); alle drey in dem individuellen Denken stets mit und durch einander. Führet das Erste zum Dritten, so auch das Dritte zum Ersten, die Abstraktion zur Reflexion, und diese zur Wahrnehmung. Wirkli-

*) Der scharfsinnige Prof. C. J. Kraus in Königsberg macht hievon eine Ausnahme. Vergl. seine Vermischten Schriften Th. 8. S. 123. 124. 126.

che Wahrnehmungen wiederholen sich durch Gedächtniß und Einbildungkraft für den Gedankenlauf der Reflexion und Abstraktion, welcher, sobald jene schwach oder unrichtig ins Bewußtseyn treten, vom wirklichen Leben in das Traumleben der Schwärmerey und Subtilität — Zwillinggeschwister — sich verliert. Werden wirkliche Wahrnehmungen von einer schwachen Reflexion begleitet, so fehlt ihnen Denkschärfe und wissenschaftlicher Zusammenhang, oder wie man zu sagen pflegt, dem Herzen und Sinn fehlt der Kopf. Nur im individuellen Denken — einer Einheit des Wahrnehmens, Reflektirens, Abstrahirens — liegt Wahrheit; wir machen Erfahrungen, wir machen Merkmale der Dinge, wir machen Allgemeinbegriffe, es giebt kein Denken als Denken, nämlich losgetrennt von dem Individuum. Darum sieht jeder die Welt und sich, wie er sie sieht, und denkt Gedanken, wie er sie denkt. Nun liegt es in der Endlichkeit unsers Individuums, dem zugleich das Bewußtseyn eines Unendlichen innewohnt, — ein Funke der Gottheit — daß wir Mängel unsers Gewahrens und Denkens verspüren, mithin das Wahrnehmen und Nachden-

ken wiederholen, es zu berichtigen suchen, und wir werden dadurch geneigt, unser Erfahren und Denken als ein bloßes wandelbares Subjektive zu betrachten, dem eine höhere Unwandelbarkeit und Gewißheit gebricht. Wo liegt diese? Wir sprechen: in der Objektivität, in demjenigen, worauf unser Gewahren, Merken, Verallgemeinern sich richtet, in dem An sich unsrer subjektiven Beziehungen. Daß dieses An sich in unsern sinnlichen Wahrnehmungen — deren Wandelbarkeit leicht auffällt — nie erscheinen könne, haben die Skeptiker samt Kant ins Licht gestellt, und kein System noch hat ihre Gründe Lügen gestraft. Man sucht es deswegen im Denken des Allgemeinen, vergessend, daß dieses noch weniger ein Objektives heißen kann, weil es durch uns selbst hervorgebracht wurde zur Gleichstellung und Ungleichstellung eines im Bewußtseyn Gegebenen, und sobald dieses Individuelle keine Wahrheit hat, unmöglich Wahrheit enthalten kann. Zeigt sich das Wandelbare menschlicher Subjektivität im Wahrnehmen und Erfahren, dann noch mehr im Denken, welches ohne Grundlage von jenem ganz haltlos, willkührlich und zufällig wird. Das Nothwendige, dessen Gegentheil

mir zu denken unmöglich ist, ein a priori, oder wie es sonst heißen mag, ist ein individuelles Faktum, wie das Faktum des Sehens. Ich denke nothwendig, was ich denke, und sehe nothwendig, was ich sehe. Ich verlasse so wenig den innern Kreis meines Denkens als den äußeren und inneren Kreis meiner Wahrnehmungen.

Aber andre Menschen sehen und denken gleich mir Dasselbe! Vielleicht, vielleicht auch nicht, und wie weiß ich was sie sehen und denken, als durch Worte? Hier beginnt nun die Sprachverwirrung, und die Gleichdenkenden sammeln sich um ihre Wortfahne, wie Volkstämme sich einigen durch ihre Sprache. Auf jeden Fall bleibt diese Gleichförmigkeit stets ein Faktum, geeignet das Zutrauen zu meinem individuellen Faktum zu erhöhen, aber keineswegs Bewährung absoluter Nothwendigkeit und Objektivität meines Denkens und Wahrnehmens. Daher die große Freude, welche Jeder empfindet, wenn Andre seine Gedanken und Erfahrungen mit ihm theilen, eine Quelle des reichsten Genusses im geistigen Verkehr, eine Erhöhung der Ueberzeugung, des Zutrauens zu sich selbst, nur mit nich-

ten eine vollkommene Bewährung unwandelbarer Wahrheit. Gebricht meiner menschlichen Individualität das Unwandelbare, es kann tausend und aber tausend menschlichen Individualitäten gebrechen; ganze Zeitalter können fehlsehen und fehldenken, ja sie haben es gethan. Darum ist die größte Allgemeinheit des Denkens und Gewahrens bey Andern immer nur eine Spiegelstellung für das individuelle Licht, ein verstärktes Zeugniß für eigne Gedanken. In dieser Zeugnißstärke liegt alle Gewalt der Ueberlieferung, doch kann letztere unterbrochen werden, gänzlich aufhören, und ihre Festigkeit ist dahin. Wie wenn ich ganz anders in vieler Hinsicht wahrnehme und denke, als die meisten Menschen, und dennoch die lebendigste Ueberzeugung von meiner Wahrheit habe und haben muß? Lebendige Ueberzeugung ist immer eine individuale, sie werde von dem Zeugniß Andrer begleitet oder nicht begleitet, sie heißt Glaube. Sagt man, der Glaube sey stärker als die Vernunft, so bedeutet dies, er sey stärker als der Inbegrif des Wahrnehmens, Denkens und Wiederdenkens vieler Menschen, deren Zahlgröße

des Zeugnisses man unter allgemeiner Menschenvernunft zu verstehen pflegt.

Und hiebey, will ich Ihnen, mein Freund, eine pädagogische Bemerkung nicht verschweigen. Was thut alle Geisteserziehung von Jugend auf, als den Glauben stärken, schwächen, berichtigen? Entweder sucht sie das fremde Zeugniß voran zu stellen, oder das eigene, worauf der Unterschied von Abrichtung und Erweckung beruht, den ich in meiner Politik nach Platonischen Grundsätzen (S. 275. fg.) kenntlich machte. Vernachläßigt sie das eigene Zeugniß, so kann leicht ein Zeitpunkt eintreten, wo ihre ganze Mühe verloren geht, wo der Mensch umspringt, seinen eignen Glauben setzt, vielleicht in hartem Widerspruch mit dem fremden, früheren. Schwerlich giebt es Jemanden, dessen Wahrnehmung und Denken wach ist, bey welchem nicht mehr oder weniger ein solcher Umsprung von dem Anerzogenen zu Stande kommt. Wie sollen wir anders erziehen, als daß wir unsre individuale Wahrheit zur Richtschnur des Unterweisens machen? Ist aber diese Richtschnur ganz passend für den fremden Geist, ja dürfen wir sie allemal mit ihrer vollen individuellen Gewalt auf den Lebensan-

fänger wirken lassen? Ich will nur Eines anführen. Jeder gereifte Mann beurtheilt Menschen und Welt ganz Anders als der Jüngling, das heißt, er hat einen andern aus Erfahrung gewonnenen Glauben, und meistens einen viel schlimmeren. Hat er nun, wie er muß, das Beyspiel des Schlechten aus dem Kreise des Zöglings möglichst entfernt, und ihm Gedanbilder der Tugend vor die Seele geführt, so hält dieser die Menschen für ungleich besser, als sie sind. Soll der Erfahrene die Täuschung des Unerfahrenen zerstören? Lieber wird er warnen, Winke geben, voraussetzend, der Jugendglaube werde zu seiner Zeit von selber umspringen. Dennoch geschieht das Umspringen nicht ohne Gefahr, nicht ohne tiefe Kränkung und bleibende Bitterkeit des Gemüths, und die frühere schönfarbige Welt stürzt zusammen in graue Aschenhaufen. Mit andern Glaubensartikeln könnte Aehnliches eintreten, gleichwie überhaupt der sorgfältig gepflegte Traditionglaube bey gewissen Veranlassungen leicht in sein vollkommenes Gegentheil, den Unglauben, übergeht. Uns werden die traurigen Folgen davon minder offenbar, theils weil der innere Lebenslauf eines Menschen selten vor

Augen liegt, theils weil eignes Wahrnehmen und Denken kein Gemeingut aller Individuen ist, mithin die Meisten in einem gewissen Geistesmechanismus fortleben, ohne zum eigenen Glauben und zur eigenen Wahrheit zu kommen.

Ich behaupte mithin dreist: es giebt gar keine sogenannte allgemeine Vernunftwahrheiten, sondern nur individuelle Vernunftwahrheiten, durch mehr oder weniger individuelle Fakta bestätigt. Eine Gemeinschaft des Glaubens erhöht dessen Gewißheit, schafft sie nicht; eine Gemeinschaft des Denkens erhöht die Gewißheit des Gedachten, schafft sie nicht; die Quelle aller Gewißheit liegt im Individuum.

Stellen Sie mir nicht die Logik und Mathematik engegen. Ihre Wahrheiten werden von jedem denkenden Menschen anerkannt. Warum? Weil sie Nichts als Gesetze und Regeln des individuellen Machens der Gedanken hervorheben. Ich mache Begriffe (durch Reflexion und Abstraktion); wenn sie gemacht sind, müssen sie in einem gewissen Verhältniß zu einander stehen, identisch, ähnlich, verschieden, widersprechend, gleichwie ein Individuum, welches Saiteninstrumente spielt, seine Finger gebrauchen muß. Logik

ist Fingergebrauch des denkenden Individuums, alles Urtheilen und Schließen ist mehr oder minder verwickelte Applicatur. Wir machen Zahlgrößen und Figuren, die Mathematik stellt die Gesetze dieses Machens auf, samt dem Verhältniß des Gemachten im Denken, und setzt darum die Logik schon voraus. Zahlen und Figuren haben keine Objektivität, aber sie sind das Maaß alles Objektiven, gleichwie Begriffe ein Maaß desselben sind. Nenne Figuren das Maaß des Räumlichen, Zahlen das Maaß jegliches Größeren und Kleineren, Begriffe das Maaß aller äußeren oder inneren Wahrnehmung. Der logische Mathematiker braucht in seinem Denken Maaß für Maaß, ein individuelles, jedem messenden Individuum eigenthümliches, oder mache jemand ein anderes für die äußere Anschauung, als Raum und Zeit. Setze dieselben objektiven Bedingungen, dieselbe Wahrnehmung für dasselbe Maaß und du hast logisch mathematische objektive Wahrheit. Das Maaß ist konstruirt, das Gemessene nicht, es ist als Faktum dem Bewußtseyn gegeben. Alles menschliche Denken stimmt mit einander überein, sobald dasselbe Faktum in verschiednen Individuen vorkommt.

Mathematisches Denken hat deswegen vollkommne Zusammenstimmung, weil jeder Zahlen und Figuren individuell hervorbringt, wie der andre, und diese individuelle That, als gemeinschaftliche sich selber identisch, ist das Nothwendige dieser Wissenschaft.

In der Metaphysik verhält sich die Sache durchweg verschieden, und es ist eine der seltsamsten Bestrebungen gewesen, dieser Wissenschaft mathematische Nothwendigkeit ertheilen zu wollen. Wäre sie derselben fähig, sie hätte sie längst. Die individuale That, welche dem philosophischen Denken — dessen Ziel eben Metaphysik ist — zum Grunde liegt, ist keine hervorbringende, keine mathematische Zahlen und Figurenthat, sondern eine das Höchste und Erste alles Seyns und Denkens suchende, findende, nehmende. Darum ist nicht die Mathematik, aber wohl die Metaphysik eine gläubige oder ungläubige in Bezug auf Gotteserkenntniß und Sinnenerkenntniß, und ein durch individuelle That darüber Entschiedenes geht allem Denken philosophischer Begriffe voran, bestimmt zugleich dessen Gesammtinhalt. Gläubige und ungläubige Philosophen treffen in ihren Begriffen nicht

zusammen, weil diese durch eine verschiedene Thathandlung sich verschieden individualisirt haben. Sie verstehen einander nicht, so wenig wie gute und böse Menschen, Engel und Teufel, selbst Cyniker und Cyrenaiker in ihren Moralsystemen. Ich nenne starke Gegensätze, um der Anschaulichkeit willen, aber zwischen ihnen liegen eine Menge von Mittelstufen, weil die meisten Menschen weder ganz gläubig noch ungläubig, weder ganz böse noch gut, weder ganz cynisch noch aristippisch sind.

Wollen nun die spekulativen Philosophen das auf solche Weise in den Gedanken verschiedener Individuen Nichtidentische, durch Allgemeinbegriffe zu einem sich selber Identischen, allgemein Nothwendigen, machen; so muß dies Bestreben mislingen, weil die Wahrheit der individualen Denker dann auf Nichtidentität ruht, mithin nicht ihr eignes Gegentheil seyn kann. Vergebens arbeitet ihr deshalb an einer allgemein geltenden Philosophie, ihr könnt Andre nicht überzeugen, sie misverstehen euch, sie müssen euch misverstehen, weil das für euer individuales Denken Gültige und Wahre mit dem ihrigen wenig zusammenstimmt. Abstraktionen

helfen nicht aus, denn sie sind das Gemächt des Individuums *), je feiner und schärfer, desto weniger tauglich, weil sie am fernsten von individueller Wahrheit stehen, und einem zwar weiten aber völlig leeren Gefäße gleichen. Werde im Besondern, im Einzelnen, mit Menschen einig, und über eure Abstrakta versteht ihr euch von selbst. Gläubige verstehen sich untereinander, die Ungläubigen auch, weil jede Parthey von derselben individualen That ausgeht; wo aber dieses nicht geschieht, streiten die Partheyen ins Unendliche über Begriffe, und eigentlich nur über Worte, weil ihre Gedanken eine ganz verschiedene Richtung nehmen. Ein solcher Streit scheint dann natürlich bloßer Wortstreit, ist aber eigentlich Gedankenstreit, und durch keine Synonymik und Wortbestimmung zu vermitteln. Jemanden von einer philosophischen Wahrheit zu überzeugen, muß man umgekehrt anfangen, wie solches gewöhnlich in der Schule geschieht, eingehend in *seine* Gedanken, nicht vom Allgemeinen anfangend, sondern vom

*) Schon Reimarus in seiner Vernunftlehre 1758. nennt sie Erdichtungen. S. 49, und 86.

individuellsten Faktum, worauf alle Evidenz und Demonstration beruht, sonst springt der Andre ab und ruft: ich kann das nicht einsehen. Jede logische Consequenz entwickelt aus Allgemeinbegriffen, z. B. der Gottheit, der Tugend, Nichts, als was schon drinnen steckt, nämlich die individuelle Art ihrer Setzung, ihrer Genesis im Bewußtseyn. Hierin liegt das Reale der Allgemeinbegriffe, ihr Wahres, was Plato mit dem Worte Idee bezeichnet, und weswegen gesagt werden darf, Begriffe seyen Entwickelung der Ideen. Fertigkeit dieser Entwickelung ist spekulative Kunstpraxis (Dialektik) und wer sie am weitesten gebracht, heißt der eingeschulteste Philosoph, der wohl von Andern hiezu angeleitet werden kann, aber doch zuvörderst bey sich selbst in die Schule gehen muß. Ich läugne, daß alle Menschen ganz dieselben Ideen haben — außer Figurenideen und Zahlenideen — obwohl sie meistens mit denselben Begriffen denken und sie mit denselben Worten der Sprache ausdrükken. Daher die Misverständnisse; Begriffe und Sprache spielen die Menächmen.

Wozu dies Alles? Etwa zur Untergrabung der Wissenschaft, zur Bestätigung trostloser

Skepsis? Nein, jedes philosophische System trägt den Individualcharakter seines Urhebers und hat hierin seine Wahrheit. Kant, Fichte, Schelling, Jacobi, waren verschiedene Individuen, daher ihre verschiedne Philosophie. Keiner wird sie verstehen, der sich nicht in sie hineindenkt; und thut er dieses, so findet er ihre Wahrheit. In sich selber sich hineindenkend, findet er die seinige. Letzteres ist das Hauptbestreben selbstdenkender Philosophen, welche dann, das Fremde möglichst in seiner Eigenthümlichkeit fassend, es doch für sich nicht immer brauchen können, und ihr eignes Individuelle setzend, das Fremde widerlegen; während die meisten Menschen es leichter finden, fremde Begriffe und Worte sich anzueignen; dieses sind die Aner, welche selten die lebendige Idee des Urhebers fassen. Man könnte auffallend genug behaupten: philosophische Systeme würden gemeinhin eben so wenig von ihren Anhängern als von ihren Gegnern verstanden. Jene halten sich an den Buchstaben, diese werden uneins mit dem Geist, weil die Individualidee des Urhebers der ihrigen nicht zusagt. Aneignung fremder Begriffe und Worte — wie Sprache-

lernung überhaupt — ist ein Talent der Jugend; Beharrlichkeit im Selbsterworbenen und Gewohnten ist eine Eigenschaft des Alters. Jedes neuen Systems Jünger sind daher die Jungen, Gegner sind die Alten. Letztere sterben, jene wachsen nach, und so wachsen die Systeme aus dem Leben heraus und ins Leben hinein. Vor dreyßig Jahren gab es in Deutschland noch Wolfianer, jetzt giebt es wohl keine mehr. Unsre eigentlichen Kantianer sterben allmählig aus, dagegen stehen die Naturphilosophen in männlichen Jahren, und ziehen einigen Nachwuchs. Für das Glück eines Systemes ist keineswegs gleichgültig, ob es in Jena oder in Kiel vorgetragen wird, für seine Wahrheit giebt dessen allgemeine Ruchtbarkeit keinen Beweis. Zu verwundern ist gar nicht, wenn Männer von einander verschieden denken, wohl aber, wenn sie einstimmig denken; darum zerfallen die Anhänger derselben Schule, sobald sie Männer werden, unter einander. Weswegen mir mehr auffällt, daß Jacobi mit seiner Philosophie ohne Universität und Katheder auf einige Köpfe gewirkt, als daß ihm tausend Widerspruch geworden.

Sonach fehlt es der Philoſophie und ihren Syſtemen niemals an individualer Wahrheit und Nothwendigkeit, aber die totale allgemein geltende wird vergebens geſucht. Höchſtens könnten wir die Einſicht, daß es ſo ſeyn müſſe, als ein allgemein Geltendes, durch Geſchichte der Menſchheit und Philoſophie zu allen Zeiten Bewährtes aufſtellen. Aber ihm widerſtrebt die Lebendigkeit, womit jeder ſein Individuelles auffaßt, und als nothwendige, für jedwedes Denken gültige Wahrheit in Begriffen entwickelt. Er begreift ſich ſelber dann hinreichend, nur nicht, warum Andre ihn nicht begreifen. Hoffe darum nicht, die Philoſophen von der Individualität ihrer Wahrheit zu überzeugen, ſie ſchreyen wider dich, und halten dich für einen ketzeriſchen Läugner nothwendiger Wahrheit überhaupt, deren Beſitz ſie ſich zuſchreiben. Aber es wird ja gerne zugegeben, daß ihr für euch eine individuelle Wahrheit, ein für euch Nothwendiges, vortragt, nur iſt es keine Ueberhauptwahrheit, kein Muttergedanke und keine Mutterſprache für alle Menſchenkinder, wovon ja die Geſchichte eurer Wiſſenſchaft bis auf den heutigen Tag das Gegentheil kund giebt.

Besser würde der Name von Ueberhaupt-wahrheit auf das Resultat der Geschichte selber bezogen, wenn man die Muttergedanken und Muttersprachen der Philosophen in ein logisches und grammatisches Ganze brächte, und dann zeigte, wie viel Aehnliches bey aller Verschiedenheit vorhanden, ungefähr wie man Völkersprachen mit einander vergleicht, und viele gemeinschaftliche Wurzelwörter in ihnen nachweist. Denn die Begriffentwickelung individualer Wahrheiten ist keine unendliche, es kehren in ihr gewisse Wurzelideen wieder, so daß es seit der vielfachen Bestrebungen des Philosophirens deren keine ganz neuen mehr giebt, mithin der Anthropomorphismus philosophischer Wissenschaft — gleich demjenigen der Religionslehren — eine historische Vollständigkeit erreicht hat, und sich als ein mit Dissonanz und Harmonie versehenes Grundschema aller individuellen Melodien ansehen ließe. Die Melodien haben selbstständige Individualität, Aristotelische, Platonische, Spinozistische, das dissonirende und harmonirende Grundschema hat Allgemeinheit seines Bestehens. Wahrheit und Wirklichkeit liegen im Selbstständigen, aber Verschiednen; Einsicht, warum

dieſes ſo ſeyn müſſe, giebt das im Verſchiednen Bleibende und Wiederkehrende, und ſtellt neben die individuale Nothwendigkeit eine Ueberhauptnothwendigkeit und deren Gattung. Werden beyde mit einander im Bewußtſeyn durch Begriffe verdeutlicht, ſo entſteht vollſtändige philoſophiſche Einſicht und Ueberſicht, zugleich auch die für Menſchen mögliche Ueberzeugung, welche nicht durch das Studium Eines Syſtems, ſondern aller, philoſophiſch hiſtoriſch und hiſtoriſch philoſophiſch, gewonnen werden kann, und nicht bloß wiederum durch dieſes, ſondern zugleich durch Studium ſeiner ſelbſt und eine entſchiedne individuale That. Alsdann fallen Individuales und Allgemeines, als wahre Melodie, und wahre mit Diſſonanzen vermiſchte Grundharmonie, in einander.

Ich muß in Gleichniſſen reden, ſie gehören, wie bekannt, zu den Hinkenden; aber iſt denn alle Sprache über Gegenſtände, welche nicht mathematiſch für die Wahrnehmung konſtruirt werden, alſo auch die philoſophiſche, etwas Anders, als ein fortgeſetztes Gleichniß, eine ſymboliſche Schöpfung der Töne und Silben? Könnte jemand in der philoſophiſchen Mutterſprache

für jeden schreiben, er würde Allen frischwandelnd dünken, oder sie würden wenigstens wegen der eigenen Gleichförmigkeit den fremden Fehler nicht merken. Nun aber hält sich jeder in seiner eigenen Sprache für stark auf den Beinen, und die fremde Sprache scheint ihm in der Uebersetzung schwach, weswegen er laut über das Unrecht aufschreyt, welches ihm mit der Behauptung zugefügt werde, daß alle menschliche Sprache gleichnißweise hinke. Haben Sie indessen, liebster Freund, mein Vorgetragenes sich gut übersetzt, so wird Sie das Aufschreyen, Gegenreden und Irrereden nicht mehr befremden.

Ich fahre denn fort in meinen Gleichnissen, das verschiedne Thun der Philosophen Ihnen dadurch deutend. Zum Begreifen einer Reihe von Erscheinungen gehört zuvörderst das Anschaulichmachen ihrer eigenthümlichen Merkmale, wo dann Zusammenhang und Unterschied von selber hervortreten, und es nur einer kurzen Hinweisung bedarf, um sich und Andre zu verständigen.

Einige Philosophen gleichen den Schatzgräbern. Jene haben ein Bedürfniß der Weisheit, diese ein Bedürfniß des Goldes, und beyde

fühlen ihre Armuth. Sagen sind verbreitet, daß irgendwo Schätze liegen sollen, nur kann sie nicht jeder heben, er muß besondre Anstalten treffen, und die Mühe des Suchens nicht scheuen. Nun geht es an ein Graben mit allerley Werkzeugen, ganz in der Stille, am besten im Dunkel der Nacht, etwa nur mit einer Blendlanterne versehen, neben alten Ruinen und an wüsten Orten. Man muß sich dazu vorbereiten durch Kenntnisse, durch Schriften und Urkunden, weil schon vorgekommen, daß, wo man am sichersten den Schatz vermuthete, gar keiner gewesen. Vielleicht dann stößt der Grabende auf eine Truhe und beschwört die hütenden Geister, damit der Fund nicht tiefer sinke unter seinen Händen. Er wird endlich hervorgezogen, wiegt schwer, und mit Mühe schleppt ihn der Finder ins Haus. Er ruft Verwandte und Freunde zu Zeugen seines Reichthums, oder öfnet in der Stille den verschlossnen Deckel, und siehe, es glänzen ihm alte Münzen von geringem Werth entgegen, oder es liegen gar nur Kiesel darin. Er traut kaum seinen Augen, meynt, er habe bey der Hebung etwas versehen, neidische Dämonen hätten ihm die edlen Me-

talle oder das edle Gestein verwandelt. Doch hat es ein Philosoph besser wie der gewöhnliche Schatzgräber, wenn die gerufenen Freunde lächeln, er behauptet nämlich: niemand verstehe sich auf den Schatz als er selber, das Unscheinbare habe großen Werth, er lasse sich daran genügen, wolle mit dem gemeinen Menschenverstande nichts zu thun haben, wolle die schlechten Münzen schon zu glänzenden Goldstücken umprägen, die Kiesel zu Diamanten schleifen. Lasse man ihm dazu Zeit, so solle der Schatz schon allgemeine Geltung gewinnen, denn es könne nicht anders seyn, wer gleich ihm bei Nacht gegraben hätte, wäre auf dieselbe Truhe gestoßen, und — von dem Daseyn des Schatzes überzeugt worden.

Gesetzt aber auch, der Findende gesteht, er habe sich diesmal in seinem Funde getäuscht, so kann ihn niemand widerlegen, wenn er spricht: man müsse von neuem entweder tiefer an der alten Stelle oder an sonstigen Orten zu graben anfangen; weil möglicher Weise die Erde der Schätze Viele enthalte, und ein Durchwühlen derselben endlich zum Zwecke führen werde. Wenigstens gebe es keine andre Verfahrungsart,

den Besitz eines Schatzes zu erbeuten, da selbst Campetti durch zufällige Störungen das verborgne Metall nicht immer aufgefunden, der doch mit einer ganz besondern Reitzbarkeit für unterirdische Schätze begabt gewesen.

Also: das fruchtlose Schatzgraben beweist wider das Schatzgraben nichts, sondern alles dafür, nämlich daß man es um so. ernstlicher fortsetze. Mithin ist aus verunglückten, philosophischen Systemen — den durch Graben aufgefundenen Truhen — nichts gegen das frische Beginnen systematischer Arbeit zu folgern, weil die rechte Weisheit doch nur auf diese Art mit Muth und Glück ans Tageslicht gezogen werden muß. Wollen wir eine solche Ueberzeugung Aberglaube nennen — die Goldschatzgräberey des Volks gilt dafür — so ist er es wirklich, verstattet aber einige Rechtfertigung. Was heißt Aberglaube? Die feste Annahme eines Möglichen, durch Alltagerfahrung bisher weder Bestätigten noch Wahrscheinlichen. Geistererscheinungen, Hexen, wunderthätige Bilder sind allemal möglich, ja sie müssen irgend einmal wirklich werden, sobald überhaupt Geister erscheinen, Hexereyen vorfallen, Wunder durch Bilder ge-

schehen sollen. Schelte man daher immer den Glauben an philosophische Systeme Aberglauben, sie bleiben möglich in ihrer Wunderkraft, die Alltagerfahrung kann dieser Möglichkeit Nichts anhaben, und wer würde deshalb aufhören an Möglichkeiten zu glauben? Man soll darum von vorne wieder anfangen.

Kant wollte offenbar der philosophischen Schatzgräberey entgegenarbeiten, und vor allem Andern die Möglichkeit des vorausgesetzten Fundes der Schätze untersuchen. Wie viel er auch in dieser Beziehung leistete, er verfehlte dennoch seinen Zweck. Seine Anhänger riefen aus, er selber bringe den Schatz; seine Gegner sprachen, er habe die Unmöglichkeit des Möglichen nicht dargethan, und fuhren fort zu graben, ihren Blick und ihre Hofnung der Tiefe zugewendet.

Aeußert etwa der theilnehmende und unbefangene Zuschauer, er sehe keine Frucht solches Bemühns, so erwiedert man ihm, er sey nicht in die Tiefe des Schachtes hinabgestiegen, wozu man gegenwärtig gute Führung brauche; es lasse sich über der Erde die Goldader nicht zeigen, wer aber recht unten sey, könne seine Bewunderung nicht versagen. Steigt jemand mit

einem Führer hinab, und bekennt, er sehe nichts, von dem heißt es, daß er keine Augen habe, oder daß sein Grubenlicht ihm ausgegangen sey, oder daß er zu früh schwindlicht geworden und noch tiefer hätte steigen müssen. Dergleichen Reden hört man alle Tage, und mir sind sie schon seit dreißig Jahren bekannt.

In Verwandschaft mit diesen Schatzgräbern stehen die philosophischen Alchemisten. Sie behaupten, jeder Schatz sey ein Produkt gewisser Urstoffe, man könne ihn demnach im Tiegel auskochen, wenn die Bestandtheile aus der Tiefe hervorgezogen wären. Sie wollen nicht bloß finden, sondern schaffen, die Schöpfung des Schatzes soll ihnen den Schatz selber beweisen. Leider nur läßt sich fürchten, es gehe ihnen wie den Goldmachern auch, welche aus dem Tiegel so viel Metall hervorziehen, als sie in Pulverform hinein geworfen, und es gebe kein Universalpulver, welches, ohne Gold zu seyn, als Goldmasse wieder zum Vorschein komme. Inzwischen läßt sich die Möglichkeit wunderbarer Naturkräfte und eine mannichfaltige Combination der Stoffe im Tiegel nicht läugnen, und wer daran glaubt, versucht stets seine Schmelz-

kunst aufs Neue, wodurch manchmal ganz gute und lehrreiche Nebenentdeckungen gemacht worden sind, nur nicht die Schöpfung desjenigen was man vorhatte, — des Goldschatzes. Vergebens bemüht ihr euch, den Goldmachern ihren Glauben an Universalpulver oder Universaltinktur als Aberglauben darzustellen, selbst wenn wirklicher Reichthum verkocht wurde, und der Metallschöpfer vor seinem Unternehmen weit mehr besaß, als nach demselben.

Bloße Spielarten dieser Philosophengattung bilden die Eklektiker und die Construirenden. Jene vertrauen mehr einer mechanischen Mischung, diese einer dynamischen Durchdringung. Was sich mischen und durchdringen solle, verstattet die mannichfachste Verschiedenheit und eine reiche Wahl feinausgedachter Tiegelversuche.

Wären die bisher genannten Schatzgräber und Alchemisten den Producenten und Fabrikanten zu vergleichen, welche ein Neugefundnes oder Neugemachtes in Umlauf bringen und für den Nutzen der Mitwelt darreichen, so ständen ihnen zunächst die Großhändler oder Kleinhändler, denen der Vertrieb und das Ausbieten obliegt. Sie können jenes Glaubens oder Aber-

glaubens entrathen, der die Finder und Erfinder belebt, allein sie müssen sich auf den Umlauf der Waare verstehen, auf das Bedürfniß des Marktes und den guten Verschleiß. Darum sind sie manchmal strenge Richter und Beurtheiler des Ausgebotenen, tadeln an diesem und jenem, um wohlfeiler einzuhandeln und sich ein Verdienst zu erwerben, nehmen aber am Ende die Sache unter einem andern Namen oder gewissen veränderten Formen, und ermuntern dann die Käufer. Diese erstehen oft aus der zweyten Hand lieber, als aus der ersten, weil die größere Bequemlichkeit der Aneignung und der Schein des Gebrauchwerthes ihnen gefallen. Daraus entspringt, wie bey allem Waarenumsatz, ein gewisser Cours, der manchen philosophischen Systemen zu Zeiten günstig, andern entschieden ungünstig ist, aber demjenigen, der ihn kennt, bisweilen vortheilhafte Renten gewährt.

Kommen dann dazu die Markthelfer, welche das Zutrauen des Volks durch Redekünste zu gewinnen suchen, und mit eignem Glauben oder ohne denselben lebhaft die Waare anpreisen, so macht manches System eine gute Jubilatemesse, und

hält sich vielleicht noch auf der nächsten. Auch lehrt die Erfahrung, wenn manchmal auf dem ersten Markt der Beyfall sinkt, daß entferntere Märkte noch Absatz verschaffen, und mir selber ist vorgekommen, daß zu einer Zeit, wo in Jena und Leipzig gewisse philosophische Lehren veraltet waren, die Schweitz Kundschaft gewährte. Katheberbedürfniß und Kathedergewohnheit erhalten fortwährend einige Nachfrage, obgleich sie gegenwärtig durch allerley Umstände in Deutschland unbedeutender ist als einst.

Begreiflicher Weise können — was ich nicht zu vergessen bitte — die Schatzgräber und Alchemisten selber ihre Waare verhandeln und auf dem Markte anpreisen. Wenn sie dergleichen Geschäft gründlich verstehen, und sophistische Keckheit etwa mit lockenden Fangworten verbinden, so wird wahrscheinlich mancher Erfolg ihre Bemühung krönen. Auf jeden Fall leuchtet ein, daß niemand diese Leute durch Widerspruch aufstören muß; denn die Fabrikanten glauben fest an die Güte ihrer Waare, die Handelsleute und Markthelfer ärgern sich über verminderten Absatz, und Alle fangen an zu wüthen, zu toben und zu schimpfen über den lästerlichen Feind.

Kaum bleibt jemand unangetastet, wenn er auch nur schweigend auf dem Markte wandelt, und ohne einzukaufen, an der stillen Beschauung dargebotner Reichthümer sich genügen läßt.

Inzwischen fehlt es dennoch nicht an philosophischen Spöttern, die mit der Masse des gleichgültigen, empirischen, unphilosophischen Volkes nicht zu verwechseln sind, sondern Systemkenntniß zur Würze ihres Spottes erworben haben. Sie sprechen: Ihr suchtet Schätze, und fandet keine, ihr kochtet im Tiegel, und das Gold blieb aus, euer Handel und Wandel samt dem Anpreisen der Waare ist voll von allerley Schlichen, mithin erscheint euer Treiben in sich selber nichtig, gut genug um Thoren zu fangen, aber hinreichend den Weisen abzuschrecken, der sich lieber um Nichts dergleichen kümmert, und das lärmende Marktgewühl als einen Maskentanz der seltsamsten Charaktere und eine Neckerey mit Scheinwaaren verachtet.

Nicht mit den Spöttern zu Rathe sitzend, jedoch ihrem Verstande sein Recht einräumend, ruft der philosophische Seher: Ihr grabet in die Erde, ihr mischet im Tiegel; ihr ergrabet und erschmelzet keine Weisheit! Diese ist ein

Licht der zweyten Welt, und darum auf der Erde nicht zu finden oder zu verkörpern. Lasset euch leuchten von dem Sternenschimmer und durchwandelt mit seiner Hellung die Nacht. Ihn könnt ihr weder hervorbringen noch im Menschenverkehr einhandeln, aber wohl das Auge ihm zuwenden und die Richtung eures Lebens dadurch bestimmen. Wähnt ihr den Geist davon loszusagen, so kommt ihr auf die Straße und den Markt des weltlichen Irrthums, euch erscheinen vielleicht Sumpflichter und das Geschrey verwirrter Stimmen zieht euch hiehin und dorthin. Alle Wahrheit offenbart sich dem Menschen in prophetischen Gesichten einer zweyten Welt, die nicht in der dunkeln Tiefe, nicht in irdischen Stoffen, nicht im Gewühl des Lebens anzutreffen, und wovon selbst euer fortgesetztes Bemühen und Ringen ungeachtet seiner Verkehrtheit zeuget, weil ohne dergleichen Vorgesichte kein Suchen der Weisheitschätze denkbar wäre. Haltet darum fest an diesen Gesichten, als einer Offenbarung aus der Höhe, stärket euren Glauben daran, denn er ist der rechte, und suchet euch von dem Aberglauben der Grüb-

ler und Scheinredner, der Täuschenden und Getäuschten, frey zu machen!

Wollen wir unter Gestalt dieses Gleichnisses die Bemühungen der Philosophen anschauen, so werden uns die Irrsale der Wissenschaft und der Zank darüber erklärlich genug. Schatzgräber und Alchemisten sind unter sich im Streit und streiten gegen alle Andern, Handelsleute und Markthelfer richten sich nach dem wechselnden Geschmack ihrer Zeitgenossen, Spötter wollen von gar Nichts wissen, Propheten und Seher sind Allen fremd, und werden in ihrer eigenthümlichen Art am wenigsten verstanden. Ihre Zahl wird immer die geringste bleiben, und sie schicken sich am wenigsten für die Welt, weil sie von der zweyten Welt reden.

Ueber sie zürnen denn die Schatzgräber, behauptend, sie seyen nicht tief, wollten nicht in den Schacht, scheuten sich vor der Arbeit des Grabens.

Alchemisten sprechen: das Prophezeyen gebe keine Wissenschaft und sey loses Gerede; vor dem Tiegel zeige sich der Meister.

Markthelfer und Krämer murren empfind-

lich, weil für ihr Bedürfniß die Stimmen aus der Höhe unbrauchbar sind.

Von den Spöttern ohnehin wird der Glaube an eine zweyte Welt unter die Gegenstände des Spottes mit aufgenommen.

So bleiben dann die Seher allein, verlassen von den Uebrigen, wegen ihrer Gesichte den Philosophen unverständlich, nur wenigen Gemüthvollen und dichterischen Seelen etwa Laute der Muttersprache mittheilend, den meisten Menschen fremd und ausländisch. Einige unter ihnen, wie Plato in Griechenland, haben ihre große Verneinung gegen anderweitige philosophische Betriebsamkeit zu rechtfertigen gesucht, und man durfte dergleichen wohl von ihnen fodern; jedoch ist zu bemerken, daß Alles, was der Mensch verneinet, eigentlich von einer ursprünglichen Bejahung abhängt, mithin, wo die letztere fehlet, auch die Rechtfertigung der ersteren unvollkommen bleiben muß. Wie aber läßt sich ein Geist der Weissagung — das ursprünglich Bejahende der Seher — wiederholen und lernen? Prophetenschulen soll es in Israel gegeben haben, und die Ausleger meynen daraus die Propheten zu erklären, aber sicherer folgt

daraus, daß in diesem Fall die jüdischen Propheten keine Propheten waren.

Die Gesichte der zweyten Welt lassen manchmal unsre erste Welt, in der wir leben und athmen, geringe schätzen, und das Auge des Sehers, nach einer himmlischen Ferne gerichtet, erblindet für die irdische Nähe, es verliert sich die Schärfe des Merkens, des Ordnens der Gedanken, es fehlt der Muttersprache aller Erdengebrauch, und Seher dieser Art verstehen sich selbst eben so wenig, als sie von Andern verstanden werden. Dergleichen Ausartung soll kein Besonnener in Schutz nehmen, ungeachtet sie von manchen Schatzgräbern und Alchemisten gut geheißen und sogar sich angeeignet wurde, um ihrem Thun einen höhern Glanz zu verschaffen.

Vielmehr muß das Gesicht der zweyten Welt die Dinge der Erde nach ihrem wahren Werth erkennen lehren, da sie keinen absoluten Unwerth haben können, indem sie sind, und ihre rechte Beherrschung und Würdigung den Zweck des menschlichen Lebens ausmacht. Auch die jüdischen Propheten haben den Königen Nützliches geweissagt, sie kannten das Wesen des Volks

und der Regierungen. Ein Seher darf nicht heraustreten aus der Geschichte seines Geschlechts, ein Philosoph nicht aus der Geschichte seiner Wissenschaft. Ja wenn ihm das Bewußtseyn der zweyten Welt beywohnt, wird er den Sinn aller Erdengeschichte am besten enthüllen, sie demnach verstehen, und ihr lebendiges Prinzip sich denkend entwickeln. Jede Höhe macht eine Tiefe möglich, und überblickt, was unter ihr geschieht.

Verstatten Sie mir, mein Freund, von diesen Bildern noch weitere Anwendung. Mit Vorgesichten beginnt alle Wissenschaft. Es ist das Vorgesicht einer höheren Wahrheit, als derjenigen des sinnlichen Auffassens, ein Vorgesicht des Schwindens der Täuschungen, denen man sich hingegeben fühlt, welches Forschungen und Untersuchungen einleitet. Wir stehen draußen im Vorhofe, aber wissen von einem Inwendigen des Tempels, verlangen Einweihung dasselbe zu schauen, wollen Lehrlinge seyn, um den Meistergrad zu verdienen und als Epopten aus dem Heiligthume treten. Kein Wunder, wenn sich die früheste Wissenschaft der Erde als eine geheimnißvolle ankündigte, und in ihrer geheim-

nißvollen Gestalt grade das Streben der Menschen am meisten anregte. Ist auch die Geheimthuerey gegenwärtig unsrer Wissenschaft nicht mehr eigen, so wendet sich doch niemand zu ihr mit ernstem Bestreben, ohne jenes Vorgesicht und ohne die Erwartung eines sonst ihm verborgen gebliebenen Aufschlusses.

Nun aber gleicht Fortschreiten und Gedeihen unsrer wissenschaftlichen Cultur einer Reise um die Welt, wo man stets vorrückend nach Osten oder Westen, grade auf demselben Punkt wieder anlangt, von welchem man ausgieng. Die Sinnenerfahrung wird auf der Reise viel reicher, neue Welttheile zeigen ihre fremden Pflanzen, Thiere, Bewohner, die Vorgesichte höherer Wahrheit bleiben was sie sind. Haben diese demnach den Philosophen besonders angezogen, so helfen ihm nicht die Fortschritte der Erfahrungwissenschaften, welche außerdem so mannichfachen Reitz darbieten, er lernt etwa leichtere Verfahrungarten des Messens und Zählens, erhält größere Uebung des Reflektirens und Abstrahirens; aber was er suchte, hatte er eigentlich schon, nämlich als Vorgesicht.

Ein Ringen und Streben nach umfassender

Erfahrung und nach Erhellung der Vorgesichte höherer Wahrheit ist das Lebensprinzip aller wissenschaftlichen Thätigkeit. Beyderley Richtung kommt nicht ans Ende, die reichste Erfahrung gewinnt immer mehr Einsicht, wie viel noch zu erfahren übrig, und die anhaltendste Beschäftigung mit den Vorgesichten eines Uebersinnlichen wird eingestehen, man habe das Dunkel derselben nicht zerstreut. Könnte dieser Zustand aufhören, wir Menschen hätten auf der Erde Nichts mehr zu thun; denn an diesen Aufgaben hat jedes Geschlecht seine Kraft zu erproben. So wendet sich die ganze Geschichte der Philosophie um wenige Vorgesichte einer zweyten Welt, welche von dem letzten Seher schwerlich deutlicher gesehen werden als vom ersten.

Wenn dieses ist, was soll geschehen? Der Mensch soll seinen Glauben an die Vorgesichte stärken, er soll sie mit dem wirklichen Leben in immer engere Verbindung setzen, er soll das Abergläubige, welches sich leicht daran schließt, davon entfernen, sie rein und bedeutsam in seine Gedanken eintreten lassen, seine Handlungen aus dem Irdischen ins Himmlische erheben, seinem Geschlechte durch Hinweisung nützen, den

Werth einer Geistesgemeinschaft dadurch erhöhen, und dem Gebrauch der Sinnendinge dadurch einen Werth ertheilen. Kirche und Staat sind hervorgegangen aus dieser Richtung der Menschheit, und nun beyde vorhanden, suchen sie an ihrem Theil dem Zweck durch verschiedene Mittel zu dienen.

Die Bestrebung selbst, durch Dichten und Trachten, in sich erstarkend, zugleich dargestellt für die Gedanken als Seele des gesamten menschlichen Daseyns, ist lebendige Philosophie, Weltweisheit und Weltwahrheit, und die Aufmerksamkeit, in dieser Richtung zu verharren, nicht zu verzagen ob der Schwierigkeit, nicht aufzugeben das Menschengeschlecht und sich, ist die wahre philosophische Schule, welche jeder zu machen hat.

Darum erscheint ihre Aufgabe als eine stets fortgehende, durch den Wandel der Zeiten ungelöste. Geschichte der Philosophie hat kein Ende für uns, so wenig als die Menschengeschichte, und wenn keine Zukunft dem Denken und Thun des Menschen etwas bis dahin Unerrichtes vorhielte, so fände der Geist sein Grab.

Fehlerhaft ein solches Ende voraussetzend,

das Einbrechen eines jüngsten Tages der Wissenschaft, täuschen sich jene Philosophen, welche wir als Schatzgräber, Alchemisten, Marktverständige, Spötter, kenntlich machten, nur thun sie es nicht auf einerley Art, und können ihre Täuschung, obgleich die Wirklichkeit täglich darüber Aufschluß giebt, dennoch nicht begreifen. Auch ihnen, weil sie zum Geschlechte gehören, wird ein Seher, welcher den Grund der Täuschung kennt, zu nützen suchen, wiewohl ihm unverborgen bleibt, seine Rede müsse viel Gegenrede finden, seine Wahrheit müsse verkannt werden, sein Sieg sey keine Gabe dieser Welt, und ein Prophetenwort niemals entschiedene Richtschnur der Gegenwart.

Wollen wir unsern Gedanken kürzer und theologischer ausdrücken, so lautet er: „aller Anfang und alles Leben der Philosophie beruhen auf Offenbarung.“ Mit ihrer Exegese beschäftigen sich Philosophen wie Theologen, und bringen Erbauliches oder Unerbauliches zum Vorschein, ja man könnte ihnen die Dichter noch zugesellen, nämlich die ernsthaften, erhabnen, welche als Seher mit jenen in guter Verwandtschaft leben. Hätten sie selber samt ihren Hö-

rern und Verehrern einerley Mutterſprache, dann gäbe es unter ihnen zwar eigenthümliche Auslegungen, dem individuellen Denken und Sprechen angehörig und Thätigkeit der Geiſteskraft bewährend, aber keine unheilbaren Misverſtändniſſe, keine babyloniſche Verwirrung der Zungen, und die ganze Welt würde erbaut. Jetzt finden wir das Alles anders, des Unerbaulichen viel, des feindſeligen Haders genug, und der Schaden erbt fort von Geſchlecht zu Geſchlecht, kommt unter neuen Formen ſtets wieder zum Vorſchein, und ſoll durch die verkehrteſten Mittel geheilt werden. J. G. Hamann ſchrieb im Jahr 1762: „Ein Jahrhundert, wo man an Worten drechſelt, kleine und große Verſuche macht, Gedanken zu empfinden, und Empfindungen mit Händen zu greifen, wo man Kupferſtiche baut, Holzſchnitte ſchreibt, nach Noten ficht, wird das philoſophiſche genannt. Will man unſere Zeit oder die Philoſophie an den Pranger ſtellen?“ Ich glaube, der Sinn dieſes Spruches findet heute noch ſeine Anwendung, ſo wie folgende Bemerkung deſſelben Schriftſtellers: „Die große und kleine Maſora der Weltweisheit hat den Text der Natur gleich einer Sündflut über-

schwemmt. Mußten nicht alle ihre Schönheiten und Reichthümer zu Wasser werden?" — (Kreuzzüge des Philologen S. 69. und 194.)

In diesem Sinn trachtet jeder Leser von Büchern nach dem Erbaulichen, und es sollten deshalb die Schriftsteller — philosophische so gut wie Andre — zu Erbauungschriftstellern werden. Was ist diese Erbauung? Der Einklang eines Aeußerlich offenbar Gewordenen mit der innern Weissagung. Schriftsteller erbauen darum zuvörderst sich selbst mit ihren Werken, und wenn sie in der Muttersprache eines fremden Gemüths reden, auch den Leser. Sie wissen indeß, mein Freund, aus einem früheren Schreiben, daß ich schwer zu erbauen sey, am wenigsten durch sogenannte Erbauungschriften. Diese haben nämlich meistens die große Offenbarung, welche im Christenthum gegeben ist, zerbröckelt und zum Alltäglichen herabgebracht, Allgemeinheiten darreichend, denen die individuelle Seele fehlt; und Philosophen machen es nicht besser, wenn sie mit ihren herkömmlichen Allgemeinbegriffen prunken, und diese in ein wissenschaftliches Kauderwelsch einkleiden. Gesunde Sehkraft, sittlicher Ernst, Religion und Philosophie, müssen

Hand in Hand uns durch das Leben führen, und die Wahrheit der innern Vorgesichte durch Begrif und Wort äußerlich hinzustellen suchen. Ich sende Ihnen beygehend eine Handschrift, *) welche für mich des Erbaulichen viel enthält. Schon die innige Verbindung, worin der Verfasser das positiv Christliche mit dem natürlich Menschlichen und Sittlichen erblickt, däucht mir bemerkenswerth und wohlthätig, ja im Grunde philosophisch.

Denn was sind die Streitigkeiten unsrer Tage über Offenbarung und Vernunft, als ein Zank über das Sehen und über die Gesichte? Jene Weisen im Morgenlande, welche den Stern Christi sahen und ihm nachzogen gen Bethlehem, kannten schon längst den Sternenschimmer, und erfreuten sich darum des neuen leuchtenden Gestirns. Dieses mit dem alten Sternenhimmel erhellte ihren Weg, und als sie zur Wohnung des Kindes kamen, fielen sie nieder und beteten an. Konnten sie Anderes thun? Sollten sie wegen der übrigen Sterne vor dem Glanz des neuen

*) Siehe den Anhang: Aus den Papieren eines Geistlichen.

Lichtes die Augen verschließen, oder wegen dieses neuen Glanzes der alten Sterne nicht mehr gedenken? Alle standen ja am Himmel, und sendeten ihre Stralen von der Höhe!

Es werde Licht! sprach der Schöpfer am Anfange; der Mensch kann es nicht nachsprechen. Aber daß der Mensch sieht, und aufrecht seinen Blick umherwendet, Endliches gewahrend, das Bewußtseyn des Unendlichen im Busen tragend, dies ist das Siegel seiner göttlichen Natur. Sprachverwirrung ist sein menschliches Erbtheil, aber nicht ganz verstummen dadurch die Mutterlaute seines vernünftigen Daseyns, und sie sind der Geist aller Philosophie und Religion. Die schönen Mutterlaute des Christenthums zu vernehmen und zu deuten, das ist Anfang und Fortgang christlicher Erkenntniß; die Mutterlaute des eignen Besinnens und Nachdenkens zu vernehmen und zu deuten, das ist Anfang und Fortgang philosophischer Wissenschaft.

Fünfter Brief.

May 1821.

Wohl habe ich mir vorgestellt, daß meine jüngst mitgetheilten Bemerkungen Ihnen Anstoß geben würden, indem sie der gewöhnlichen Richtung des menschlichen Thuns und Denkens entgegen stehen, und daher für diese Richtung ein Unverständliches und Auffallendes haben. Während Andre die nothwendige Uebereinstimmung und Einheit als Grundcharakter des Wahren anerkennen, und dafür ihren Scharfsinn nebst systematischer Geschlossenheit der Lehre aufwenden, suchte ich im Gegentheil eine nothwendige Nichtübereinstimmung und Vielförmigkeit im Charakter des Wahren darzuthun, wider deren Gewalt aller Scharfsinn und jede systematische Geschlossenheit nichts ausrichten. Wahrheit sey sonach keineswegs Eine, sondern vielgestaltet, noch dazu durch die Sehkraft jedes Individuums bedingt, und daraus stamme die Sprachverwirrung, welche weniger diesen Namen verdiene, als den des Wahrheitunterschiedes und Sehunterschiedes.

Was wollen wir anfangen, wenn jeder Schritt im Leben uns dergleichen vorführt? Nicht einmal über die gewöhnlichsten Dinge, über Rechts und Links, über Rechtsum und Linksum können sich die Menschen vereinigen. Sie staunen? Machen Sie in beliebiger Gesellschaft den Versuch. Unsre Regierung gab einst Befehl, es solle wegen Gleichförmigkeit amtlicher Eingaben die linke Seite eines gebrochenen Bogens beschrieben, und die rechte frey gelassen werden. Dennoch bemerkte man bald, daß die Behörden ihre Berichte bald auf diese, bald auf jene Spalte des Bogens schrieben, und ließ dann ein Formular zur Nachachtung abdrucken. War dies nicht nur möglich, sondern wirklich, wie sollten andre Ueberzeugungen des Erfahrens und Glaubens der Menschen Gleichförmigkeit aufweisen?

Hervor darum mit der wahren Wirklichkeit, welche lehrt, was wir sind, nicht was wir zu seyn träumen, und niemand jammere über das Verschwinden des Traumes. Jedes Lehrbuch der Philosophie beut Einheit des Wissens, jeder Katechismus Einheit der Glaubensartikel, aber die lebendige Wissenschaft richtet sich nicht nach

dem Lehrbuch, der lebendige Glaube nicht nach dem Katechismus; Einförmigkeit ist Menschenzweck und Menschenwerk, in Erziehung, in Sitte, in Wort und Schrift, in Staat und Kirche; Vielförmigkeit ist Gottes Zweck und Gotteswerk, gleichwie Leibnitz einst zeigte, kein Blatt desselben Baumes gleiche vollkommen dem andern, sondern sey ein Individuum. Wie vielmehr ist der Geist ein solches, und dessen grünender Gedanke!

Trachten deswegen die Menschen, Einförmigkeit unter sich hervorzubringen, so giebt es dafür kein anderes Mittel, als positiven Befehl. Entscheidet eine Regierung, welche Spalte des Bogens beschrieben werden solle, so wissen fortan die Beamten gleichförmig, was Rechts und Links sey. Positive Schulgesetze regeln die Erziehung nach einerley Maaß, positives Herkommen bestimmt die Sitte, positive Gesetze geben gleichförmiges Recht, positive Glaubenslehren bewirken gleichförmige Ueberzeugung der Kirchenglieder. In der Philosophie hat man bis dahin dieses Mittel positiver Vorschrift weder angewandt, noch anwenden können, und darum gehen in ihr die Gedanken

der Menschen auseinander, bewirken auch des Streitens und der Vielgestaltigkeit genug.

Ganz richtig vergleichen daher die positiven Theologen das Thun der Philosophie dem wechselnden Winde menschlicher Lehre, wobey es zu keiner festen Einförmigkeit komme, ja sie müssen, der letztern zu Liebe, den Geist des Philosophirens von ihrem Kirchenthume abhalten, oder ihn demselben unterordnen. Wo dieses am vollständigsten geschieht, besteht die kirchliche Lehre am reinsten, und es ist damit zu verschiedenen Zeiten verschieden geglückt, weniger dem Christenthum — außer etwa in einigen Zeiten des Mittelalters — als dem Judenthum, weniger diesem, als dem Koran.

Sobald die positive Autorität anerkannt ist, gilt es für ihren Zweck ganz gleich, ob man das Anbefohlene auf Ueberlieferung, auf frisches Machtgebot, oder auf vorhandene Urkunden stütze, nur muß im letzten Fall eine gleichförmige Erklärung hinzukommen, weil sonst individuelle Auslegungen sogleich den Samen des Verschiedenen aufkeimen lassen. Haben Gesetze keine authentische Interpretation, so bestimmen sie kein festes Recht, haben heilige Schriften und

kirchliche Symbole keine fortlaufende positiv entschiedene Ergänzung ihres Sinnes, so gewähren sie keinen einförmigen unwandelbaren Kirchenglauben.

Es erhellt zugleich, daß allenthalben, wo Ueberlieferung, frisches Machtgebot, authentische Auslegung von Urkunden vorkommt, dieses Alles Menschenwerk sey, weil Gotteswerk die reichste Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit zeigt, sowohl in der äußeren Natur, als in den Thaten und innern Gedanken der Menschen. Jene rein positiven Theologen müssen daher, ihrer Einförmigkeit des Glaubens zu Liebe, auf Menschenwerk ihr Vertrauen setzen, und sehen ihr eignes Beginnen im umkehrenden Hohlspiegel, wenn sie Gotteswerk gegen Menschenwerk zu schützen wähnen, da sie im Gegentheil das Menschliche voranstellen, ohne dessen siegende Autorität ihr Zweck durchaus nicht erreicht werden könnte.

Um solchem Thun gegen Angriffe der individuellen Vernunft und Einsicht, welche nach göttlicher Einsetzung nie ausbleiben, eine bessere Haltung zu ertheilen, beruft man sich auf äußere göttliche Offenbarung, deren Entschiedenheit

und Ansehn vom menschlichen Denken Unterwerfung fodre. Die Berufung gelte, es sey vorhanden die ächte Offenbarung, sie verdiene Glauben und Zutrauen — aber ihr Zweck wird durchaus nicht seyn, Gleichförmigkeit der Gedanken hervorzubringen, sonst wären ja Menschen nicht mehr Menschen, nicht mehr Individuen von Gottes Gnaden, nicht mehr freye Wesen, des eigenen Sinnes mächtig. Sie bleiben, was sie sind, obgleich der Offenbarung gewürdigt. Oder hätte Gott sie bey der Schöpfung mit mancherley Gaben ausgerüstet und Jeglichem sein Herz und seinen Verstand so wie sein eigenes Antlitz verliehen, um hinterher durch Offenbarung die Gaben zur Erkenntniß einerley, Herz und Verstand Aller, samt Empfindungen und Begriffen, einander gleich zu machen, damit am Ende Blick und Geberde des Einen ganz übereinstimme mit denen des Zweyten, wie Schritt und Tritt, wie Sang und Klang, wie das vorgeschriebene Gebet der Mönche und unserer Heerschaaren eingelernte Bewegung? Hätte Gott durch seine Offenbarung dergleichen wollen, die gesuchte Einförmigkeit wäre längst in größter Vollkommenheit da, besonders wenn

wir erwägen, was Menschen schon mit ihren schwachen Kräften dafür geleistet, indem ja Gesichtzüge, Geberden, Gedanken und Empfindungen der Jesuiten, Dominikaner, ja selbst der Herrnhuter, eine große Gleichheit durch gleichförmige Erziehung aufweisen.

Statt dessen enthält die Bibel — denn nur von unsrer christlichen Offenbarung sey die Rede — so vielseitige Anregung, als kein andres Buch, und kann auf die verschiedenste Weise hochgeschätzt, ausgelegt, für Leben und Ueberzeugung gebraucht werden, welches geschehen, und wodurch die abweichendsten Gedanken, ja selbst sehr wunderliche und verkehrte, in die Christenheit gekommen. Als Mittel zur Einförmigkeit der Lehre, was sie auch nie geworden ist, muß ich die Bibel untauglich nennen. Entschieden genug durchdringt ein hoher Geist das Ganze, zeigt einen Zusammenhang der Zeiten, ein gemeinschaftliches Band der mannichfaltigsten in ihnen vorkommenden Dinge, wohin sich der Mensch zu wenden habe, um mit der höchsten ihm verliehenen, auf Gott gerichteten Kraft, dem Glauben, die Welt zu überwinden. Dieser aber ist Etwas Anderes, als

Gleichförmigkeit der Lehre, des Bekenntnisses, selbst der Glaube ist nicht bey allen Menschen gleich, bey manchen geringer als ein Senfkorn (Matth. 17, 20.), und die Worte der Gläubigen werden bey der reichen Gedankenanregung noch weniger gleich tönen, es muß, wie ein Kirchenvater sagt, Ketzereyen, das heißt, Bibelstreitigkeiten geben. Will man, wie das Kirchenthum, die Hauptstärke der christlichen Offenbarung und ihrer Hülfe, in äußerer Einförmigkeit des Worts suchen, so muß man mit dem römischen Papst den Gebrauch der Bibel auf eine geringe Zahl geweihter Männer beschränken, und ihn der Gesamtmasse von Christen untersagen, damit alsdann die Tradition und eine von ihr unterstützte Autorität jenes Positive hinstelle, was die Gläubigen worteinig macht. Inzwischen wird auch dieses Mittel das verkehrte Suchen eines verkehrten Zweckes nicht befriedigen, den Papst selber samt Bischöfen und Concilien verwirrt die Vieldeutigkeit der Worte und die Bewegung menschlicher Gedanken, es kehren Ketzereyen wieder ohne Aufhören, wenn nicht die gesamte Christenheit etwa verstummt, das heißt, Geist und Freyheit ins Grab

ſenkt. Wahrlich, im Grabe iſt Alles Eins und Daſſelbe, die Todten führen weder Geſpräch noch Streit.

Wer ſonach Lebendigkeit retten will, hätte auch wohl Uneinigkeit zu retten, und wer jene ſucht in Religion und Glauben, müßte mit dem Daſeyn der letzteren unter den Menſchen ſich befreunden, weil die göttliche Offenbarung ſie weder aufheben ſoll noch wird, ſondern ihr nur andere Richtungen und Gegenſtände ertheilt. Namentlich dann die Philoſophie, als Unruhſtifterin, Wechſelbringerin der Ueberzeugungen, dürfte nicht vom lebendigen Glauben der Theologen entfernt gehalten werden, ſondern dieſe müßten bey aufkommender Meynungverſchiedenheit an der Bewegung menſchlicher Lehre theilnehmen, was ſchon von den Kirchenvätern in Beziehung auf heidniſche Philoſophie geſchah, obwohl wegen großer Liebe zur Einförmigkeit meiſtens nothgedrungen, und ſeufzend, daß dieſes weltliche, ja nach Tertullian ſogar teufliſche Weſen, fortwährendes Ungemach bringe.

Ich habe Ihnen vor einigen Jahren (Brief 3 und 5 der gedruckten Sammlung) den Gegenſatz der poſitiven Theologen und der Philoſo-

phen als einen Gegensatz zwischen menschlicher Schwäche und menschlicher Stärke für alle Wahrheitforschung kenntlich gemacht, welcher mit dem Streit über den Vorrang äußerer und innerer Offenbarung zusammenfällt, dessen Ausgleichung vielleicht durch Verständigung über das Verhältniß biblischer Offenbarung zur Vernunft, als zweyer Stammbegriffe, einigermaßen herbeizuführen wäre. (S. 46. u. 139.) Aus öffentlichen Aeußerungen erhellt, wie unrichtig manche Leser dies auffaßten, und es dahin auslegten, daß der Mensch, sobald er stark genug geworden, die Stütze der Schwäche nicht mehr brauche, sondern sie verschmähe; dem herkömmlichen Gedanken der Weltmänner gemäß, es sey jede positive Religion, das heißt eine auf äußere Offenbarung gestützte Ueberzeugung, bloß für das Volk und dem starken Geiste nichts nütze. Darin haben nun diese Ausleger Recht, daß der Mensch, wenn er vollkommen stark wäre, keine göttliche Hülfe brauchte, denn er selber wäre dann wie Gott; und darin haben die Weltmänner Recht, daß eine äußere Priesterautorität die Schwachen und Unmündigen zur Einförmigkeit des Glaubens bringe, welche von

dem Mündigen, sich selbst Vertrauenden, abgelehnt werde. Aber sagte ich dieses? Sagte ich nicht vielmehr: der Mensch sey sowohl stark als schwach, weder ganz das Eine noch ganz das Andre, und dies sey seine Doppelbeschaffenheit? In Beziehung auf meinen jüngsten Brief lautet derselbe Gedanke: Wir wandeln weder in vollkommenem Licht, noch in vollkommener Finsterniß, unser Lebensgang ist erhellt von Sternenschimmer.

Zum Sternenschimmer gehören die äußere und die innere Offenbarung. Sie stammen beyde von Gott, wie alles Licht, denn woher stammen sie sonst? Wir führen das Werden der Naturdinge, das heißt ein durch äußere Einflüsse bedingtes Hervorbilden innerer Kräfte, auf eine Grundkraft zurück, von welcher Jegliches ausgieng, und schon die ältesten Naturphilosophen nannten sie eine göttliche. Gleichergestalt ist das Werden alles menschlich Geistigen, das heißt die durch äußere Einflüsse bedingte Hervorbildung einer innern Persönlichkeit, zurückzuführen auf Gott, als Ursache alles Daseyns. Unterricht ist das äußerlich Einwirkende, persönliche Aneignung desselben das innerlich Hervorbil-

bende, beyde sind die Wurzel jedes in die Zeit eintretenden Gedankens, jeglicher Empfindung und Ueberzeugung. Hinaufsteigend in der Geschichte des geistigen Werdens unsers Geschlechts, können wir so wenig finden, wo der erste Unterricht angefangen habe, als wo das erste persönliche Wirken eingetreten sey, denn sie zeigen sich immer in unauflöslichem Wechselverhältniß, grade wie in der Geschichte des leiblichen Werdens kein Zeitpunkt anzugeben ist, wo zuerst die innere Kraft thätig gewesen, oder zuerst die äußere Bedingung auf jene ihren Einfluß geäußert. Will man dieses rein auffassen, so erhellt von selber die Unmöglichkeit, darüber eine Erklärung zu geben, weil man es grade zur Erklärung jegliches Gewordenen allemal voraussetzt und voraussetzen muß. Also haben Erklärungen der Erklärung gar keinen Sinn, wenn etwa jemand spricht: aus der inneren Offenbarung, der anhebenden geistig persönlichen Thätigkeit sey die äußere Offenbarung entstanden, oder umgekehrt, aus der äußeren Offenbarung des Unterrichts sey die innere Offenbarung mit dem Gebrauch geistiger Kräfte hervorgegangen; eben so wenig, als wenn jemand spräche: aus

der innern Kraft des Saamenkorns seyn Erde, Luft und Regen, als äußere Bedingungen des Wachsthums der Pflanze geworden, oder umgekehrt, aus Erde, Luft und Regen die innere Triebkraft des Keimes. Nie können sich deshalb die Menschen vereinigen, wenn sie bloß die äußere Offenbarung ohne die innere, oder überhaupt die eine als ausschließlichen Grund der andern annehmen wollen; denn sie behaupten eigentlich alsdann eine Ungereimtheit. Zeigen läßt sich, ohne vorausgesetzte innere Offenbarung irgend einer Art, sey sie auch nur verborgen im Ahnden einer zweyten Welt und einer Gottheit hervortretend, hätte jede äußere Offenbarung Gottes keinen Gedankenzusammenhang mit der Persönlichkeit des Menschen. Wiederum ohne äußere Offenbarung irgend einer Art hätte jede innerliche Ahndung keinen Gegenstand, gelangte nicht zum vernünftigen Bewußtseyn, zur lebendigen Offenbarungwirklichkeit. Treffen beyde zusammen, dann ist Leben da. Die reinste Freundschaft und Liebe des Gemüthes fodern ihren Gegenstand, an welchem sie sich befriedigen, wahres Daseyn gewinnen, der Gegenstand aber für sich selber erzeugt keine

Freundschaft und Liebe des Gemüths. So auch mit der Liebe zu Gott. Dir kommt, unterrichtend, ein äußerlich Offenbarendes entgegen, und du findest in ihm, wegen deines innern Trachtens, Befriedigung, Geburt eines neuen Daseyns, und mit dem Gegenstande dich selbst. Auf die Nothwendigkeit des Aeußerlichen zur religiösen Ueberzeugung stützen sich die Anhänger des Positiven und halten das Innerliche für unzulänglich, oder für gar Nichts; auf die Nothwendigkeit des Innerlichen stützen sich die Rationalisten, weil zum Ende ein Anfang gehöre. Beyde Theile haben Recht, aber nur sich ergänzend, beyde mit einander. Der Gedanke in dir macht das Wort außer dir lebendig, das Wort außer dir ist die Hebamme deines Gedankens. Oder lernen wir irgend Etwas, wovon wir nicht in gewisser Art schon wußten; wissen wir irgend Etwas, ohne es so oder anders gelernt zu haben?

Mir scheint deshalb entschieden: Aller Unterricht, als äußere Offenbarung, mithin auch der in Religion, ist bey der Schöpfung des Menschen eingesetzt. Gott redete manchmal und in mancherley Weise zu den Vätern, Gott spricht

auch zu den Kindern. (Hebr. 1, 1.) Bedeutend ist der Ausdruck manchmal und in mancherley Weise, er streitet gegen die continuirliche Gleichförmigkeit im Zeitverlauf. Setzen wir nun dieses voraus, so hat der Mensch seine Gotteserkenntniß nicht erfunden oder bloß aus sich herausgebildet, sondern er hat sie gefunden, konnte aber nicht anders finden, als daß er sie suchte. Hierin liegt das Geheimniß aller religiösen Bildung in der Welt, zugleich auch das Geheimniß des Lernens, Begreifens, Fortschreitens endlicher Geister überhaupt. Weder Erstes noch Letztes der Erkenntniß sind in ihnen; und sie kommen doch zu einer Wirklichkeit und Richtung zwischen Erstem und Letztem, sowohl durch Unterricht als durch sich selbst.

Das angedeutete Geheimnißvolle tritt uns allemal vor Augen, sobald wir auf Entstehung irgend einer Sache unsre Aufmerksamkeit richten, denn grade dieser Begrif des Entstehens bringt uns in Verlegenheit. Die alten Eleaten trafen es, wenn sie den Begrif des Entstehens oder Werdens nicht zu begreifen gestanden. Aus Nichts wird Nichts, aber aus Etwas wird auch Nichts Anderes, als was es schon gewesen,

ſonſt wäre die Geburt dieſes Neuen doch immer wieder eine Entſtehung aus Nichts, weil es ja vor der Entſtehung nicht vorhanden. In unſerm Falle iſt das wirklich Gegebene die Religioſität der Menſchen, wir fragen nach ihrem Urſprunge, alſo nach ihrer Entſtehung, wir nennen die Quelle äußere und innere Offenbarung, und haben eigentlich die Frage nur zurückgeſchoben, denn beyde konnten nicht entſtehen, ohne ſchon da zu ſeyn, und zwar von Ewigkeit her. Mit dieſem ewigen Seyn des Seyenden will aber die Sinnenerfahrung des Werdens nicht zuſammenſtimmen, und es geht uns dann wie den Eleaten auch, die entweder gradezu das Ungefügige beyder unaufgelöſt ließen, oder um ſich zu helfen, das Werden und Entſtehen der Dinge für bloßen Schein erklärten.

Wir helfen uns wohl auf andere Weiſe, und ſprechen von einer Anlage des Menſchen zur Religioſität, welche dann durch Einwirkungen und Bedingungen ſich hervorbilde zur Sache, daß alſo durch Unterricht werde, was nicht war, ſich mithin eine Schule der Erziehung des Menſchengeſchlechts nach jenem Gedanken Leſſings einleite. Das Nichterklärende dieſer Erklärung

auffassend, habe ich manchmal als Paradoxon behauptet: es gebe gar keine Anlagen im Menschen, weder religiöse, moralische, noch andre, sondern nur ein ursprüngliches Seyn; die Anlage sey das nicht, wonach man sie nenne, nämlich nicht Religion, Moralität, die letzteren würden also, man wisse nicht woraus noch wodurch, aus einem völlig Unbestimmten, das heißt, aus Nichts, und ich müßte hier, wie Xenophanes und Parmenides in ihrer Weise, am Begrif des Werdens Anstoß nehmen. Wirklich ist dieser Begrif des Werdens ein Abstraktum aus der Sinnenerfahrung, Nichts anders bezeichnend, als die erfüllte Zeit, eine Reihenfolge von Veränderungen, woraus ich diese selbst nicht zu erklären im Stande bin, sondern nur dem Erfahrenen, wiewohl Unerklärten, einen Namen gebe. Anlage bezeichnet ein unbestimmtes Prinzip des Werdens, und wenn letzteres eine Null für unsre Erkenntniß ist, eigentlich die Null einer Null, von welcher auf ähnliche Weise die Naturphilosophen Gebrauch machen, wenn sie der Natur eine Sehnsucht (unbestimmte Anlage) beylegen, sich zu offenbaren; welche Sehnsucht dann das Werden gebären soll, dieses aber die

Dinge, als ob man hiedurch die wahre Eins vor die Null gestellt hätte, und irgend Etwas verstünde. Sprechen die Pädagogen von Geistesanlagen, als Prinzip dessen, was der Geist wirken und offenbaren wird, verstehen wir dies besser? Also moralische Anlagen, religiöse Anlagen, sie wären die Grundursache dessen, was bewirkt wird, der Thaten, des Glaubens, in und mit ihnen wäre noch nicht die That oder deren Gesinnung, nicht der Glaube oder dessen Kraft, sondern bloß eine Möglichkeit der später eintretenden Wirklichkeit! Aber die Möglichkeit ist eine bloße Abstraktion von der Erfahrung, eine Verneinung der Wirklichkeit, deren Bejahung durch unbestimmte Zeitsuccession herbeygeführt werden kann, die Bejahung entstände sonach aus der Verneinung, das heißt aus Nichts; das in der Zeit erscheinende Wirkliche entstände aus der Zeit, welche sich selber aus ihrer ursprünglichen Leerheit einen vollen Leib hervorbrächte!

Für den gewöhnlichen Hausgebrauch, mein Freund, will ich Ihnen das Reden von Anlagen, bey Ihren Kindern, bey andrer Jugend, nicht verkümmern, nur soll man keine Erklärung des

Wirklichen darin suchen. Selbst mit dem Begrif Vermögen, welcher im Gebiet des Geistigen auf dieselbe Weise gebraucht wird, als im Gebiet des Körperlichen der Begrif Kraft, kommen wir nicht weiter. Ein Vermögen bestimmt Plato als etwas Seyendes, wodurch wir können, was wir können; dasjenige, welches auf dasselbe geht und dasselbe wirkt, ist auch dasselbe, was aber auf ein Anderes geht und ein Anderes wirkt, ist auch ein Anderes. Also in unserm Fall geht das moralische Vermögen auf Moralität und wirkt Moralität, das religiöse Vermögen geht auf Religion und wirkt Religion, in seiner Wirksamkeit heißt jenes Tugend, dieses Glaube. Wie nun, ist die Tugend nicht schon Moralität, und der Glaube nicht Religion? Freylich wohl, heißt es, aber das Vermögen ist nur die Anlage dazu, die Richtung zu demjenigen, was werden kann, nicht wirklich ist. Kennt sie denn ihr Ziel? Kennt sie es nicht, so ist die Anlage ein Vermögen zum Unbestimmten, kennt sie es, so sind ja schon Tugend und Religion gesetzt. Wir stehen wieder bey derselben Schwierigkeit, wie aus einer Anlage etwas werden kann, was

in ihr und für sie noch nicht ist, wie das Vermögen etwas können wird, was es nicht kann, wie das Ende durch einen Anfang wirklich werde, dem das Ende nicht gesetzt ist und seine Richtung bestimmt.

Nach meinem Dafürhalten hat der Mensch in seinem Kreise des Bewußtseyns allemal Anfang und Ende, und sind diese auch nicht überhaupt das Allererste und Allerletzte, so sind sie doch Anfang und Ende, worauf eben Freyheit und Persönlichkeit ruht. Der Charakter der Menschheit ist freye, durch sich selbst bestimmte Zwecksetzung, der Zweck das Ende, die Setzung der Anfang. Dieses freye persönliche Seyn wird nicht, sondern ist schlechthin. Unterscheide moralische Zwecksetzung, religiöse Zwecksetzung; beyde dürfen nicht Anlage heißen, sondern sie sind seyend gegeben in der Persönlichkeit. Ein Vermögen zur bestimmten That, ein Vermögen zu bestimmter Erkenntniß, wenn man will, aber nur unter Bedingung, daß der Zweck im Bewußtseyn vorliege. Nach der Sinnenerfahrung menschliche Handlungen und menschliche Erkenntniß in der Zeit auffassend, spricht man von einem Werden der Moralität,

von einem Werden der Religion, deren Seyn eigentlich nie wird, sondern nur in einer Reihenfolge dem Beobachter vor die Augen tritt. Der Mensch beginnt Alles, was er thut und erkennt, mit dem Bewußtseyn des Endes seines Thuns und seiner Erkenntniß, das Ende wird also nicht, sondern das Ende ist der Anfang. Wie seltsam dies auch unserer Abstraktion und Reflexion erscheinen möge, und wie unbegreiflich dazu, es ist das Wesen der Sache. Niemand kann daher ganz fremde Zwecke in den Menschen hineinbringen, die dieser nicht schon hat, nur die Mittelglieder der zeitlichen Erscheinung und Ausfüllung unsers endlichen Daseyns stellen sich im Leben in eine Reihe. Für diese Mittelglieder kann Mancherley auf den Menschen einwirken, Unterricht, Lebenserfahrung, Schicksal; aber dadurch entwickelte sich nicht eine unbestimmte Anlage, sondern das in Anfang und Zweck bestimmte Seyn, welches der Zuschauer erst in der Zeit gewahrt, worin wir Menschen alles gewahren. Demnach entsteht kein moralischer Charakter, kein religiöser Charakter, er wird nicht aus dem Unbestimmten, sondern er ist, nur daß ihn nicht allemal der dritte sieht.

Nennen wir — um auf das Frühere zurückzukommen — jede Zwecksetzung eine Offenbarung. Ist die äußere mit der inneren von Anbeginn der Schöpfung vorhanden, so heißt dies: Gott hat dem Menschen als Zweck seines Lebens offenbart, ihn selber zu erkennen, durch Unterricht und durch sein eignes Herz. Die sichtbare Natur offenbart, Wort und Schrift offenbart, der Gedanke offenbart. Fortgehende Zwecksetzung in der Zeit, wodurch die Zeit selber beherrscht wird, giebt eine Geschichte der Offenbarungen, in welcher jene drey immer wiederkehren, nämlich offenbarend ihr ursprüngliches Seyn. Es kommt zu keiner Offenbarung durch Gedanken ohne Seyn der Gedanken, zu keiner Offenbarung durch Wort und Schrift ohne Seyn der Sprache, zu keiner Naturoffenbarung ohne Seyn der sichtbaren Natur. Alle geistige Wirksamkeit greift über das Endliche hinaus — jeder Zweck ist ein solches Hinausgreifen — sey sie auf Erkenntniß gerichtet, oder auf Aneignung eines Guten, oder auf Darstellung eines Schönen. Wie weit sie in diesem Uebergreifen gediehen, und wie viel Fertigkeit sie darin erlangt durch Wiederholung, bestimmt den Grad geisti-

ger Cultur. Wir mögen daher von Wiedererinnerung mit Plato, oder von Vorahndung mit Jacobi sprechen, die Sache bleibt unverändert, denn sogar Vergangenheit und Zukunft nehmen aus diesem Uebergreifen ihren Ursprung, wie überhaupt das ganze Bild der Zeit, wenn es als ein zusammenhängendes gegliedertes Ganze mehr bedeutet als ein bloßes Nacheinander; der physische Sinn kennt nur dieses, nur eine successive Gegenwart*), weswegen das Thierleben der Pesteröhs weder Vergangenheit noch Zukunft sich vorhält. Menschliches Leben samt der Geschichte unsers Geschlechts scheint kein anderes Ziel zu haben, als die Erhöhung der Geisteskraft in endlichem Zeitverlauf; aller Unterricht ist Ueberlieferung desjenigen, was dafür geschehen, alles Denken ein Beleg desjenigen, was geschieht. Die äußere Offenbarung wird zur Ueberlieferung, stärkt den Geist in seiner Kraft zur Festhaltung und Fortbildung der innern Offen-

*) Vergl. Reimarus über die Kunsttriebe der Thiere. 2te Aufl. S. 29. „In den Vorstellungen der Thiere (und Thiermenschen) ist lauter Heute; Gestern und Ehegestern ist nicht davon abgesondert, ob es gleich in ihr Heute noch einen Einfluß hat."

barung; Gott hat jene eingesetzt, wie diese. Das Seyn beyder hat angefangen mit dem Menschengeschlecht, und wir wissen Nichts über diesen Anfang, über ihr Vor und Nach ist nicht zu streiten. Beyde stellen die zweyte Welt mit ihrem vollen Lichte nicht ins irdische Daseyn, sie werden nur davon weissagen. Wer dieser Weissagung nicht vertraut, verliert das geistige Leben, statt es zu gewinnen. Also Glaube die Grundlage aller geistigen Kraft, Glaube an den Fortschritt der Erkenntniß, Glaube an die Offenbarung Gottes als Religion, Glaube an die Offenbarung des Guten als Tugend, nicht an eine unbestimmte Anlage zu denselben, sondern an ihr entschiednes Seyn. Und wie nun, wenn das Christenthum diesen Glauben an Gott und Tugend in einer Stärke und Reinheit hinstellte, wie keine Lehre und Ueberlieferung sonst, wenn darum christliche Ueberzeugung und christlicher Wille die höchste auf Erden bekannte Geisteskultur genannt werden darf? Sagt Augustin, die menschliche Seele sey von Geburt eine Christin, so heißt dies, in ihr war von jeher das Seyn des Christenthums gesetzt; sagen die positiven Theologen, Gott habe sich durch Christum dem

Menschengeschlechte offenbart, so ist die Bedeutung, daß kein Erhabneres und mehr Prophetisches auf Erden erschienen. Mit der angebornen und durch äußere Tradition und Uebung verstärkten Kraft soll die Seele, nach Platonischem Bilde, ihre Flügel gewinnen, nach christlichem Bilde, die Welt überwinden.

Wären dieser Vorstellung gemäß die Anhänger des Positiven und die Vertheidiger der Vernunft einander näher gerückt, sich beyde berufend auf ein Ursprüngliches, und einen gewinnlosen Kampf um die Erstgeburt führend, so entsteht aus Erwägung der Geschichte unsers Geschlechts die Frage über Prüfung des Religionglaubens und seine Veredlung. Denn wir finden im gesamten Zeitenverlaufe eine wiederkehrende Abweichung vom Ursprünglichen, Abweichung vom äußeren Wort, Abweichung vom Vernünftigen, gleichwie Abweichung von reiner Tugend, reinen Sitten, reinem Vorbilde der Schönheit. Oft hatten die Väter, was den Kindern mangelt, und diese suchen das Verlorne mit verschiednem Erfolg, streben auch manchmal nicht ohne Grund nach einem Besseren, als die nächste Vergangenheit vorhält. Positive Theologen weisen dann

hin zum Gegenstande, der in seiner hohen Vollkommenheit den innern Menschen emporzieht und ihn heiligt, wie der treffliche Freund das Innere des liebenden Freundes verwandelt und bessert. Die Sachwalter der Vernunft behaupten dagegen, die innere Liebe müsse sich an sich selber emporheben, weil das Aeußere doch mangelhaft sey oder seyn könne, gleichwie ein geliebter Freund nicht ohne Fehler. Beyde Theile haben ihr Recht, und das Zeugniß der Geschichte zeugt für beyde, weil immer das Innere am Aeußeren hervorgewachsen, z. B. Vaterlandsliebe an Staatverfassung, aber auch das Aeußere durch das Innere umgestaltet und erneuert worden, z. B. Staatverfassung durch Vaterlandliebe. So scheint es dem Dualismus unsers Lebens und Bewußtseyns, einer steten Wechselwirkung des Aeußern und Innern, angemessen, deshalb auch vernünftig und philosophisch, also soll das Christenthum durch die innere Offenbarung, und diese durch das Christenthum geheiligt, geprüft und gereinigt werden, gleichwie Propheten das ächte Judenthum hervorriefen, und dieses die Propheten erweckte. Ohne dergleichen Wechselbeziehung ist kaum eine Prüfung denkbar, wes-

wegen das vereinzelte Innre oder das vereinzelte Aeußre gern auf Abwege führt. Aus jenem entspringt vielleicht innre Beschaulichkeit, Harren auf Eingebung, phantastische Schwärmerey, ein Fehler mancher christlichen Sekten, und wenn auch hievor die gesunde Philosophie bewahret, so scheint ihr doch manchmal die volle Stärke des Glaubens und der Liebe zu fehlen, wodurch denn eigentlich nur ihr Mangel sie vor dem Seltsamen schützt. Aus dem bloßen Nehmen eines Aeußerlichen dagegen erwächst leichtlich blinder Aberglaube, Gefangennehmung des Geistes unter fremden Zwang, ein hohenpriesterliches Judenthum, ein starres Pabstthum. Auf Wechselbeziehung der innern und äußern Offenbarung ruht das Wesen des evangelischen Christenthums und christlicher Philosophie, welche für alle Zeiten die Heilmittel des Aberglaubens, Unglaubens und der Schwärmerey waren. Luther und die Reformatoren begannen ihre Heilung der Kirche mit der Berufung auf innere Offenbarung, als Auslegerin der Aeußern, und weil ihre Auslegung späterhin zum äußern Wort gedieh, verstatteten sie dann wohl diesem wieder ein Uebergewicht. Das achtzehnte Jahrhundert

legte auf das Innere den meisten Werth, und wollte das Aeußere darnach beherrschen, während Viele neuerdings wieder das Aeußere sehr bedeutsam achten, und in ihm ein Gesetz für das Innere erkennen wollen. Was einem Zeitalter besonders Noth thue, ist nicht rasch zu entscheiden, nur giebt es für das rationalistische und supernaturalistische Streben allemal eine Grenze. Soll Autorität die Auslegung des äußern Worts regeln, wodurch allein der gleichförmige Glaube zu gewinnen, so stehen wir vor dem Pabstthum. Soll bloß das Innerliche gelten, und das Aeußerliche als eine ziemlich entbehrliche Zugabe sich daran schließen, so kommen wir Gott weiß wohin, vielleicht zur seltsamsten Schwärmerey, vielleicht in die Steinbrüche der Encyclopädisten. Am besten fährt der Mensch, wenn seine Philosophie christlich und sein Christenthum philosophisch wird. Was ist Religionphilosophie Anders als Auslegung des inneren Wortes, und Christenthum Anders als Auslegung des äußern? Alle Auslegung des äußern Wortes bedarf der innern Offenbarung, aber auch die gute Auslegung des innern Wortes einer sichern Haltung durch äußere Offenbarung. Sobald die

Menschen dieses verkennen, weichen sie ab von der Einsetzung des Schöpfers, und gerathen in ihre babylonische Sprachverwirrung. Sind sie einmal darin, dann hilft ihnen kein Graben und Grübeln der Philosophie, kein Nehmen und Gebrauchen der Bibel, ihnen sind in beyden die ächten Mutterlaute ihres Daseyns und Friedens verloren gegangen.

Ob Ihnen nun durch diese Mittheilungen, mein Freund, die aufgestellten Grundsätze des letzten Briefes einleuchtender geworden, lasse ich dahin gestellt seyn, und es liegt in diesen Grundsätzen selber schon die Erwartung, daß man fortwährend in der Welt sich über solche Angelegenheiten besprechen werde und müsse. Sehen Sie nur der Wahrheit fest ins Auge, Einförmigkeit der Gedanken werde vergebens von den Menschen gesucht, und wo sie in einem bestimmten Kreise zum Vorschein komme, sey sie Menschenwerk, dem Schöpfungzweck Gottes unangemessen, daher in sich selber vergänglich. Ja sogar die babylonische Sprachverwirrung, welche mir so wenig als Andern erfreulich dünkt, wird in die Zwecke der Vorsehung mit aufgenommen seyn. Sollten Sie mir sagen, ich hätte

die Paradoxie meiner Behauptungen durch eine zweyte unterstützt, so frage ich, wie es denn anders seyn könne? Das Abweichen vom Gewöhnlichen gebiert allemal eine zweyte und dritte Abweichung, weswegen mir begegnet, daß im Fortgange des Nachdenkens und Anwendens gewisser Grundsätze ein Neues, wunderlich Lautendes zum Vorschein kommt, und mit zunehmenden Jahren, denen gemeinhin eine Kraft zur Verminderung auffallender Meynungen zugeschrieben wird, diese sich mir zu häufen anfangen, und ihre Statthaftigkeit niemandem so deutlich einleuchten will, als mir selber.

Denken Sie nur an meine Behauptung über Seyn und Werden, und daß geistige Anlage ein nichts sagender Begrif sey. Daraus folgt ohne Zwang, kein Mensch ändere sich, keiner werde, was er nicht sey, und alle Reden von Sinnesänderung hätten wenig Sinn. Wir sprechen von Charakter, und meynen dadurch das bestimmte innre Seyn des Menschen, was sich in Gedanken und Handlungen offenbaret. Dieses kann mithin nicht entstehen im zeitlichen Leben, sondern Alles, was der Mensch wird, ist er eigentlich schon am Anfange, also

wird kein Charakter, sondern er ist, und es macht keinen Unterschied, daß ihn nicht allemal der dritte sieht. Kein Mensch ändert sich in der Zeit, sondern er ist und wirkt in der Zeit. Sprechen wir von Aenderungen, so bedeutet dies, daß wir früherhin das Seyn unrichtig auffaßten, und wegen des Krebsganges unsrer Beobachtung manchmal staunen, wie der Mensch irgend Etwas geworden, da wir nicht wußten, daß er es immer gewesen. Wer die rechten Augen dazu mitbrächte, müßte im Kinde schon den vollständigen Mann wahrnehmen, und weil wir dieses weder halb noch in Sechzehntheilen können, sprechen wir von Anlagen, Aenderungen, Umwandlungen des Charakters, dadurch unsrer Unwissenheit einen Namen gebend, und unsre Ueberraschung beschönigend oder beschwichtigend. Göthe sagt irgendwo: „Kein Mensch kann eine Faser seines Wesens ändern, ob er gleich Vieles an sich bilden kann.“ Bilden ist ein Herausbilden des Seyns in die Zeit.

Darum werden wir ohne Scharfblick und eine auf das Seyn des innern Menschen gerichtete Divination ganz und gar keine Kenntniß von fremder Individualität gewinnen, sondern

stets nur lauter Aenderungen und Wechsel im Umgange mit unsers Gleichen zu nicht erfreulicher Selbstbeschämung und zum Selbstverdruß erfahren. Menschenkenntniß beruht auf dieser Divination, welche beständig dem Irrthum unterworfen seyn kann, aber auch oft das Rechte trifft, und vorkommende Erscheinungen ganz gut erklärt. Nennen wir einen Wandel der Gesinnung unerklärbar, so ist er es nur deswegen, weil unser Bild des Menschen falsch gewesen, und dann mit dem Wirklichen, was uns zur Erkenntniß gelangt, nicht übereinstimmen will. Oft jedoch können wir sehr wohl Spuren im früher Wahrgenommenen entdecken, welche, wenn wir aufmerksamer sie beachtet hätten, unser falsches Bild berichtigt haben würden. Aus Eitelkeit meistens, um sich nicht selber in seiner Beobachtungschärfe zu strafen, hält man das falsch entworfne Bild dennoch für wahr und entsprechend, und behauptet dann, dieser oder jener Mensch habe sich geändert. Ich meinestheils, lieber Freund, muß Ihnen bekennen, daß mir in meinem Leben kein beweisendes Faktum eigentlicher Sinnesänderung vorgekommen ist, und daß ich manche auffallende Erscheinungen

entweder nach dem schon gefaßten oder nach dem berichtigten Bilde des Charakterseyns hinreichend zu erklären wußte, oder wenn selbst dieses nicht gelang, den Mangel in meinen eigenen Augen suchte, nicht in einer Umwandlung des Seyns und im Werden desjenigen, was gar nicht gewesen.

Läugne ich etwa mit dieser Behauptung den Einfluß der Erziehung, die Möglichkeit einer Besserung und Verschlimmerung des Menschen, oder gar dasjenige, was Quäker und andre fromme Sekten Durchbruch nennen? Keineswegs, nur müssen diese Erscheinungen anders aufgefaßt werden, als wir gemeinhin thun. Nichts entsteht durch sie, aber das wahre Seyn tritt mehr in unsre Nähe. Was Erziehung vermag, wirkt sie verneinend durch Abhaltung und bejahend durch Ermunterung, Lehre, Rath, Beyspiel. Nehmen wir zuerst den Einfluß des Verneinenden.

Das innere Seyn des Kindes ist gesetzt, mithin der individuelle Charakter desselben, nur fehlt die Gewohnheit und Vollendung des äußeren Daseyns in der Zeit, nämlich von Geburt bis zum Grabe. Das Kind greift nach Schatten

wie nach Dingen, bis es beyde unterscheiden lernt. Seine Erkenntniß der Welt und des Verhältnisses zu ihr muß wachsen, so lange es lebt, ohne das innere Seyn erst werden zu lassen, welches ja aller Erkenntniß vorangeht. Aeltere Menschen erleichtern diesen Wachsthum, halten ab von dem Schädlichen, suchen die Gewohnheit des äußeren Daseyns zweckmäßig einzuleiten, vor Täuschungen zu sichern. Nicht ohne Grund heißt Gewohnheit die zweyte Natur, wobey wohl zu merken, daß sie nicht die erste sey, und auf diese zweyte Natur wirkt Erziehung. Die zweyte Natur, sobald sie mit der ersten im Einklange steht, gewinnt ein festes Seyn, im Fall aber beyde sich widerstreiten, muß die zweyte der ersten weichen, wenn diese dazu stark genug, das heißt: schädlich erkannte Gewohnheiten können abgelegt werden. Vor diesem stets mit Unannehmlichkeit verbundnen Ablegen will Erziehung sichern, sie will das Seyn des Charakters vor einer Disharmonie mit seinem Zeitleben bewahren. Darum dann Abwehrung des Unanständigen im Benehmen, Krieg gegen moralische Fehler, gegen sinnliche Ausschweifungen, gegen Lüge, Heucheley, und Foderung

des Gehorsams gegen den im Eigensinn sich ankündigenden Egoismus, bis zur Züchtigung fortschreitend, wo nicht anders zu helfen. Die Sache geht gut, so lange sich das innere Seyn mit diesen Abwehrungen befreundet; am besten, wenn ein bloßer äußerlicher Mechanismus verlangt wird, zum Beyspiel Vermeiden unschicklicher Körperhaltung und Bewegung. Wo jedoch die Erziehung feindlich mit dem Seyn zusammentrifft, wirkt sie wenig oder Nichts. Warum sieht man gut erzogne Leute ausschweifend, lügnerisch, falsch, egoistisch? Das innere Seyn hat die Außenwerke der Erziehung niedergeworfen. In Flegeljahren wird keine Aufmerksamkeit und Sorge die Flegeley abhalten.

Ganz in derselben Art wirkt der bejahende Einfluß, am sichtbarsten im bloß Mechanischen, in Gewöhnung zu diesem und jenem. Soll er mehr leisten, so muß seine Richtung mit dem innern Charakter zusammentreffen, der Zögling muß sich selber das Gebotene zum Zweck setzen. Ermunterung ist fruchtlos ohne vorhandene Kraft, jede Lehre ein bloßer Wortschall ohne vorhandene Erkenntniß, jeder Rath, jedes Beyspiel vergeblich ohne Verwandtschaft zum Cha-

rakterseyn. Wir müssen deshalb auf die Frage, ob schwache oder starke Charaktere leichter zu ziehen seyen, die Antwort geben: scheinbar jene, in Wahrheit diese. Bey jenen tritt durch den Mangel an Stärke der Widerspruch des innern Seyns mit dem äußern Einfluß weniger ans Tageslicht, bey diesen kommt es manchmal dazu, aber bey jenen wird auch wenig aus der Erziehung, weil wenig oder Nichts in ihnen ist, bey diesen kann durch das wirkliche Seyn auch irgend Etwas äußerlich hervortreten, was wir alsdann ein Werden zu nennen belieben. Ich habe oft bemerkt, daß aus Kindern, welche der besten Erziehung genossen, am folgsamsten ihrem Einfluß sich hingaben, dadurch auch als Musterzöglinge galten, Nichts wurde, was nur den mäßigsten Erwartungen entsprach, während die Widerstrebenden, von Erziehung und Zucht Angefeindeten, läßig und verkehrt Behandelten, ganz Anders auftraten, und nach gewöhnlichem Ausdruck Etwas geworden waren. Die Erklärung ist folgende: Aus Nichts wird Nichts, aus dem Seyn stammt das Daseyn.

Darum sehen wir so manche Erziehung-

maßregeln wenig fruchten, und überhaupt außer einiger Sitte und Wissenschaft dem heranwachsenden Geschlecht viel weniger Gewinn geben, als man nach den dafür getroffenen Anstalten schließen sollte. Alle Jugend lernt ihren Katechismus, wird mit moralischen Ermahnungen heimgesucht, aber die männlichen Jahre zeigen demungeachtet nicht lauter Frömmigkeit und Tugend. Am meisten Gewalt übt die Erziehung durch eine ausgezeichnete Persönlichkeit des Erziehers, welche unmittelbar dem innern Seyn des Zöglings Achtung und Liebe gebietet, und in seiner Warnung oder Aufmunterung eine Macht offenbart, der die Schwäche sich unterwirft, die Stärke sich anschließt. Man sollte deswegen gar keine allgemeine Erziehungregeln geben; denn wie können diese das Seyn und Verhältniß zweyer Charaktere vorausbestimmen, des Erziehers und des Zöglings? Lieber möchte ich der ganzen Pädagogik entgegnen, wie Ziethen dem Könige Friedrich II. in einem Lustlager: Von Paradetaktik und Schaumanövern verstehe ich Nichts, ist aber der Feind vor mir, so weiß ich ihn anzugreifen.

Das ganze Leben des Geistes ist eine Her-

ausbildung des innern Seyns in die äußre Gewohnheit des Daseyns, stete Zweckſetzung und ſtetes Eingreifen der Freyheit in die Umſtände, oder auch Offenbarung des Charakters in der Welt. Anders geſchieht dies in männlichen Jahren, als in jugendlichen, iſt aber nicht geworden, ſondern war und iſt. Du kannſt nicht Trauben leſen von den Dornen, nicht Feigen von den Diſteln. Geſetzt auch, es gelänge durch mächtige Zucht und Strenge einen ſchwachen Charakter zu überwältigen, ihm etwas ſeinem urſprünglichen Seyn Unangemeſſenes aufzudringen, dann wäre nur Verſchrobenheit die Folge und Manches dieſer Art im Leben iſt in ſolchem verkehrten Bemühn zu ſuchen. Von dieſer Seite kann Erziehung viel verderben, grade wenn ſie des beſten Gelingens ſich rühmt, und mit ihrem Treibhausſyſteme und Preßſyſteme von Wunderwirkungen redet. Selten nur und unter beſondern Bedingungen geſchehen die nicht löblichen Wunder, ihnen widerſtrebt die Individualität, ja ſelbſt nach allgemeinerem Maaßſtabe bleiben Familienzüge, Familiencharaktere, Völkercharaktere. Kannſt du den Fran-

zosen nicht zum Deutschen erziehen, dann noch viel weniger den Hinz zum Kunz.

Stellen Sie jetzt meinem Satze: Kein Mensch ändre sich, die von Besserung und Verschlimmerung hergenommenen Gründe entgegen. Man sagt: Es gebe ein Umspringen vom Guten zum Bösen und umgekehrt, beyde seyen nicht einerley, beyde gehörten nicht zum Aeußerlichen, sondern zum Innersten des Charakters, und wer nicht menschliche Freyheit läugnen wolle, könne jeden Augenblick vom Bösen zum Guten sich wenden, vom Laster zur Tugend, und er sey dann gewiß ein Anderer als vorher. Alle Vordersätze werden von mir eingeräumt, und ich füge noch hinzu: Sobald nicht ein ursprüngliches Seyn des Guten und Bösen in seinem Unterschiede gesetzt ist, müssen wir mit den Indifferentisten alle Tugend und alles Laster auf ein bloßes Wechselverhältniß zufälliger Begierden und Umstände, auf Herkommen, äußre Gewohnheiten und Umgebungen zurückführen. Dennoch muß ich die Schlussfolge auf eine volle Aenderung des inneren Charakters läugnen.

Möglichkeit und Wirklichkeit der Tugend ruhen auf dem innern Bewußtseyn der Idee des

Guten, deren freye Zwecksetzung grade in jeder tugendhaften Handlung hervortritt. Von ihr unterscheidet sich das Böse als Widerspiel, und Gott hat die Erkenntniß des Unterschiedes in das Seyn des Menschen gelegt, sonst wäre er nicht da. Den Zweiflern an Menschentugend läßt sich entgegnen: sie wäre nicht, wenn sie nicht wäre. Auch beweist dies gegen alle Einwendungen die unvertilgbare Stimme des Gewissens, in welcher das ursprüngliche Seyn des Guten hervorbricht. Ich behaupte mit Hippel in seinen Lebensläufen: „Es giebt so gut ein Verstandesgewissen als ein Willensgewissen, welches Ja oder Nein zu allen Dingen sagt."

Gutes Gewissen ist die Einheit des freyen Seyns mit dem Denken und Thun; böses Gewissen ist das Zeichen vorhandner Uneinigkeit. Wodurch diese Uneinigkeit in das zeitliche Leben der Menschen getreten, da die Einheit des freyen persönlichen Seyns mit sich selber als Menschencharakter sich sonst durch alle Zeiten offenbaren müßte, weiß ich nicht besser zu erklären, als jene Geschichte des Sündenfalls, welche den Grund des Geschehenden in einem Geschehenen sucht, also eigentlich nur die Begebenheit als

Begebenheit hinstellt, für deren Wiederkehr in der Zeit der theologische Begrif von Erbschaft zwar ein Sinnenbild des gewöhnlichen Erbenlebens, aber keine erklärende Auskunft giebt. Wie lassen sich Begebenheiten erben? Der neuere philosophische Ausdruck des radikalen Bösen bezeichnet gleichfalls Nichts mehr, als die Thatsache.

Ist die Thatsache anerkannt, so heißt ein böser Charakter derjenige, welchem die Macht fehlt das Gute zu thun, von welchem er allerdings weiß, und dessen Angemessenheit zum freyen Seyn ihn das Bewußtseyn und Gefühl der Schuld kennen lehrt. Wo Macht zur Tugend hervortritt, vertraue ich unmittelbar diesem Seyn, wo sie nicht ist, muß mein Vertrauen schwankend werden. Guten Menschen läßt sich vertrauen, Bösen nicht, jene sind einig in ihrem Seyn, diese uneinig. Man hüte sich vor der Täuschung, die Bösen zeigten gleichwohl Kraft, darum sey diese kein ausschließlicher Charakter des Tugendhaften, man gewahrt nur einen vorläufigen Waffenstillstand der innern Uneinigkeit, was die Bibel Verstocktheit nennt, sonst ist allemal Feigheit das Erbtheil des Bösen, und würde

ein freudiger Muth das Böse begleiten, so wäre alles Laster nur eine umgestellte Tugend.

Sage ich nun mit herkömmlichem Ausdruck, ein Mensch habe sich gebessert; so bedeutet dies: ich entdecke bey ihm eine Macht zum Guten, die ich früher nicht wahrgenommen, und daraus folgt, sein Charakter sey bey weitem nicht so schlimm gewesen, als ich gemuthmaßt. Sage ich, ein Mensch sey verschlimmert, so offenbart sich mir seine Schwäche, welche ich früher nicht kannte, und der Mensch war weniger gut, als wofür ich ihn gehalten. Das Urtheil über den Charakter kann mehrfach wechseln, während der Charakter selbst ganz unverändert blieb.

Und hiernach, mein Freund, erwägen Sie das gewöhnliche Urtheil der Welt, welches wegen seiner innern Veränderlichkeit mit lauter Veränderungen sich zu schaffen macht. Mir ist von Jugend auf Nichts befremdender gewesen, als die in kurzer Zeit wechselnde Meynung über Menschen, welche mir geblieben zu seyn schienen, wie sie waren, und welche dennoch sich geändert haben sollten. Meistens fallen diese Aenderungurtheile ins Schlimme, weil gewöhnlich bey dem ersten Entwurf vom Charakterbilde eines

Andern die Phantasie verschönernd wirkt, deren Farben dann hinterher die nähere Beobachtung zerstreut. Manche Menschen schätzen sich unendlich, so lange sie selten einander sehen, und kommen zu einem recht endlichen winzigen Maaß, wenn sie alle Tage mit einander leben. Diese Einmischung der Phantasie hat auf der einen Seite viel Freudenreiches, denn sie stellt das Gebrechliche des Menschenseyns in wohlthätige Schatten, sie wird aber auf der andern Seite die Quelle mancherley Unglücks, denn wir empfinden tief die Zerstörung unsrer Phantasiebilder, und werden dadurch geneigt, an kein Beständiges mehr zu glauben, und bey unsrer guten Meynung von Menschen schon vorauszusetzen, es werde eine Zeit kommen, wo diese sich ändern und unsrer Meynung nicht weiter entsprechen. Mir ward es in dieser Beziehung zur ernstlichen Angelegenheit, die Phantasie des Anfangs zu mäßigen wegen der Wahrheitbetrübniß am Ende, und gewiß erscheinen dann die Menschen viel weniger veränderlich, als man gemeinhin glaubt. Ja man gelangt ohne diese Vorsicht durch wiederkehrende Täuschungen oft zu der traurigen Annahme, es gebe gar keinen Verlaß auf Men-

ſchen, ſie ſeyen alle wandelbar, abſpringend vom Guten, voll Undank, Neid, Schadenfreude und vielleicht noch ärgerer Laſter. Ein ſehr von mir verehrter Freund, dazu älter an Erfahrung, äußerte einſt dergleichen, und wer darin keine Nachſicht übe, dürfe mit Niemanden Freundſchaftverbindungen anknüpfen. Meine Antwort lautete: Ehre der Nachſicht, aber wenn ich von dem Satze überzeugt wäre, würde ich auch mit Niemandem in Freundſchaftverhältniſſen leben.

Ein anderer Rath ſtammt aus derſelben Wahrheit des Nichtänderns der Charaktere. Hüte dich, wenn auffallend lebhafte Werthſchätzung, Anhänglichkeit und Theilnahme dir begegnen, daß du ſie nach ihrer vollſten Bedeutung auslegeſt. Auch ohne Scheinſucht, Schmeicheley und Heucheley kann dieſes aus Phantaſiebildern ſeinen Urſprung nehmen, welche man ſich von deinem Charakter entwirft, und die mit dem wahren Seyn deſſelben nicht übereinſtimmen. Das Phantaſiebild weicht einmal bey dem Andern, ſeine lebhafte Werthſchätzung und Anhänglichkeit ſind damit verſchwunden, und du meynſt, er habe ſich geändert, während er dir wohl

Dasselbe zur Last legt, und ihr doch beyde ganz geblieben seyd, wie ihr waret.

Bey allen Menschen findet sich ein Gemisch von Schwäche und Kraft. Wer die wahre Mischung entdeckt, kennt den Charakter und das Maaß seines Thuns. Bleibt dieses unbekannt, so überrascht oft die Schwäche, oft die Kraft, und es kommen die Reden vom Geändertseyn. Weil die Schwäche gar keine Berechnung verträgt, indem sie bloß als eine unbestimmte Verneinung des wirklichen Seyns auftritt, täuscht man sich in ihr am leichtesten und kann kaum über sie eine bestimmte Meynung fassen. Mit schwachen Menschen ist auf keinen Abschluß zu kommen, über Nichts fertig zu werden, und die Rechnung der Mathematiker bleibt unanwendbar, daß die Vermehrung zweyer negativen Größen eine positive Größe bilde. Da läßt sich wieder reden von Aenderung über Aenderung, doch Charakter ist Charakter.

Seyende Kraft stärkt sich durch Uebung im Zeitleben und wird dann immer sichtbarer, also bessert sich möglicher Weise das Kind, schwerlich der Mann. Umgekehrt kommt die Schwäche im Fortgang des Lebens stets mehr zum Vor-

schein, dies pflegt Verschlimmerung zu heißen, richtiger spräche man: Sichtbarwerdung des Guten oder Schlimmen, nicht Entstehung derselben. Ich weiß nicht, wie das in vollkommne Gewohnheit des Daseyns gesetzte Seyn des Erwachsenen sich umwandeln könne, und glaube deshalb an keine eigentliche Besserung und Verschlimmerung — Entstehen und Vergehen des Seyns — bey dem Charakter männlicher Jahre.

Du kanntest Jünglinge voll lebhaften Eifers für Wahrheit und Recht, siehst sie wieder als Männer lau und flau, ohne Entschiedenheit gegen die Schlechtigkeiten des Lebens. Ihr Eifer war Schein, Strohfeuer eines Phantasiebildes, mußte verschwinden, weil er kein wirkliches Seyn hatte. Andre Jünglinge waren sorglos, sinnlichen Dingen und Zerstreuungen zugewendet, du siehst sie wieder als Männer, und sie stehen wacker an ihrem Platze, streben nach dem Wahren und Rechten, sie hatten sonach einst ihrem Seyn unähnlich geschienen. Ich sage nicht, daß im jugendlichen Eifer die Folge des Gegentheils liegt, so wenig wie in jugendlicher Zerstreuung die Wurzel männlicher Tüchtigkeit, aber in beyden Fällen würde doch das

gewöhnliche Welturtheil von Aenderungen des Charakters gesprochen haben, welche ich keineswegs zugeben könnte. Wir hoffen und fürchten zu rasch nach einzelnen Erscheinungen und setzen aus ihnen unser Phantasiebild zusammen, wähnend, es sey mit der Wirklichkeit dasselbe, hinterher zeigt sich diese ganz anders, und soll darum Aenderungen unterworfen gewesen seyn. Aenderten sich etwa die Neapolitaner, als sie gegen ihr Strohfeuer der Constitution dem Löschungheer ohne Widerstand die festen Gränzen des Reichs überließen? Mit nichten, sondern die Zeitgenossen wurden nur inne, was die Neapolitaner mit ihren Neuerungen waren.

In diesem Sinne ließe sich annehmen, die Geschichte der Menschheit wie des einzelnen Menschen zeige einen fortgehenden Durchbruch des Seyns unter dem Wechsel von allerley Erscheinungen, und dadurch eben werde die Geschichte lehrreich. Quäker und andre fromme Sekten beziehen diesen Ausdruck auf Religiosität, auf Erkenntniß wahrer Gottesverehrung, woraus die Wiedergeburt, eine innre Umwandlung des Menschen folge. Ich muß nun wohl die Umwandlung, im strengsten Verstande, als

Entstehung eines Neuen, nie da Gewesenen, läugnen, jedoch einräumend, wenn man von einer Aenderung des Menschen reden wolle, sey diese Ansicht bey dem Durchbruch am meisten gerechtfertiget.

Religion nämlich, als lebendige Gesinnung, hat ihr ursprüngliches Seyn und Wesen in der menschlichen Persönlichkeit durch innre und äußre Offenbarung. Ihre Stärke ist der Glaube, ihre Schwäche der Zweifel. Warum glauben nicht Alle, die doch christlich und religiös erzogen? Es mangelt ihrem Charakter an Kraft, und Starkgeister sollte man nicht die Zweifelnden nennen, sondern die Gläubigen. Gesetzt nun, wegen der Schwäche und einer sie begünstigenden Umgebung würden die Offenbarungen verkannt, verschmäht, und es gelänge durch Anregung, Gemütherschütterung, freundliches Wort, die Kraft zu stärken, im Glauben die beyden Offenbarungen zum mächtigen Einklange zu bringen, so ist der Durchbruch da, nämlich das wahre Seyn des Menschen ist ins Daseyn gesetzt. Obwohl die Quäker hauptsächlich vom innerlichen Lichte reden, so wird doch dieses von ihnen als eine unmittelbare Gabe Gottes ange-

sehen, also zugleich auf äußere Offenbarung bezogen, und hievon behauptet Barklay, einer der scharfsinnigsten Bearbeiter der Quäkerlehre, es habe eine innere Evidenz und zwinge das Gemüth durch sich selbst zum Beyfall. Darin liegt gewiß nichts Schwärmerisches, sondern vielmehr eine treue Auffassung des Menschenseyns, und man hat von ihr das Schwärmerische und Uebertriebene, welches sich bey Einzelnen angeschlossen, sehr wohl zu unterscheiden. Ich erkläre mir aus dieser treuen Auffassung des innern Wesens der Menschheit, verbunden mit einem unermüdeten Eifer für Erweckung der Glaubensstärke, warum Quäker in Philadelphia und anderswo bey versunkenen rohen Verbrechern Erstaunliches leisteten, und sie gebessert der menschlichen Gesellschaft wiedergaben. Mit dem Durchbruch konnte eigentliche Bekehrung nicht ausbleiben, sie war, verglichen mit der früheren Rohheit und Verirrung des Gemüthes, eine Umkehrung zu dem ursprünglichen Seyn, eine Wiedergeburt zu dessen Stärke, darum auch bleibend, fortan äußerlich hervortretend. Sollen wir dieses nun Aenderung des Charakters nennen? Freylich ist das Bild des neuen Lebens in

der Zeit gegen das alte frühere geändert, aber das Seyn des früheren Charakters hat nicht gewechselt und ist noch weniger erst geworden, es ist nur auf sich selbst zurückgeführt, und mit seiner angestammten Macht ins äußere Daseyn getreten. Der Wind bläset wo er will, und du höreſt sein Sausen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt und wohin er fähret. Das ist Geistesgeburt, und wir Zuschauer von draußen stehen wie Wetterkundige, rathen und rathen, unsere Windrose in der Hand, aber durch sie nicht über das Seyn der Gewalt belehrt.

Anmerken will ich noch, daß jede moralische Besserung des Menschen nur auf dem Grunde der religiösen denkbar ist, als eine durch Glauben wiedergewonnene Kraft zum Guten, von der die Sündenzeichen der Schwäche niedergekämpft werden. Was die christliche Kirche der ersten Jahrhunderte darin geleistet, muß der kühle Gibbon einräumen, und sie könnte unter günstigen Umständen heut zu Tage wohl Aehnliches leisten, ja es stände vielleicht mit der Welt am besten, wenn alle Welt zum Durchbruch käme.

Da fallen mir unſrer Zeit Bekehrungen ein, und daß die Weltleute fromm werden und Papiſten, ein Stollberg, Schlegel, Werner, Haller, und die übrige Schaar. — Das ſind doch Wechſel der Ueberzeugung, Abſchwörungen, Sinnesänderungen! — Wirklich? — Wären denn Liebe zur Freyheit und Liebe der Knechtſchaft Eins im Gemüthe? Ich werde dies trotz aller paradoxen Neigung nicht behaupten, auch zeigte Voß von dem erſtgenannten Manne, wie er ein Unfreyer geworden, dadurch alſo ein anderer Stollberg, als einſt! — Still, er war ja immer geweſen, was die Freunde ſpäter mit Ueberraſchung entdeckten! Dies lernen wir aus der Darſtellung des ſogenannten Werdens, und hätten wir von den übrigen Bekehrten ähnliche pragmatiſche Nachrichten, dann würde auch aus ihnen hervorgehen, es handle ſich hier von gar keinem eigentlichen Durchbruch — nur die Kraft kann durchbrechen — ſondern von einem Bruch, dem man durch Pabſtleim und römiſchen Bindekitt zu Hülfe kommen mußte. Es giebt allerdings Charakterbrüche, welche nie zu einem Ganzen werden, ein Stückwerk und Flickwerk,

welches in seiner unsichern und schwankenden Haltung das Reden von Sinnesänderung vermehrt und ihm eine scheinbare Wahrheit ertheilt. Habe ich doch selbst gesagt, die Schwäche vertrage keine Berechnung, denn sie ist keine Zahl, sie ist das Platonische Nichtseyende, das Unbestimmte.

Oder sollen wir uns wundern, wenn Mangel an Glauben, angeflogne Verstandeszweifel, nebst sinnlicher Leidenschaftlichkeit, Angst werden vor sich selber, und dann einer menschlichen Autorität sich in die Arme werfen? Die eitelsten, genußlustigsten Weiber sind im Alter Betschwestern, die ungläubigsten Freydenker kommen am leichtesten zur strengen Orthodoxie; weswegen manche Pfaffen die Sünden der Welt gesegnet haben, weil aus ihnen ihre Herrschaft hervorblüht. Alles Unselbstständige im Reiche der Geister ist an Fremdes verwiesen, soll ihm dienen und sich im zeitlichen Daseyn formen lassen, das Nichtseyende soll dem Seyn gehorchen, Menschen sind Gott unterthan, Bruchmenschen den Menschen.

Ich las neulich in Mosers patriotischem Archiv (Band 8.) die Abfallgeschichte des Tü-

bingischen Rechtsgelehrten Christoph Besold zum Pabstthum, worüber sich im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts Valentin Andreae und andere seiner protestantischen Freunde so sehr betrübten. Spittler hat sie mit Meisterhand entworfen und sagt am Eingange: „Der redlichste Mann, an dessen Redlichkeit die vertrautesten Freunde und Kenner seines Lebens vorher zwanzig Jahre lang nie gezweifelt hatten, schien wie verwandelt zum hingeworfensten tückischen Verräther, der gewissenhafteste Mann schien urplötzlich zum Schurken geworden zu seyn, und doch wird kein Mensch plötzlich, was er ist. Gott, was denn alle Menschentugend wäre, was alles Zutrauen in der Gesellschaft, was alles kraftgebende Zutrauen auf uns selbst seyn müßte, wenn es uns nicht einmal vor der schwersten Apostasie, schon jenseits des ersten halben Jahrhunderts unsers Lebens noch sichern solle, funfzig Jahre lang redlich und vor Gott gewandelt zu haben! Welch ein gebrechlich Ding auch der geübteste tugendhafte Mann seyn müßte, wenn der Greis noch so schwer fallen kann; wenn ein Mann, der auf funfzig wohl zurückgelegte Jahre seines Lebens ruhig zurückschauen

konnte, noch am Abend mit einemmal allen Empfindungen untreu wird, die man von jedem halb ehrlichen Mann erwartet; wenn nicht einmal Reitzungen groſser irdiſcher Vortheile nothwendig ſind, um den durchgeübten alt biedern Mann zu verführen; wenn nicht einmal ſcheinbare äuſsere Noth eintritt, wie dann Beſold weder durch irdiſche Vortheile gelockt, noch durch einbrechende äuſsere Noth ſcheinbar gezwungen wurde." — Spittler entwickelt hierauf, wie der fromme, ſchüchterne, zart empfindende Jüngling heranwuchs zur juriſtiſchen Gelehrſamkeit, auch nebenbey in hiſtoriſche und theologiſche Spekulationen gerieth, Kirchenväter und Scholaſtiker las, ängſtlich ſeinen ſchwankenden Zuſtand verbarg, den römiſch katholiſchen Gottesdienſt liebgewann, mit Carmelitern und Kapuzinern verkehrte, Vermuthungen über ſeine Aenderung abzulenken wuſste, dann endlich in der Stille abſchwur, und vier Jahre hindurch, den Proteſtantismus heuchelnd, im Dienſte ſeines proteſtantiſchen Fürſten ein geheimer Verräther blieb, aber nach der unglücklichen Nördlinger Schlacht öffentlich auftrat, um ſeinem Vaterlande zu ſchaden, was er nur ſchaden konnte.

Unser Historiker legt besonderes Gewicht auf den Satz: Kein Mensch wird plötzlich, was er ist; und scheint ihn mit dem zweyten gleichbedeutend zu nehmen: kein Mensch wird plötzlich, was er wird. Obwohl nun beyde Sätze keineswegs dasselbe bezeichnen, so muß ich doch die Richtigkeit beyder auf gleiche Weise in Anspruch nehmen. Kein Mensch wird — weder plötzlich noch überhaupt — was er ist, denn er kann es gar nicht werden; und kein Mensch wird, was er wird — weder plötzlich noch allmählig — denn er wird nie Etwas. Vom äußeren Daseyn und Erscheinen ist natürlich nicht die Rede, sondern vom inneren Seyn. Aber Besold? Er ist von jeher schüchtern, ängstlich, geheim, der Theosophie ergeben; zu klug, um gänzlich getäuscht zu werden, zu schwach, um aufzuhören mit Versuchen (S. 447.); Kapuziner und Pabstthum beherrschen seine Schwäche, Aengstlichkeit und Heimlichkeit bleiben, die Nördlinger Schlacht besiegt letztere, und Besold steht nun vor Anderen da, wie er ist. War er es denn geworden, und nicht von jeher? Stellen wir die Spittlerische Behauptung um, damit sie wahr laute: Kein Mensch

zeigt mit einemmale ganz, was er ist; nämlich im Laufe der Zeit, im abfließenden Leben und in dessen Verhältnissen.

Mir sind sogar Menschen bekannt gewesen, von denen es hieß: sie seyen albern oder blödsinnig geworden. Ach sie waren es längst, hatten es nur minder auffallend an den Tag gelegt, hatten für Etwas Anderes gegolten, und ihr Seyn nicht zum vollen äußeren Daseyn gebracht!

In diesem Verstande giebt die Lehre von der Prädestination einen richtigen Sinn: Das ursprüngliche Seyn nämlich bestimmt den ganzen Verlauf des zeitlichen Lebens, der Charakter bestimmt die Thaten des Menschen, seine Sünden, seine Tugenden, und wer dieses ursprüngliche Seyn erkennt, der übersieht das Kommende, wird es lieben oder hassen, nach Werth oder Unwerth. Gott kennt also von Ewigkeit her die Seligkeit und das Verderben der Menschen, mithin sind sie kein Unbestimmtes. Calvin sagt freylich, das Vorherwissen Gottes solle nicht als Ursache seiner Vorherbestimmung gedacht werden, sondern vielmehr Gottes Wohlgefallen; der Gedanke bleibt aber dadurch unverändert,

weil Gott ja als Schöpfer vorherweiß, als Schöpfer nach seinem Rathschlusse schuf, also sein Werk wollte, und nach seinem Wohlgefallen — der göttlichen Zwecksetzung — es hervorbrachte. Der Zusammenhang solcher Prädestination mit der menschlichen Freyheit hat Theologen und Philosophen oft genug beschäftigt, er ist das Geheimniß der Schöpfung, das Geheimniß der Herausbildung des ewigen Seyns ins zeitliche Werden, wobey wir die Freyheit als Selbstbestimmendes ewig, das Werden als Bestimmtes zeitlich nennen müssen, und durchaus nicht die Sache umkehren können, so daß die Kette des Zeitlichen — was wir unter Nothwendigkeit begreifen — das Ewige bestimme, in welchem Falle es keine Freyheit gäbe, sondern nur blindes Schicksal, einen Unbegrif ohne Anfang und Ende, wovor alle Erkenntniß verstummt, und alle Tugend und Religion zu Schanden werden.

Vielmehr durchbrechen große Charaktere das Schicksal der Geschichte, die Sünden und Verirrungen des einzelnen Lebens, die Kette des Nothwendigen, was wir im Bilde der Zeit zu gewahren meynten. Dann kommen die Reden von Umgestaltung, Veränderung der Dinge und

Menschen, und verglichen mit unserm Zeitenbilde, lauten sie nicht unschicklich, nur daß in diesem das wahre Seyn und Bleiben nicht zu suchen gewesen. Sternenschimmer ists, worin uns letztre sich offenbaren, kein helles Tageslicht. Sieh und forsche, sinne und vernimm, dies ist die Arbeit deines Lebens, erhält deinen Gang aufrecht, sichert hinreichend deine Schritte.

Ich breche ab, mein Freund, und wäre zufrieden, wenn sich manches Auffallende meiner Behauptungen durch ein zweytes Auffallendes gemildert hätte. Am Ende der Ihnen jüngst gesandten Handschrift stehen die Worte: „Vertrauen zu Menschen, Vertrauen zu sich selbst, Vertrauen zu Gott — das sind die Grundfesten aller Freude." Eine große Wahrheit, die schwerlich dafür gilt, wenn wir Alles für veränderlich halten, andre Menschen, uns selbst, und Gottes Vorsehung etwa auch. Sie haben den Verfasser der Handschrift errathen, ihr Inhalt ist aus dem Nachlaß meines Vaters zusammengestellt. Dachte und schrieb er in seiner Weise, nicht gleichförmig mit der meinigen, so scheint doch, selbst in Beziehung dessen, was in meinem letzten Schreiben und dem Jetzigen Ihnen

befremdend dünken möchte, zwischen ihm und mir keine babylonische Sprachverwirrung vorhanden.

Sechster Brief.

Junius 1821.

Vor einigen Tagen, als mir der fünfte Band der Werke F. H. Jacobi's zugekommen war, las ich zum erstenmal nach langer Zeit den Woldemar wieder, welcher bey seiner frühesten Erscheinung viel geneigte Leser gefunden und späterhin manchem Tadel ausgesetzt gewesen. Sicher machen alle Bücher, wenn man sie nach einem Dutzend Jahren zum zweytenmale vor die Augen bringt, ganz anderen Eindruck, als anfangs, und man sollte sich durchweg diese Verschiedenheit lebhaft vergegenwärtigen und ihre Ursachen entwickeln. Indem man von sich selbst, wie von dem unveränderten Gegenstande, weiß, kann die Erklärung wenig Schwierigkeiten haben.

Hier in meinem Fall mußte ich mir gestehen, der Begebenheiten im Woldemar seyen wenige, und diese dazu noch unbedeutend, so daß die Wichtigkeit, womit sie von den theilnehmenden Personen behandelt werden, Verwunderung erregt. Mir fiel das achtzehnte Jahrhundert ein, und was ich über seinen Charakter Ihnen früher geschrieben. Inzwischen sind jene Begebenheiten nur eine Hülle für eigenthümliche Ansichten des innern und äußern Lebens samt dessen philosophischer Würdigung, deren Wahrheit und Schönheit leicht für den mangelnden Wechsel des Geschichtlichen entschädigt. Dazu mußte dann meine persönliche Bekanntschaft mit dem Autor mir Allerley ins Gedächtniß zurückrufen, während eigne Erfahrung Farben in das Gemälde hineintrug, und das Ganze in wirksame Beleuchtung stellte.

Als Henriette Woldemarn zuerst kennen lernt, fragt sie: „Woher dies Aeußerliche eines abgeglätteten Weltmannes, alle diese zur größten Fertigkeit gediehenen Künste des Scheins, die man nicht ohne anhaltenden Fleiß, mühsame Aufmerksamkeit, vielen Zeitverlust, lange Anstrengung und Uebung erwirbt; zumal wenn

man nicht von Kindheit an dazu gewöhnt, darin erzogen wurde — woher dies Alles an dem Hasser des Nichtigen, an dem Hochgesinnten? Wie konnte er in kleinen Dingen so groß werden? — Ist sein Herz getheilt? — Welche Theilung wäre dies? Es schauderte Henrietten bey diesem Gedanken." (Werke Th. V. S. 30.)

Die Freunde Woldemars erwähnen nun seines natürlichen Triebes, das Gefällige nachzuahmen, den er schon als Kind gezeigt, und wodurch er sich beliebt gemacht, zugleich auch wohl etwas eitel geworden, späterhin aber die Mühseligkeiten und Prüfungen auszustehen, welche man sich gefallen lassen muß, wenn man im Umgange mit der großen Welt vollkommen werden wolle, sey der Verdruß gewesen, auf solche Dinge so außerordentlichen Werth gelegt zu sehen. Er habe demnach sie besitzen wollen, habe gesiegt, und freylich am Ende gefunden: es lohne der Mühe nicht.

Henriette wird durch diese Erklärungen, von ihr ein grünes Glas gegen die Blendung genannt, nicht ganz befriedigt, und meynt doch, etwas heimliche Eitelkeit und Anmaßung liege dabey zum Grunde, was der Beschuldigte, dem

es zu Ohren kommt, lange nicht vergessen kann. Statt also einen günstigen Eindruck zu machen, bewirkt die durch Aufopferung und Mühe erworbene Geschicklichkeit Woldemars das Gegentheil, und wenn wir Uebrigen nicht grade wie Henriette davor schaudern, haben wir doch etwas zu vergeben, eine gewisse Duldung hervorzurufen, wenn uns dergleichen bey ausgezeichneten Menschen im wirklichen Leben begegnet.

Woher dieses? Der Weltton bedeutet ja ein Angenehmes, was nicht zu seinem eignen Gegentheile werden kann, und was darum jeder am Andern mit Dank erkennen sollte! Lieben wir denn das Eckigte, Scharfe der Sonderlinge? Ist nicht ein nothwendiger Theil der guten Erziehung, sowohl des Hauses als der Welt, Ecken abzuschleifen, das Ungehobelte zu ebnen, fein und glatt zu machen? Und wird es nicht jeder durch den Umgang mit Menschen mehr oder weniger, sobald die Flegeljahre durchlebt sind?

Aber kaum glaublich ist, was die Leute vom Umgange, von Gesellschaft, vom Benehmen verlangen, und so voll von Widerspruch, Seltsamkeit und Wandel! Nichts gefällt allgemein, Nichts bringt durch ohne Anstoß, und was

vielleicht Tausenden liebenswürdig dünkt, mis-
fällt den Henrietten. Mir sagte einmal ein
geistreiches Frauenzimmer in Berlin, man müsse
die gewöhnliche Erziehung der Jugend umstellen,
und ihr statt der Höflichkeit, worauf alles aus-
gehe, die gehörige Grobheit beybringen, denn
es sey viel besser. Ganz erstaunt gab ich zur
Antwort: wie ich nicht hoffe, durch meine Ge-
genwart diese Bemerkung veranlaßt zu haben,
indem dann das Schmeichelhafte derselben mir
zum Tadel gereiche, und das Tadelnde zum ver-
drießlichen Lobe, daß ich aber mit Verwunderung
einen Grundsatz aus weiblichem Munde höre,
der unter meinen Paradoxen vorkäme, worüber
Männer sich zu ärgern pflegten. —

Ton des Umganges, guter Ton, schlechter
Ton, Hofton, Weltton, feiner Ton, Rohheit,
das sind Worte, welche man tausendmal ge-
braucht, ohne genau zu wissen, was man damit
will, obwohl man doch weiß, was man will,
und darnach Menschen und Lebenskreise, Stände
der bürgerlichen Gesellschaft, ganze Städte und
Länder beurtheilt. Kant, wenn ich nicht irre,
schrieb über den vornehmen Ton in der Philo-
sophie, welche Wissenschaft selber also nach die-

sem Begrif beurtheilt wurde, der in ihren Lehrbüchern nicht zu finden, und dessen nähere Bestimmung ihr dennoch wohl anzumuthen.

Ist Ihnen nicht oft unter gewissen Menschen sogleich wohl geworden, haben Sie nicht Behaglichkeit und heitere Anregung gefunden, während bey Anderen das Gegentheil eintrat, und eine verdrießliche Stimmung die Folge des Umgangs war? Ob dies lediglich durch Aeußerlichkeiten und Künste des Scheins bewirkt worden, steht dahin, indessen hatten diese doch Antheil daran, und weil der Ton einer Gesellschaft das Erste ist, was man wahrnimmt, wird er auch das erste günstige oder ungünstige Vorurtheil erwecken. Hätte freylich Duclos Recht, daß genau verbundne Leute und welche sich in vielen Beziehungen achten, Todfeinde würden, sobald sie vollständig ihre gegenseitigen Gesinnungen kennten: dann bliebe die Außenseite der Höflichkeit das einzig Werthvolle, und die innere Wahrheit aller Lebensverhältnisse wäre ein Pfuhl von Misgunst, Tadel, Neid, überdeckt mit einigem gefälligen Scheine des Gegentheils, den man sorgfältig bewahren dürfte, um nur in Gesellschaft zu bleiben, und nicht in die Wüste zu

fliehen. Aber ich halte die Sache für weniger arg, und glaube, daß eben die Unbehaglichkeit manches Umgangs, wovon man sich keine Rechenschaft zu geben weiß, in jenem Verdeckten liegt, was ungeachtet der besseren Außenseite die Seele ahndet, gleichwie umgekehrt die Behaglichkeit mancher Verhältnisse aus einer entgegengesetzten Ahndung natürlichen Wohlwollens ihren Ursprung nimmt. Das angenehme Aeußerliche bliebe dann immer das zuerst Wahrgenommene unter Menschen, aber ob unsre Phantasie etwas innerlich Entsprechendes voraussetze oder nicht, darauf beruhte das Behagliche und Unbehagliche.

Im Grunde lieben alle Menschen die Wahrheit, hassen die Lüge, und wollen sich auch im gewöhnlichsten Verkehr nicht durch Verirkünste hintergehen lassen. Darum wird die Höflichkeit so leicht lästig, eine ausgezeichnete Weltglätte so leicht verdächtig, man mistraut dem gleißenden Scheine, weil er zu angenehm ist, um wahr zu seyn, und mehr einem Feenlande als reiner Wirklichkeit angehört. Wer kein Kind ist, läßt sich lieber etwas Derbheit gefallen, und selbst an Kindern, die gewöhnlich gute Psychologen sind, habe ich dies öfter bemerkt. Doch gilt

es nur vom Umgange mit unſers Gleichen; ſobald Verhältniſſe zwiſchen Höhern und Niedern eintreten, begnügt man ſich mit dem bloßen Scheine. Der Unterthan klagt nie, ein Fürſt ſey zu herablaſſend und höflich, vielmehr nimmt er die Artigkeit gern in ihrer höchſten Bedeutung, legt in die gleichgültigſte Frage den tiefſten Sinn, geräth in Entzückung über die herkömmlichſte Geberde der Huld, weiß ſeines Dankes darüber kein Ende. Unſtreitig ſtammt dieſe leichte Befriedigung aus dem Gefühl, daß der Höhere ja nicht einmal zu ſolchem Scheine verbunden geweſen, und indem er ihn annehme, ſchon dadurch eine wohlwollende Geſinnung offenbare. Vielleicht verſchmäht kaum jemand den erfreulichen Eindruck der Herablaſſung bey Perſonen von Rang, ſelbſt wenn er den Schein vollkommen begreift. Umgekehrt fodern die Höheren von Untergeordneten eine ſchmeichelnde Hingebung, deren Unwahrheit ſie ſelber kennen, welche ſie aber als den geringſten ihrem Stande ſchuldigen Tribut mit Wohlgefallen aufnehmen.

Ueberhaupt iſt zu erwägen, welchen Einfluß auf alle Freuden des Umgangs die Eitelkeit habe. Nimm ſie ganz weg, und dir bleibt kaum Etwas

übrig. Wer gefällig ist, will gefallen, wer herablassend ist, will Untergebene für sich einnehmen, wer schmeichelt, will sich einschmeicheln. Darum haben Frauenzimmer auf das artige Betragen männlicher Jugend entschiedenen Einfluß, denn letztere strebt jenen naturgemäß zu gefallen; darum bildet zu feinen Sitten am besten der Umgang mit Höheren, denn ihr Urtheil ist jedwedem am wenigsten gleichgültig, darum drängen sich die Menschen zu solchem Umgange, oder zur Bekanntschaft mit Leuten von Ruf, weil auf sie selbst ein Stral der Umgebung zurückfällt. Mit grüner Brille gegen die Eitelkeitblendung, um wie Henriette zu reden, erblickt man die Sache Anders; kein Umgang mit Höheren erhebt und erquickt, denn das Uebergeordnete verlangt Entäußerung seiner selbst, viel in gleichen Verhältnissen durchaus Lästiges, viel Befriedigung durch bloßen Schein, wo man außerdem Wahrheit verlangen würde. Im Durchschnitt ließe sich sagen: etwas Kriecherey wird unter solchen Umständen allemal nothwendig, sie gehört zum Wesen des Verhältnisses, und wo sie mangelt, werden Leute höheren Standes sprechen, es fehle an Welt. Will der Mensch

jeglichem Zwange entfliehen und gleichsam im Nachtkleide sich bequem machen, so sucht er Umgang mit Untergeordneten, läßt an sich jene Kriecherey verüben, freut sich der bewiesenen Huldigung, redet zuerst oder allein, genießt eines Ehrenplatzes oder sonstiger Auszeichnungen. Jedoch möchte dem gebildeten geistreichen Manne selten genügen, unter Leuten geringerer Bildung und Fassungkraft angestaunt zu werden, er sucht einen gleichen Geist und gleiche Bildung gegenüber, und eben so wenig möchte der reitzbare und für geselligen Umgang Empfängliche befriedigt seyn durch Höflichkeiten der Geringeren, der Diener gegen den Herrn, der Bauern gegen den Landpfarrer, der Verwalter gegen den Gutsbesitzer. Nur eine zweyte Eitelkeit, der Gedanke, wie viel man gelte, ersetzt den Mangel der ersten, nämlich einer Bedeutsamkeit der Umgebungen; und selbstgefällige Eigenliebe pflegt gern ihr Bild in jedem Spiegel zu erblicken, sey er noch so winzig und trübe. Inzwischen hat mir oft das Loos der Fürsten vorgeschwebt, welche des höchsten Genusses der Gesellschaftfreuden entbehren, indem sie alles *unter* sich sehen, Nichts *neben* oder *über* sich, und durch mannichfalti-

ges ihrer Hoheit unentbehrliches Ceremonienwesen die Dürftigkeit ihres Umganges zu vermehren gezwungen sind. Auffallend zeigt dieses die Lebensart Friedrichs II. von Preußen, dessen Geist das Geistvolle, also ihm Gleiche, suchte, aber dennoch den Persönlichkeiten seiner täglichen Umgebung keine sonderliche Achtung gewährte oder gewähren konnte, dadurch dann jenen Reitz des Lebens verlor, und mit einer gewissen unbesiegbaren Traurigkeit seine Tage vollbrachte.

Der beste Ton ist vermuthlich das Fallenlassen aller äußern Unterschiede, das Hervorheben des rein Menschlichen, Persönlichen, Anständigen, Natürlichen, Schicklichen. Je weniger Künste des Scheins, desto vollendeter und herrlicher das Ganze. Geistreiche Lebendigkeit, gegenseitige Hochachtung, Wahrheit und Schönheit sind unversiegbare Quellen der Freude und des Behagens. Fielen auch kleine Streiflichter wirklicher Standesunterschiede in unser Gemälde, sie könnten nur die Mannichfaltigkeit und den Eindruck desselben vermehren. Gleichheit und Freyheit — jene bedenklichen Irrlichter des Staatenverbandes — bleiben eine nothwendige Bedingung erfreulicher Gesellschaftverhält-

nisse und der Vorzüge des in ihnen herrschenden Tones. Die gute Gesellschaft des alten Paris hatte dergleichen, und von ihr sagt Düclos, der sie kannte, sie sey unabhängig von Stand und Rang, finde sich nur unter Menschen von Verstand und Gefühl, deren Gedanken hell und deren Empfindungen edel wären. (Sur les Moeurs Ch. VIII.) Zwar blieb jener Pariser Ton nicht ganz vom Einfluß des Hofes frey, und Düclos weiß diesen Umstand zu würdigen; er gesteht, ein Hofmann besitze Vortheile, wisse sich besser und angenehmer auszudrücken, selbst seine Abgeschmacktheiten gefällig einzukleiden, es sey ihm dieses eine Gewohnheit, weil er am Hofe sprechen und doch Nichts sagen müsse, wodurch er bey sonstigen Eigenschaften des Kopfs und Herzens unstreitig liebenswürdiger scheine. Allein derselbe Schriftsteller lobt auch gewisse bürgerliche Cirkel, in denen man, wo nicht große Feinheit, doch ansteckende Freude finde, oft auch etwas Derbheit, wobey aber zum Glück keine halbe Weltkenntniß eintrete, die nur Lächerliches zum Vorschein bringe, sondern wo man bloß dasjenige als lächerlich betrachte, was Vernunft und Sitten beleidigt. Er schließt mit

der Bemerkung, die Weltleute und die wohlhabenden Bürger glichen sich im Grunde sehr, man finde häufig dieselben Hetzereyen, dieselbe Leere, dieselbe Erbärmlichkeit.

Frau von Stael, welche unter Pariser Umgebungen aufgewachsen, rühmt irgendwo das geistige Ballschlagen, indem ein guter Gedanke von Hand zu Hand aufgefangen und zurückgeworfen werde, niemand aber ihn fallen lassen wolle. Wenn eine Gesellschaft das Spiel nicht verstehe, entbehre sie des größten Reitzes. Das Spiel erfodert Kenntniß des Neuesten, sowohl des Kleiderschnitts, als der Wissenschaft, Litteratur, Politik, Geschichte, ja selbst des Witzes. Wie oft wird Abgestandnes in allen diesen Dingen vorgebracht? Nichts unangenehmer unter andern, als eine veraltete Witzform, die gleichsam in Stereotypedruck zu haben. Eben darum muß die geistreiche Schriftstellerin, deren Neuestes das große Paris hervorbringt, anderwärts sich außer ihrem Elemente fühlen, nirgendwo den Ton finden, welchen sie liebt, und die Verbannung aus der Hauptstadt für ein großes Unglück halten.

Jeder durch Geselligkeit ausgezeichnete Mensch

hat eigentlich seinen Kreis, welchem er sich angebildet, in welchem er vom Ton ist, mithin von Welt. Schwerlich taugt Einer für Alle. Müßte nicht ein Zögling des Hofes, oder auch jener guten Gesellschaft von Paris unter einfachen schlichten, wenn gleich gebildeten Reichsbürgern zu Schanden werden? Jede Gesellschaft, größere oder kleinere, hat ihren Gedankenumfang, über den sie nicht hinauskann; wer ihr einen größeren anmuthet, kommt nicht hinein, wer auf einen kleineren beschränkt ist, kommt nicht hindurch.

Ich habe mir die Foderung des geschicktesten und allgemeinsten Welttones oft dahin ausgelegt: man müsse mit allen Hunden gehetzt seyn. Am Hofe, unter Bürgern, in der Stadt, auf dem Lande, in Frankreich, in Deutschland. Aber die Foderung ist eine unmögliche, jeder wird Einiges lieben, Anderes fliehen, Fertigkeit und Geschmack für Einiges besitzen, Ungeschick und Ekel für Anderes, selbst wenn wir das Gemeine, Niedrige, gebildeten Menschen durchweg Mißfällige und Unangemessene ausschließen. Inzwischen ist das von einigen Hunden Gehetztseyn sehr nützlich, um durch verschiedene Töne zu

kommen, und von der Tonleiter mehr als die Octave zu kennen. Virtuosen muß das Spiel in jeder Tonart gelingen, während die Meisten sich mit der Kenntniß eines Dur oder Molltones begnügen. Wir hielten einst Sonntagklubs unter Freunden in Göttingen, dessen ganze Beschäftigung in Witz und Wortspielen bestand; die Tonart war nicht die beste, fand auch wenig Theilnahme, doch konnte Vieles im späteren Leben daran erinnern, wenn zufälliger Weise die Melodie der Geselligkeit in diese Tonart übergieng, ohne grade lange darin zu verweilen, oder sie mit jener Strenge und Kühnheit durchzuführen. Abentheurer sind manchmal angenehm im Umgange, oft sogar an Höfen beliebt, sie wissen schnell den Ton der Umgebungen zu finden, sie bewegen sich darin mit Leichtigkeit und erwecken Andern die Empfindung des Gewohnten, Behaglichen, Vertrauten.

Ein Virtuose in diesem Sinne war Woldemar keineswegs, als er Henrietten in seiner Künstlergröße auffiel, aber er war es in einer besondern, von seinen Cirkeln geliebten Tonart, und zwar keiner leichten oder unmittelbar gelingenden. Den bestimmten Charakter dieser Ton-

art anzugeben, hält schwerer, als zu sagen, was er nicht ist. Zuvörderst wohl wird das Pedantische ausgeschlossen; faßt man aber dieses näher ins Auge, so will einem dünken, der Pedantismus stecke allenthalben, und man wisse sich vor ihm nicht zu retten. Weder die Gelehrten allein mit gründlich wissenschaftlicher Redeweise, mit ihrem Lehrton, ihren Büchertiteln, noch die Erzieher allein, welche gern die Welt in ihre Schule nehmen, und von den Schulentwöhnten des Pedantismus bezüchtigt werden, sondern alle Menschen sind Pedanten, welche an Vorurtheilen ihres Standes, ihrer Lebensart, ihres eigenthümlichen Gedankenkreises hängen, und sich damit breit machen, Edelleute, Bürger, Bauren, Künstler, Schauspieler, Gewerbleute, Schreiber und Kammerdiener, ja selbst die von Modevorurtheilen beherrschte leichtsinnige und genießende Jugend. Frage nun jeder sich selbst, ob er ohne dergleichen Vorurtheile sey, sie scheinen fast eine nothwendige Zugabe des Lebens. Das Breitmachen damit ist jedoch ein ander Ding, und darauf müßte es wohl ankommen. Wer mit besondrer Werthgebung sich selbst, seine Kenntnisse, seinen Rang, sein Geld, sein Geschäft, ja

sein Pferd und seinen Hund betrachtet, verfällt schon in pedantische Fehler. Ist damit verbunden, viel von solchen Dingen zu reden, als ob dieses der Welt und jedem Dritten sehr bedeutsam sey; geschieht es zur Unzeit, ohne Rücksicht auf Umstände und deren Erfoderniß, vielleicht ganz im Gegensatze mit ihnen, dann erscheint der Pedantismus vollendet und zugleich lächerlich. So finden wir in älteren und neueren Lustspielen nicht eben zur Beförderung guter Sitten die polternden Väter als Pedanten dargestellt, welche von ihrem eignen Ansehn und ihren moralischen Ermahnungen die größte Meynung haben, während sich die ausgelassenen Söhne darum nicht kümmern. So ward die alte Diplomatik und Unterhandlungform pedantisch durch Napoleons schneidende Schärfe und Machtsprüche, auch eben nicht zum Glück der Welt. So war Napoleon selber in St. Helena ein Pedant durch Beybehaltung der Regentenformen, wo Nichts zu regieren. Zugleich erhellt, daß der Pedantismus immer weniger seinen Namen verdiene, je wichtiger die Sache ist, worauf er sich bezieht, und je dringender er von den Umständen gefodert wird. Ein regierender Fürst

kann durch den Werth, welchen er sich und seinen Geschäften beylegt, nicht in das Pedantische fallen, es sey denn, daß er mit Nebensachen und Kleinigkeiten sich abgebe; dasselbe gilt von einem Minister, überhaupt von Staatmännern, welche das Wohl des Ganzen besorgen, wenn sie wirklich dafür etwas thun. Geschieht das letztere nicht, so werden unbegründete Ansprüche auf Thätigkeit und Verdienst pedantisch, sie sinken herab zu eiteln Vorurtheilen, denen keine Sache entspricht.

Doch, ich wollte nicht vom Weltpedantismus reden, sondern vom Pedantischen des geselligen Umgangs. Man versteht darunter gemeinhin eine Steifigkeit und Unbeholfenheit des Benehmens und Mittheilens, zusammenfallend mit dem eben Bemerkten. Leichtes Eingehen in fremde Gedanken und Gebräuche, Aufmerksamkeit gegen Andre, Vermeiden solcher Dinge, die bloß das eigenste Individuelle betreffen, Nichtberührung des Verdrießlichen, angenehmer Wechsel des Gesprächs, überhaupt ungezwungene Haltung des Geistes und Körpers sind das Gegentheil. Kant sagt in seinen Kleinen Schriften (Bd. 2, S. 304.): „der in dessen Munter-

keit die Dazumischung des Verstandes unmerklich ist, faselt. Der beständig faselt, ist albern." Pedantisch ist er nicht, wie manchmal der Verstand, wenn gleich das Faseln kein lobenswerthes Widerspiel ausmacht. Kant setzt hinzu: „Man merkt leicht, daß auch kluge Leute bisweilen faseln, und daß nicht wenig Geist dazu gehöre, den Verstand eine kurze Zeit von seinem Posten abzurufen, ohne daß dabey etwas versehen wird." Ich meyne, dieses Abrufen von seinem Posten, wenn es mit Geist geschieht, und Nichts dabey versehen wird, könne als einzelner Zug in das Gegentheil des Pedantischen mit aufgenommen werden, und manchmal sogar dem Verständigen zur Erholung dienen. Am besten heilt der Umgang mit Frauenzimmern von pedantischen Fehlern, weil das schöne Geschlecht, wie La Bruyere bemerkt, mit unnachahmlicher Verkettung des Gesprächs dem natürlichen Sinne folgt. Wir Männer suchen Systeme und Abhandlungen, und werden dadurch pedantisch; die Weiber, welche von Geschäften, Gelehrsamkeit und Logik weniger eingeschient und zugesteift sind, behalten ihre natürliche Leichtigkeit, und wundern sich über unsre schwerfälligen Reden. Das Zerrbild

dieſes hiedurch angedeuteten Tones iſt die fortgehende Faſeley, nach Kant Albernheit, oder auch die reine Langeweile ſogenannter wohlgeſitteter Kreiſe, in der weder Faſeley, noch Gedanken auftauchen, ſondern nichtige Alltagwendungen des Begrüßens, Befragens, Antwortens, wie man ſie in franzöſiſchen Grammatiken findet, unendlich vervielfältigt wiederkehren. Manche halten dies für geſchickt und fein, und ich hörte es einigemale Weltton nennen.

Wenn Swift zur Unterhaltung in Kneipen zwiſchen Bettlergeſindel gieng, ſo ſcheint der Geſchmack ſeltſam, aber im Gegenſatz mit der feinen Societätlangeweile doch begreiflich. Wenigſtens fand er Natur, wenigſtens Gegenſtände der Beobachtung, gleich den holländiſchen Dorfmalern, ein lumpigtes aber friſches Leben. Woldemar würde ſich allerdings davor entſetzen und die feine Langeweile vorziehen, deren Ende er ſelbſt herbeyführte, ſobald er ſeines Gleichen anträfe. Allein die Langweiligen, um der Langenweile zu entfliehen, ſuchen nur ihres Gleichen, und unterhalten ſich bloß durch langweilige Unterhaltung, gleichwie man einen Teufel durch

den andern austreibt, wenn die höhere Kraft fehlt, vor welcher Teufel fliehen.

Schäumen wir nun ab vom Leben das Pedantische, das Alberne, das Langweilige, zugleich das Gemeine und Niedrige, so bleibt dem Weltton oder vornehmen Ton ein helles Verneinen in Bezug gegen die genannten Dinge, und je vornehmer ein Mann, desto mehr verneinend ist er. Sorgen des Mittelstandes, häusliche Beschränkung dürfen ihn nicht drücken, lieber macht er Schulden; über den Verlust der Seinigen ist seine Klage gemäßigt, seine Theilnahme an dem Schicksal Andrer erscheint als gütige Herablassung, nicht als starke Bewegung des Gemüths. Schon im Aeußern zeigen sich Ruhe und Bewegungslosigkeit vornehm, während Unruhe und stete Beweglichkeit das Niedrige ausdrücken. Der Regenschirmmacher Staberl, ein wunderlicher Kautz, welcher von der Wiener Schaubühne nach München gekommen, ist nie stille, sondern immer sprechend, lärmend, wackelnd, rennend, eifrig, bestürzt u. s. w., er ist nicht einmal unter Regenschirmen ein vornehmes Wesen. Noch schärfer gefaßt, vermeidet das weltlich Vornehme sogar eine dreiste Entschiedenheit des Urtheils,

ſtrenge Wahrhaftigkeit, Enthuſiasmus für irgend eine Sache, oder eine lebhafte Freude; der Menſch muß für ſein eignes Daſeyn zu vornehm werden. Ueber Allem ruhe ein Schleyer von Gleichgültigkeit, man nenne ihn Faſſung, Beſonnenheit, Anſtand, Haltung, oder wie ſonſt. Manchmal vertilgt dieſe Gleichgültigkeit das Gefühl vom Unterſchiede des Rechts und des Unrechts, welches dem Vornehmen entweder minder ſcharf ins Bewußtſeyn tritt, oder wegen jener verneinenden Haltung von ihm abgelehnt wird. Ich zeichne hier beynahe einen Charakter der Charakterloſigkeit, aber ſicher genug zeigt die letztere etwas Vornehmes und vom Weltton.

Behauptet doch Düclos: „Weil liebenswürdige Eigenſchaften (nämlich für geſelligen Umgang) meiſtens auf Leichtfertigkeiten (choses frivoles) beruhen, ſo gewöhnt uns die Werthſchätzung derſelben unmerklich zur Gleichgültigkeit gegen Dinge, die uns am meiſten anziehen müßten. Jede bedeutende Frage, jeder zuſammenhängende Gedankengang, jedes vernünftige Gefühl iſt von glänzenden Geſellſchaften ausgeſchloſſen und überſchreitet die Gränzen des guten Tons.“ (Sur les Moeurs Ch. VIII.) Unſer

Menschenbeobachter tadelt dies, findet darin einen Misbrauch von Geist, ein Versinken in Abgeschmacktheit, Verläumdung und unausstehliche Spottsucht; aber er hat gesehen, was er sah, er weiß, die Boshaftigkeit sey auf Kunstregeln gebracht, gelte denen, die kein andres haben, als Verdienst, und gewähre ihnen oft Ansehn. Der vielbewanderte Dutens in seinen Denkschriften unterscheidet den vorzugweise guten Ton von dem natürlichsten und vernünftigsten Tone. Wir wagen die Erklärung: das ursprünglich Verneinende des Vornehmen führt zu solchen Fehlern, welche dem Wesen desselben sich leicht anschließen und es nicht zerstören.

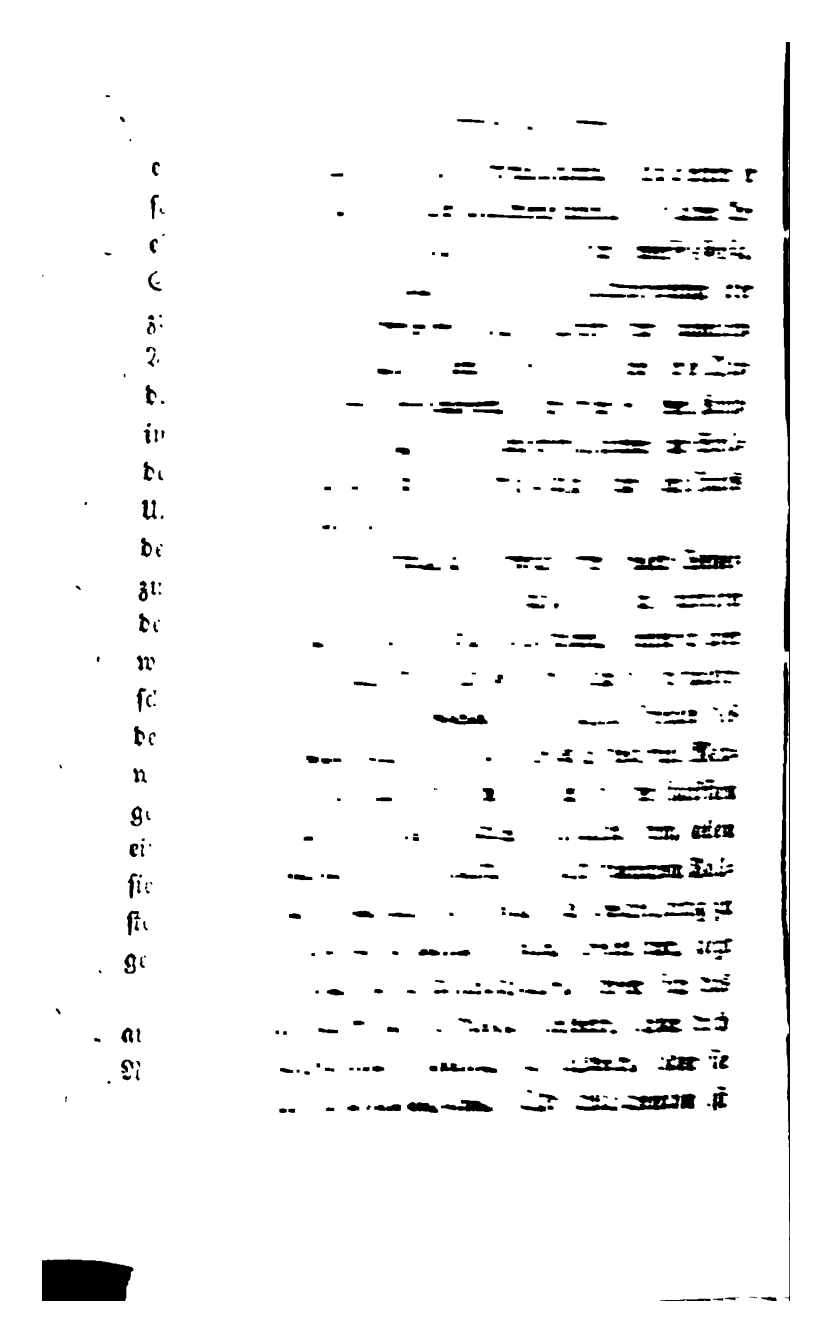
Jeder ins Leben mit Mühe und Sorgen eingetretene Mensch, der schlicht ist und wahr, der Unrecht haßt, weil er von ihm gelitten, der stark die Verdrießlichkeiten fühlt, welche ihm selber und seinem Gesellschaftkreise begegnen, der leicht erregt wird durch frohe Bilder und darüber aufjauchzt, der scharf urtheilt, um über Gutes und Böses mit sich ins Reine zu kommen, — er muß sagen vom vornehmen Manne: dieser ist nicht wie wir!

keiner Aufopferung und Mühe für die Erwerbung eines Gefälligen, welches am Ende nicht gefällt, wenigstens nicht Allen, und welches von derjenigen Seite am meisten verkannt wird, die ihm zur Ehre gereicht.

Das Kleidende, darum auch Gefallende, ist eigentlich nur das Individuelle, und wie jede Persönlichkeit, nicht überall gleich beliebt, nicht auf einförmige Regeln zu bringen, und häufig ziemt Etwas dem Einen, was dem Andern unziemlich ist. Je mehr das Individuelle positiv hervortritt, entfernt vom Gemeinen und Ungeschlachten, desto wohlthätiger der Eindruck. Bey dem vollkommenen Weltmanne soll grade dieses zurückgedrängt seyn und einer zierlichen Kunstform weichen; das Individuum geht nicht an den Hof, sondern der die Regel desselben kennende Höfling. Unvermeidbar ist dann eine Aufopferung der Individualität, welche verborgen bleiben und in eine zweyte Natur übergehen muß, um nicht anstößig zu werden. „Es scheint," sagt Duclos, „daß in der Erziehung der Weltleute, man sie für Tugenden unfähig hält, und daß sie erröthen müßten sich zu zeigen, wie sie sind." (Sur les Moeurs Ch. III.) Aber ist dies

ein Vorbild für Viele, für Alle? Hoffähig macht ja nur der Rang, und wer ihn besitzt, befleißige sich des Hoftones!

Ist die Aufopferung des Eigenthümlichen, der Persönlichkeit, allenthalben unter Menschen etwas Großes, und mit heldenmüthiger Tugend verwandt, so gestaltet sich die genannte Aufopferung für Vornehmheit, für ein reines Verneinende, oder Nichts, zum Höchsten, was Menschen erreichen können, und wird daher ganz angemessen in den erhabensten Kreisen des Daseyns gefodert. Umgekehrt folgt auch daraus, diese Foderung sey am leichtesten für denjenigen zu erfüllen, der am wenigsten, nämlich die kleinste Persönlichkeit, aufzuopfern habe, und sie sey kinderleicht oder vielmehr ohne alle Mühe erfüllbar für jemanden, welcher verneinend geboren worden, bey welchem sonach gar keine Eigenthümlichkeit hervorgetreten. In solche Beleuchtung stellte der verstorbne Schauspieler Fleck den Charakter Philipps II. auf der Berliner Schaubühne. Sein Philipp war negativ gegen Tugenden, rückhaltig aus Mistraun, zögernd ohne Leidenschaft und hart im Gebrauch der Gewalt, aber entschieden vornehm. In der Scene



weder ein guter, noch ein vornehmer, überhaupt nicht verneinend, eben darum aber des Lebens und Genießens voll. Jugend thut es hierin stets dem Alter zuvor, welches in seinen Verneinungen fortschreitet bis zur Verneinung des Lebens selbst. Den Alten dünken die Jungen lärmend, ungezogen, jene wünschen den Letzteren wenigstens einiges Maaß verneinender Sitte. Die Verneinung wird kommen, wenn die Kraft und Empfänglichkeit des Bejahens abnimmt. Und so könnte der am Rande menschlichen Umgangs neben dem Grabe Stehende vornehm genug mit Salomo ausrufen: es ist Alles eitel! das heißt: Eure Freuden und Belustigungen sind von mir längst durchgemacht, sie haben keinen guten Ton, ja ganz und gar keinen für mich; werdet also fein und gesittet, ihr Kinder, damit ihr euch auf den letzten Ton der Erde vorbereitet! —

Nur der Geist kann dem Geiste Neuheit gewähren, Langweiliges, Pedantisches, sinnlich Rohes verscheuchen, er ist der Stammhalter des erfreulichen Umgangs, und dessen ewige Jugend. Ihm zunächst tritt das natürliche Wohlwollen, das Herz, und Eins von beyden, Geist oder

Herz, muß uns zu unserm Nächsten ziehen, am besten thun es beyde mit einander. Wo der Geist herzlos die Herrschaft führt, jagt er sich selber zu Tode; wo das Herz ohne allen Geist sich genügen soll, entsteht große Eintönigkeit. Beyde Fälle sind Ausnahmen, das Gewöhnlichste bewegt sich im Mittelmaaß des Geistes und Herzens, und am häufigsten fehlt die Phantasie, um für Geist und Herz einen frischen Frühling zu treiben. Marmontel erzählt, in den Gesellschaftcirkeln der Madame Tencin sey für ihn zu viel Geist gewesen, jeder habe sich vorbereitet, seine Rolle zu spielen, und die Begierde darnach habe dem Gespräch seine natürliche Freyheit geraubt, man habe den Augenblick erwartet, sein Witzwort, seine Erzählung, seine Anekdote, seinen Spruch anzubringen, und oft sey die Gelegenheit dazu etwas weit hergeholt worden. Bey Herrn Necker hingegen gab es nicht genug Geist, es fehlte an Einfällen, treffenden Anspielungen, neuer Belebung, und die Frau beklagte sich darüber.

Als Gegenmittel wider Gedanken- und Wortebbe erfand man Gesellschaftspiele. Sie sollen aufregen, beschäftigen, die träge Zeit ausfüllen.

Sind es reine Geistesspiele, so muß schon viel Geist da seyn, um nicht in das Geistlose zu fallen, und der Geist würde ohnedem sich selber helfen; weswegen die Gabriele der Johanna Schopenhauer mit Ungunst solcher Unterhaltungen erwähnt. Sind es Spiele ohne Geist, so müssen sie zu thun geben, dabey Nichts oder wenig zu denken und zu sprechen; nur gewähren sie dann keine Aufregung. Wer deshalb diese vornämlich sucht, pflegt das Kartenspiel herabzusetzen, dessen mäßige Geistesbeschäftigung sonder Leidenschaft für Gewinn oder Verlust bloß wohlthätig abspannt und dennoch unterhält. Die Jugend liebt allgemein den Tanz, er reitzt den Sinn, bewegt und beschäftigt reichlich bey der vollkommensten Gedanken-Ebbe, und ist obendrein nur in Gesellschaft zu haben, daher bey jedem Eintritt in dieselbe wiederum neu.

Auch nähere Verhältnisse mit Weibern geben dem Negativen des Welttones Inhalt, und weil dieselben mit gehöriger Kunst bedeckt werden müssen, gefällt sich der Geist in seinen Umtrieben. Sie entlehnen aus Sittenverschlimmerung ihren vorzüglichsten Reitz, könnten sogar ohne dieselbe nicht bestehen, wenn auch die Tugend,

als ein ſtarkes Bejahende, in dem zierlichen Nein des höheren Umganges laut werden dürfte. Eben Boshaftes, Ueberliſtendes, Neckendes, Spottendes, ja ſelbſt Kränkendes, ertheilt Bewegung und unterhaltenden Wechſel.

Leute von beſonderem Rang und Anſehen beſitzen unter ſich geſellige Gleichheiten und jene durch Erziehung zur zweyten Natur gewordene Verneinung, welche den vornehmen, den Hofton, den Weltton im engeren Sinne ausmacht. Ihnen muß das Bürgerliche nachſtehen, weil es ihnen ungleich iſt, und in jener wunderlichen Dichtung Hofmanns vom Kater Murr warnt mit Recht ein Pudel den andern, Skaramuz den Ponto, vor dem Katerumgange, und als Ponto ihm verſichert, Murr ſey ein junger Mann von vieler Bildung und angenehmen Weſen, der ihn zuweilen ſehr beluſtige, erwiedert Skaramuz, er dürfe ſich wohl dann und wann einſam mit dem Kater unterhalten, aber ſolle ſich nicht einfallen laſſen ihn mitzubringen in eine Pudelaſſemblee, da dieſer nun und nimmermehr aſſembleefähig werden könne. Ausnahmen von ſolcher Anſicht wird das Leben zeigen, im Gan-

zen bleibt der Pudelgrundſatz herrſchend, und die verſtändigen Kater ſollen ihn wiſſen.

Das Bürgerliche durch Wohlſtand und Bildung höheren Ständen näher Rückende hat unter ſich wiederum eine Gleichheit, in welche einzutreten dem Hochgebornen oder in tieferen Kreiſen Verweilenden ſelten gelingt. Weniger Verneinung zeigt der bürgerlich gebildete Umgang, als die große Welt, aber auch oft ein Beſchränktes der Bejahung, ein übermäßiges Gewicht kleinlicher Beſtrebungen und enger Gedanken. Wird er hievon frey, gleichſam von ſeiner eignen Erbſünde, ſo beſitzt er manche Vorzüge vor dem verdünnten Daſeyn über ihm, und der dicken Atmoſphäre des Rohen unter ihm. Mir hat ein in ſolchen Umgebungen herrſchender Ton immer der beſte geſchienen, vielleicht auch, weil ich ihn kennen zu lernen, die meiſte Gelegenheit hatte, und ein Beyſpiel deſſen, was ich meyne, giebt ja der Kreis Woldemars. Er ſoll ſich weder hinaufſtimmen noch herabſtimmen, ſondern bloß er ſelber ſeyn. Leicht und häufig trifft man dergleichen nicht im Leben, große Städte zeigen oft nur wenige ihm ähnliche Cirkel, manchmal Einen oder Keinen.

Können die Gelehrten das Pedantische vermeiden, so giebt ihr Wissen einen reichen Umfang des guten bürgerlichen Tones. Vor der Revolution in Paris waren die hommes de lettres Seele des angenehmsten Umganges, in ihren Kreis stiegen manche Höhere herab, und manche tiefer Stehende hinauf. Die Revolution wirkte unter andern auch dadurch nachtheilig auf gesellige Verhältnisse, daß die neuen Emporkömmlinge weder jene Verneinung der alten hohen Stände, noch die positive Bildung des höheren Bürgerlichen besaßen. In Deutschland trennen oft Systeme und wissenschaftliche Partheyen, was sonst sich angehören müßte, die Geister sind zu sehr an Zimmerluft gewöhnt, um außer derselben sich und Andern zu gefallen. Gesetzt aber, diese Hindernisse wären beseitigt — wie denn darin gegen frühere Zeiten mancherley wohlthätige Veränderung eintrat — so wäre für Erweckung, Belebung, Annehmlichkeit und schickliche Sitte des Umganges hinreichend gesorgt. Ganz zum eigentlichen Weltton würde sich die Geselligkeit nie verneinen, schon wegen der Individualität des Wissens und Denkens, und wegen des Mangels einer Gesamthauptstadt

wie Paris; doch dürfte darüber keine sonderliche Klage entstehen, und die Wahrheit wie der beste Lebensgenuß sollen ja in glücklicher Mitte liegen. Nehmen wir die Mitte mit ihrem Glück, sobald sie sich darbeut, und schauen nicht mit Sehnsucht nach Hüben und Drüben.

Kleine Städte, als ein Mittleres zwischen Hauptstadt und Dorf, möchte ich deshalb Pflanzschulen des vernünftigen geselligen Tones nennen. Ein Hof freylich verliert in ihnen an Glanz, aber das gebildet Bürgerliche braucht keinen, und wird von seiner eigenthümlichen Natur am wenigsten abgelenkt, wenn es Nichts Fremdes zu falscher Bestrebung Verlockendes vor Augen sieht. Hier ist dann Behagliches, Anmuthiges, freundliche Beschäftigung sich das Leben zu versüßen, gleichsam eine innre Nothwendigkeit geselliger Freude und Anregung, weil die Menschen nahe an einander gerückt sind, und ihnen die prunkvollen Mittel der Zerstreuung in Residenzen, in Weltstädten fehlen! — Ach, indem ich dieses Ihnen schreibe, kommen die Kleinstädter von Deutschland, und fragen: wo meine gepriesene Kleinstadt liege? Sie wenigstens hätten nichts von dem Allen entdeckt, sondern

nur den schlechtesten Ton, nämlich Ungeselligkeit, Feindschaft, Verläumdung, Klatscherey, und man könne darunter kaum aushalten. Nun dann, meine Kleinstadt ist eine philosophische, gleich der Platonischen Republik, und in ihr ist durch Erziehung und Bildung die Sache ausgemittelt. Wir sagen zugleich den unphilosophischen Großstädten, daß es in ihnen grade nicht musterhafter zugehe, sondern nur auf ihrem größeren Raume weniger in die Augen falle, oder auch wegen Zerstreutheit des einzelnen Daseyns und wirkliche Ungeselligkeit Niemandem daran liege, sich um seine Nebenmenschen zu bekümmern. Geschieht es aber, so entstehen dieselben Folgen, und womit sind die Briefe des geistreichen Baron Grimm angefüllt?

In einigen Ländern herrscht der Familienkreis im geselligen Leben vor, in andern gewähren öffentliche Orte den Sammelplatz des Umganges. In England, wo politische Angelegenheiten das bürgerliche Leben beschäftigen, vereint der Klubb die Gleichgesinnten, in Paris vor der Revolution wurden Caffehäuser das Bindungmittel schöner Geister. Vielleicht sucht der Süden Europas mehr den öffentlichen Ort, der

Norden mehr den Raum des Hauses. Für letzteren müssen die Frauen Seele des Geselligen werden, und wo sie es nicht seyn können, fehlt der schönste Reitz. Der Orient führt ein Schlummerleben der Mittheilung, sein Ton ist Stille und schweigender Ernst, höchstens durch Erzählung arabischer Mährchen unterbrochen, die Weiber leben verborgen im Serail, geben keinen Geist dem Geist.

Ich meines Theils, lieber Freund, entscheide für den vernünftigen natürlichen Umgang in der Familie oder sonst, der grade nicht alle Glätte des Weltmannes hat, sondern Individuelles beybehält; heiter genug, um trübe Wolken des Lebens zu zerstreuen; weder zu laut, noch zu leise, Misfälliges vermeidend, das Gefällige suchend, mit dem Ernste den Scherz vermählend, frey ohne Ausgelassenheit, besonnen ohne Zwang, fein ohne Verdünnung ins Nichts, ausdruckvoll ohne Rauhigkeit, geschmackvoll ohne Ziererey. Ein nicht flacher Weltmann wird neben dem Verneinenden, was ihm eigen geworden, diesen Ton zu finden wissen, ein Nichtweltmann desgleichen die Verneinung guter Sitte neben der Bejahung seiner Natur. „Die Men-

schen sind einander zuvorkommende Aufmerksamkeit schuldig, weil sie einander Erkenntlichkeit schuldig sind, daraus erwächst eine ihrer würdige Höflichkeit, gemacht für denkende Wesen und verändert durch die verschiednen Gesinnungen, von denen sie beseelt werden. Die Höflichkeit der Großen sey Güte, die der Niedern Dank, die der Gleichen Achtung und gegenseitiger Dienst. Weit entfernt die Rohheit zu entschuldigen, wäre doch zu wünschen, daß jene Höflichkeit, welche aus Sittenverfeinerung stammt, sich verbinde mit derjenigen, welche aus Gradheit der Seele ihren Ursprung nimmt. Statt künstlich zu seyn, um zu gefallen, wird es hinreichen, gut zu seyn; statt falsch zu seyn, um den Schwachheiten Andrer zu schmeicheln, wird es hinreichen, nachsichtig zu seyn." (Duclos sur les Moeurs. Ch. III., p. 96.)

Es giebt einen großen Stil des Lebens im Gegensatz mit dem kleinen, einen freien Stil im Gegensatz mit dem ängstlichen, den die Druck- und Treibwerke der Erziehung oft eben so wenig kennen, als die grammatischen Exercitia der Schulen und der Kunstakademien der Höfe. Manche Zierlichkeit wird von dem großen Stile

verschmäht, er streift zuweilen an Härte, diese aber verliert sich vor dem Eindruck des Ganzen, und wie sollte der Lebensstil aller Härte ledig seyn, da das Leben selber nicht weich ist und zart? Schon das Kühne, was dem großen Stile eigen, ist unverträglich mit der genauesten Sorgfalt für das Liebliche des Einzelnen. Unter den Alten zeigen ihn Epaminondas, Sokrates, Cincinnatus; nicht ein Cicero, Lucullus, Augustus oder Mäcenas. Das Bild der Stoischen Weisen kann für eine Ausführung des heidnischen Lebens im großen Stile gelten. Unser christliches Leben hat seine Größe in andrer Art, aber gewiß in keiner geringeren. Was innerlich hievon den Menschen beherrscht, ertheilt auch seiner Aeußerlichkeit einen bestimmten Ausdruck, mithin seiner gesamten Erscheinung. Unter neuern Nationen giebt den Britten ihr Inselcharakter und ihre Verfassung einen gewissen Anspruch auf Großartigkeit, die Spanier hätten ihn gleichfalls von jeher, wären sie nicht durch Hofwillkühr Jahrhunderte lang eingeengt, die Niederländer zeigten ihn mit der Periode anhebender Freyheit. Das französische Leben war stets, wie seine Kunst und Wissenschaft, einer starken

Einwirkung des Hofes ausgesetzt, und fällt dadurch meistens ins Manierirte, büßt ein an Größe, gewinnt an gefälliger Zier, welches besonders bey Frankreichs ausgezeichneten Männern der letzten Jahrhunderte wahrzunehmen. Gilt nur das Manierliche dieser Gattung als Musterbild des guten Umgangtones neuerer Zeit, so behauptet es seine anerkannten Vorzüge mit einem davon unzertrennbaren Gebrechen. Grade in ihm tritt überwiegend jenes geschliffene anmuthig Verneinende auf, dessen Charakter ich zu entwickeln suchte, welches sich durchweg auch in der französischen Sprache und ihren Wendungen wiederfindet. Die Deutschen haben viel gelitten durch Nachahmung des Fremden, verloren dann, wie alle Nachahmer, an Größe, erreichten ihre Vorbilder selten, mußten sogar im Gefühl des Unverträglichen, ihre eigne großartige Sprache aufgeben, um vollends die erstrebte zierliche Verneinung sich anzubilden. Gesetzt, es gelänge ihnen, wovon allerdings Beyspiele vorhanden, bliebe nicht Nachahmung werthloser und ruhmloser, als eigenthümliche Schöpfung? Sind gar die Nachahmer unglücklich, so erscheinen steife unbeholfene Manieristen,

Gegenstände fast des Mitleids oder des Spottes? Gewiß, man muß die deutsche Natur bewundern, daß sie trotz aller Ausländerey dennoch Etwas für sich geblieben, was ich mehr dem großen Stile, als dem kleinen zierlichen, mehr dem Tüchtigen als dem Schimmernden, mehr dem Freyen als dem Aengstlichen verwandt halte.

Den größten Stil des Lebens ertheilt die Geisteserhabenheit über alles Scheinwesen, also auch die Befreyung von den Spielen der Eitelkeit, und ihren dem Sinnenauge wohlgefälligen Umrissen. Unfehlbar wird dann Manches vernachläßigt, was die Welt anmuthig nennt, und sie spricht sachgemäß, es sey nicht von Welt. Kann aber das Leben nicht genug Fülle gewinnen, um in seiner Vergänglichkeit Werth zu behaupten, warum soll sich der Mensch in Kleines vertiefen, und darin seine Bedeutsamkeit suchen? Du sagst, es liege doch nahe, und schließe das Größere nicht aus, so wie das Irdische nicht den Himmel darüber; — gut dann, schließe die eine Ehe zwischen beyden, lebe und lasse leben, nur vergiß nicht über dem Einen das Andere, und verschiebe nicht die natürliche und

vernünftige Unterordnung alles Kleinen unter das Große!

Dieses Große tritt hervor in der Welt als Einfachheit. Wie der Putz dem Gefälligen angehört, so das Einfache dem Erhabenen. Um Rauhes zu vermeiden, sey die Zierde nicht ganz vernachlässigt, aber ihr Maaß in Verbindung mit dem Einfachen ist selten genau bestimmbar. Werden bey fortgesetzter Ausbildung der Sprache und Musik allmählig ihre rauheren Töne gemildert, dann auch in ausgebildeter Geselligkeit vielleicht die ursprünglichen Härten ihres einfachen Tones. Er klinge sonach mit lebendiger Stärke, rein und ohne Ueberladung künstlicher Mannichfaltigkeit. Das Schöne und Liebliche des Angesichts sey nicht Schminke, sondern Naturfarbe. Lieber weniger Röthe, als sie allein mit Bedeckung der charaktervollen Naturzüge des Antlitzes. Die Kunst des Scheines ist für sich unselbstständig, sie erhält ihre Bedeutung nur durch dasjenige, was sie zu erreichen sucht, und dem sie dienstbar ist, nämlich durch ein Wohlgefälliges wahrhafter Erscheinung.

Ich bringe mir, ungeachtet mancher Abneigung gegen Systeme, doch gern das Leben und

seine Verhältnisse in ein System. Theilen Sie also, Geliebter, die ganze Welt des Umgangs in Freunde, Bekannte, Fremde. Unter Freunden findet sich der Ton von selbst, sie sprechen über Alles, genießen eines freyen Umtausches ihrer Gedanken. Mit guten Bekannten spricht man über Vieles, nicht über Jedwedes, bey ihnen beginnt schon Verneinung, die aber keine Härten an sich tragen, sondern durch vorhandene gegenseitige harmonische Bejahung angenehm beschäftigen soll. Mit Fremden, sobald sie nicht in den Kreis der Bekannten eintreten, oder sich durch Namen und Persönlichkeit geltend machen, ist alles Sprechen überflüssig, man rede zu ihnen gar nicht. Nach unsern feineren Gewohnheitsitten spricht man mit Fremden zu viel, mit Bekannten zu nothdürftig, mit Freunden zu wenig; es entsteht ein Mittelmaaß des sogenannten guten Tones, der unter lauter Nichtigkeiten sich herumtreibt, und kein Merkzeichen wahres Sprechens besitzt, sondern nur des bloßen Geschwätzes. Letzteres scheint der Welt und dem Menschen ganz unnütz, weder freudegebend noch anmuthig, und sollte darum förmlich zu Grabe getragen

werden. Ich weiß wohl, was ich hiemit fodere, daß tausend Zungen verstummen, daß Schweigen die Gesellschaftsäle deckt und Stille den Klubbtisch, daß nur diejenigen außer Geschäften sich sehen, welche Lust an einander haben und sich vertrauen dürfen, daß ohne Bedenken gesellige Verbindungen aufgelöst werden, in denen das Zutrauen verschwand, daß anmaßende Geistlosigkeit und bewährte Tücke nur unter ihres Gleichen sich genießen; — aber ist dieses nicht besser, als das verborgne Böse des Ausforschens, der Stichelreden, des Klatschens, der Verläumdung? Leihe dein Ohr nicht dem Schwätzer, und hüte dein Wort vor dem Niederträchtigen!

Siebenter Brief.

November 1821.

Endlich ist das Reisen vorüber, und ich kann Ihnen wieder Briefe senden, woran mich, ungeachtet eines längeren Ausruhens in Lübeck, Geschäftangelegenheiten, Zerstreuungen, und das Wiedersehen lieber Verwandten und alter

Freunde hinderten. Wie mächtig auch dergleichen Wechsel von Gegenständen und Personen anregt, er betäubt zur Zeit des wirklichen Erlebens, und sein ruhiger Genuß kommt hinterher, nämlich der angenehm befriedigende Ueberblick des Gewesenen, das aufgefrischte und in einen Rahmen zusammengedrängte Bild der Erinnerung.

Was man doch Alles auf einer Reise durch Deutschland erfährt! Kaum habe ich Ihnen in meinem Maibriefe von der Unveränderlichkeit des Seyns geschrieben, so höre ich bald darauf unterweges von einer Lehre, welche viel Beyfall finden soll, und welche aus dem Absoluten heraus construirt, was sey, das sey vernünftig, also auch Recht, ein Bestehendes sey überall der Grund und das Maaß menschlicher Angelegenheiten, besonders in Staaten, und es gebe keine andre Legitimität, als diejenige, welche sich im Daseyn kund gebe, so daß Niemand an ein Werden, wohl gar an ein Werden nach Ideen, an Verbesserung oder Umgestaltung vorhandener Zustände vernünftiger Weise denken könne: Ja man fügt hinzu: die Auseinandersetzung dieser Lehre habe unter der Geburt Verwandlungen

erlitten, zuerst wären die Neapolitaner mit ihren Unruhen gekommen, das habe neue Kapitel hineingebracht, dann die Griechen, und Manches sey nun ihretwegen wieder umgestellt. Nebst Andern hätten Einige Staatmänner an dieser Philosophie Geschmack gewonnen, und ließen sich in die Grundsätze derselben mit Lust und Liebe einweihen.

Vortrefflich! Das goldene Zeitalter ist nahe, die Herrschenden werden, wie Plato will, zu Philosophen, und die Philosophen kommen nach oben mit ihren Grundsätzen! Hat man bisher in den glänzenden Kreisen der Höfe die Schulphilosophie vernachlässigt, hat man ihrem Absoluten vorgeworfen, es wolle die Welt umkehren, sey für das bürgerliche Leben und den Staat unbrauchbar, erzeuge Schwärmerey und Mystik, so trifft dies nicht mehr die frischgeborne Weltweisheit, deren Hofabsolutes Nichts umkehren wird, sondern Hand in Hand mit dem Leben und dem Staate wandelt, und gesetzt, aus der Tiefe der Untersuchung gestaltete sich bey Einzelnen etwas Schwärmerey und Mystik, so sind dies Hofschwärmerey und Hofmystik, die keinen Schaden bringen. Ich könnte

mir ausmalen, wie Alles, was bis dahin die Gedanken der Höflinge regierte, Rang, Formenandacht, ja selbst die ursprüngliche Lehre — das wichtige Negative — mit jeglicher Langenweile und Herkömmlichkeit, von nun an durch Spekulation philosophische Begründung erhalten müßte, obgleich es, wie andre Dinge auch, schon längst in der Wirklichkeit begründet gewesen, und nur nicht zur Erkenntniß seines Daseyns aus Begriffen der spekulativen Vernunft gelangt.

Sie werden staunen, mein Freund, über die wunderfame Nachricht, daß eine Wissenschaft, welche seit Kant ganz bürgerlich einhergeschritten und später einige jugendliche Redekühnheit und phantastischen Schmuck angenommen, nun mit einemmale hoffähig geworden sey, und wie Plato in Sicilien, hinreichend Verehrung genieße, um Orden, oder Patente, oder Gnadengeschenke, oder gar Anhörung ihrer Rathschläge zu erwarten. Ich wage ihr Lächeln in Worte umzudeuten, und spreche zu mir selbst: „Du hast als Pfleger der Wissenschaft das Werden angefochten, und das Seyn in Schutz genommen; jetzt bestätigt die Wissenschaft durch ihren

neuen Ausspruch das Seyn des Daseyns, durch ihr eigenes Schicksal das Werden desselben, und man könnte von ihr wegen jener Veränderung an ihr sagen, daß sie gar nicht sey, sondern nur im ironischen Spiele die verschiedensten Gestalten annehme." Was läßt sich zur Erklärung und Deutung dieses Schicksals beybringen? Wahrlich, die Philosophie macht nicht blos den Theologen, sondern auch den Philosophen Verdruß!

Ich wage dennoch Erklärung und eigne Rechtfertigung. Zuvörderst muß man merken: es giebt philosophische Systeme, das heißt, eine Kantische Philosophie, eine Fichtische Philosophie, und so weiter; es giebt aber auch eine Philosophie der Philosophie, das heißt, eine Enthüllung der Systeme, ihres Ein- und Ausganges, ihres Wollens und Vollbringens, für welche weniger annoch gethan ist, als für die Systeme selbst, und deren Wichtigkeit mir Jean Paul jüngst in Baireuth ans Herz legte. Nur ist diese Philosophie der Philosophie für sich schon schwer aufzufassen, und dann — in welcher Sprache soll man sie mittheilen? Ists die herkömmliche philosophische Sprache, so

zwischen ihm und dem Marquis Posa verlor er nie seine vornehme Ueberlegenheit, in allem Andern, was geschah, blieb ihm eine gewisse Größe, sie ließ ahnden, wie viel die Aufopferung oder bloße Abwesenheit aller Tugend und Familienliebe einen Despoten koste. Ich habe diese Darstellung sehr bewundert, und wie es dem Künstler fast gelang, die Haupttheilnahme am Schillerschen Stücke auf den König und sein Nichts hinzulenken.

Das Vergnügen schweigt bey voller Verneinung der Seele, die Freude ist ein farbigter Vogel, dessen Gesang verstummt, wenn er über farbloser Wüste flatternd stirbt und in sie niedersinkt. Wer deswegen die höchste Freude des Umgangs sucht und zu diesem Zweck mit Menschen verkehrt, der kann sie nur in der stärksten Bejahung finden, es muß verstattet seyn, allen Gedanken und Einfällen, ja selbst manchen Tollheiten freyen Lauf zu lassen, sich wechselseitig zu laden und zu entladen. Hierin, scheint mir, liegt das Glück der Studentenjahre, deren sich das spätere Alter mit Vorliebe erinnert, ohne doch die Außenseite sonderlich zu rühmen, oder sie wieder heranzuwünschen. Der Burschenton ist

weder ein guter, noch ein vornehmer, überhaupt nicht verneinend, eben darum aber des Lebens und Genießens voll. Jugend thut es hierin stets dem Alter zuvor, welches in seinen Verneinungen fortschreitet bis zur Verneinung des Lebens selbst. Den Alten dünken die Jungen lärmend, ungezogen, jene wünschen den Letzteren wenigstens einiges Maaß verneinender Sitte. Die Verneinung wird kommen, wenn die Kraft und Empfänglichkeit des Bejahens abnimmt. Und so könnte der am Rande menschlichen Umgangs neben dem Grabe Stehende vornehm genug mit Salomo ausrufen: es ist Alles eitel! das heißt: Eure Freuden und Belustigungen sind von mir längst durchgemacht, sie haben keinen guten Ton, ja ganz und gar keinen für mich; werdet also fein und gesittet, ihr Kinder, damit ihr euch auf den letzten Ton der Erde vorbereitet! —

Nur der Geist kann dem Geiste Neuheit gewähren, Langweiliges, Pedantisches, sinnlich Rohes verscheuchen, er ist der Stammhalter des erfreulichen Umgangs, und dessen ewige Jugend. Ihm zunächst tritt das natürliche Wohlwollen, das Herz, und Eins von beyden, Geist oder

Herz, muß uns zu unserm Nächsten ziehen, am besten thun es beyde mit einander. Wo der Geist herzlos die Herrschaft führt, jagt er sich selber zu Tode; wo das Herz ohne allen Geist sich genügen soll, entsteht große Eintönigkeit. Beyde Fälle sind Ausnahmen, das Gewöhnlichste bewegt sich im Mittelmaaß des Geistes und Herzens, und am häufigsten fehlt die Phantasie, um für Geist und Herz einen frischen Frühling zu treiben. Marmontel erzählt, in den Gesellschaftcirkeln der Madame Tencin sey für ihn zu viel Geist gewesen, jeder habe sich vorbereitet, seine Rolle zu spielen, und die Begierde darnach habe dem Gespräch seine natürliche Freyheit geraubt, man habe den Augenblick erwartet, sein Witzwort, seine Erzählung, seine Anekdote, seinen Spruch anzubringen, und oft sey die Gelegenheit dazu etwas weit hergeholt worden. Bey Herrn Necker hingegen gab es nicht genug Geist, es fehlte an Einfällen, treffenden Anspielungen, neuer Belebung, und die Frau beklagte sich darüber.

Als Gegenmittel wider Gedanken- und Wortebbe erfand man Gesellschaftspiele. Sie sollen aufregen, beschäftigen, die träge Zeit ausfüllen.

Sind es reine Geistesspiele, so muß schon viel Geist da seyn, um nicht in das Geistlose zu fallen, und der Geist würde ohnedem sich selber helfen; weswegen die Gabriele der Johanna Schopenhauer mit Ungunst solcher Unterhaltungen erwähnt. Sind es Spiele ohne Geist, so müssen sie zu thun geben, dabey Nichts oder wenig zu denken und zu sprechen; nur gewähren sie dann keine Aufregung. Wer deshalb diese vornämlich sucht, pflegt das Kartenspiel herabzusetzen, dessen mäßige Geistesbeschäftigung sonder Leidenschaft für Gewinn oder Verlust bloß wohlthätig abspannt und dennoch unterhält. Die Jugend liebt allgemein den Tanz, er reitzt den Sinn, bewegt und beschäftigt reichlich bey der vollkommensten Gedanken-Ebbe, und ist obendrein nur in Gesellschaft zu haben, daher bey jedem Eintritt in dieselbe wiederum neu.

Auch nähere Verhältnisse mit Weibern geben dem Negativen des Welttones Inhalt, und weil dieselben mit gehöriger Kunst bedeckt werden müssen, gefällt sich der Geist in seinen Umtrieben. Sie entlehnen aus Sittenverschlimmerung ihren vorzüglichsten Reitz, könnten sogar ohne dieselbe nicht bestehen, wenn auch die Tugend,

als ein ſtarkes Bejahende, in dem zierlichen Nein des höheren Umganges laut werden dürfte. Eben Boshaftes, Ueberliſtendes, Neckendes, Spottendes, ja ſelbſt Kränkendes, ertheilt Bewegung und unterhaltenden Wechſel.

Leute von beſonderem Rang und Anſehen beſitzen unter ſich geſellige Gleichheiten und jene durch Erziehung zur zweyten Natur gewordene Verneinung, welche den vornehmen, den Hofton, den Weltton im engeren Sinne ausmacht. Ihnen muß das Bürgerliche nachſtehen, weil es ihnen ungleich iſt, und in jener wunderlichen Dichtung Hofmanns vom Kater Murr warnt mit Recht ein Pudel den andern, Skaramuz den Ponto, vor dem Katerumgange, und als Ponto ihm verſichert, Murr ſey ein junger Mann von vieler Bildung und angenehmen Weſen, der ihn zuweilen ſehr beluſtige, erwiedert Skaramuz, er dürfe ſich wohl dann und wann einſam mit dem Kater unterhalten, aber ſolle ſich nicht einfallen laſſen ihn mitzubringen in eine Pudelaſſemblee, da dieſer nun und nimmermehr aſſembleefähig werden könne. Ausnahmen von ſolcher Anſicht wird das Leben zeigen, im Gan-

zen bleibt der Pudelgrundsatz herrschend, und die verständigen Kater sollen ihn wissen.

Das Bürgerliche durch Wohlstand und Bildung höheren Ständen näher Rückende hat unter sich wiederum eine Gleichheit, in welche einzutreten dem Hochgebornen oder in tieferen Kreisen Verweilenden selten gelingt. Weniger Verneinung zeigt der bürgerlich gebildete Umgang, als die große Welt, aber auch oft ein Beschränktes der Bejahung, ein übermäßiges Gewicht kleinlicher Bestrebungen und enger Gedanken. Wird er hievon frey, gleichsam von seiner eignen Erbsünde, so besitzt er manche Vorzüge vor dem verdünnten Daseyn über ihm, und der dicken Atmosphäre des Rohen unter ihm. Mir hat ein in solchen Umgebungen herrschender Ton immer der beste geschienen, vielleicht auch, weil ich ihn kennen zu lernen, die meiste Gelegenheit hatte, und ein Beyspiel dessen, was ich meyne, giebt ja der Kreis Woldemars. Er soll sich weder hinaufstimmen noch herabstimmen, sondern bloß er selber seyn. Leicht und häufig trifft man dergleichen nicht im Leben, große Städte zeigen oft nur wenige ihm ähnliche Cirkel, manchmal Einen oder Keinen.

den Bürgerstand, den Reichthum, die Armuth, den Charakter der Urheber. Verfahren wir doch, wie gesagt, in historischer Beurtheilung der Lehren eines bestimmten Zeitraums nicht Anders! Bouterwek hat neulich genauere Untersuchungen über die alexandrinische und neuplatonische Philosophie angestellt, weil ihm die bisherige Angabe ihres eigenthümlichen Wesens zu unbestimmt schien, (Gött. gel. Anz. 1821. St. 166. 167.) und indem er von ihr abweicht, theilt er die alexandrinischen Neuplatoniker in jüdische, christliche und Plotinische. Gut, jetzt stehen Sachen und Personen voran, das Judenthum, das Christenthum, und der bedeutsame Plotin, dem aber selber seine mystische Anschauung, sein Emanationssystem, samt der damit zusammenhängenden Geisterlehre aus alten orientalischen Lehren zugekommen. Warum sollen nun Systeme unsrer eigenen Zeit ohne Mutter und Vater, rein spekulativ und ohne Geschichte in die Welt treten? Das hinge mit dem großen die ganze französische Revolution beherrschenden Irrthum zusammen, als gäbe die Geschichte kein Maaß für das Geschehen des Augenblicks, als müßten Himmel und Erde neu wer-

den durch Worte und Begriffe, als seyen Sachen und Personen nur etwas Niedriges und Zufälliges, die reine Dialektik aber, das Hin- und Herweben der Gedanken aus Nichts und für Nichts, sey der allein gewaltige Weltgeist.

Im Gegentheil: Niemals lag das Wesen und der Werth philosophischer Lehrgebäude in bloßer Webekunst, etwa die griechischen Sophisten ausgenommen, welche Wahrheit und sich selber auslachten, nebenher aber doch im Dienst von Erdsachen standen, nämlich des Ruhms und des Eigennutzes. Sagt man vom Sokrates, er habe die Philosophie vom Himmel gerufen, so gilt dieser Spruch seiner Sache und seiner erhabnen Persönlichkeit, und man könnte eben so gut sagen: er habe die Philosophie ihrem himmlischen Erbtheil wieder entgegengeführt. Den Epikur leiteten sinnlicher Genuß und sinnliches Gut, den Stoiker die bedrängte Kraft für Ertragung einer schlechtgewordenen gesunkenen Zeit. Die Scholastik trieb sich herum zwischen dogmatischen Begriffen, an deren treuer Annahme die ewige Seligkeit und die Herrschaft über Gläubige hieng, die Encyclopädisten wurden bezaubert durch gefällige Klarheit des Sinnenle-

benz, in welchem Witz und leichte Gewandtheit den höheren Ernst der Gedanken verscheuchen und das wechselreiche Beysammenseyn der Gesellschaft in Hauptstädten zum wissenschaftlichen Werthe erheben. Die Menschen philosophirten und philosophiren, entweder um ihre persönliche Würde und feste Ueberzeugung zu retten, oder um mit gutem Gewissen zu genießen; sich irdischen Ruhm zu erwerben oder das Himmelreich; um Herrschaft zu vertheidigen oder zu bekämpfen; aus Nothwehr gegen Druck und Ungebühr, oder als Handlanger derselben; gegen oder für Verkehrtheiten und Tollheiten ihres Geschlechts, gegen gewisse Lebensverhältnisse oder für sie.

Geistreiche Männer deswegen, welche mit philosophischer Spekulation näher vertraut werden, kommen zu ihrer Philosophie mehr oder weniger durch Liebe, Haß, Verzweiflung, ja selbst durch diese alle mit einander. Sie gewahren das Unzulängliche der bloßen Begriffrechnung, und ergreifen darum ein Anderes, wogegen die Begriffe nichtig erscheinen, für dessen Entwickelung, Mittheilung, Vertheidigung, sie aber als Mittel dienen. Wesen und Wahr-

heit der Philoſophie wird dann nicht aus Begriffen geboren, ſondern die Begriffe weiſen darauf zurück, und machen ſich für ſie zu ſchaffen. Etwa wie jemand das irdiſche Leben gering ſchätzt, indem er doch lebt, oder Sinnengüter nicht hochachtet, obgleich er ſie gebraucht. Dieſes Andre vom Gemüth aus Liebe, Haß oder Verzweiflung Ergriffene iſt die Rauchſäule bey Tage und die Feuerſäule bey Nacht, der alle Gedanken durch die Wüſte nachziehen. Bey Sokrates war es die ſittliche Rechtſchaffenheit, im Gegenſatz mit Künſten der Sophiſten und früheren Naturſpekulationen, bey Plato war es die Wahrheit der Ideen im Unterſchiede mit wechſelnden Sinnenvorſtellungen, bey Spinoza war es die eiſerne Nothwendigkeit und Ergebung an ſie, gedacht als Subſtanz alles Seyns und Werdens, bey Jacobi war es das Bedürfniß des Glaubens an Vorſehung ſamt Einſicht ſpekulativer Unwiſſenheit; bey Hamann war lutheriſche Orthodoxie leitend, und Viele wußten ſogar einen Umgang mit der Geiſterwelt oder eine Annahme geheimer Naturkräfte ihren philoſophiſchen Heerzügen voranzuſtellen. Gleichwie aber oft die Mittel zum Zweck höher geachtet

werden, als der Zweck selber, z. B. im Geitze Geld und Gut höher als Wohlleben; so gab es auch Philosophen, welche aus Begriffen allein Wahrheit finden und ihr philosophisches Lehrgebäude aufführen wollten, wohin im Ganzen Aristoteles und seine Schule gehören, denen Verstand und Begriffzergliederung als ihre eigne Leuchte galten. Männer dieser Art entäußern sich möglichst der Liebe, des Hasses, der Verzweiflung, sie wollen gleichgültig über Ziel und Richtung ihres Weges die Wahrheit entdecken, sie unpartheyisch dafür anerkennen, und auf unwiderlegliche Art Andern beweisen. Gesetzt auch, das Letztere mislingt ihnen, nämlich ein Beweisen, welches andre Menschen überweist, so gewinnen sie doch für sich eine Ueberzeugung, bey welcher nur zu bezweifeln, ob sie im Begriffsystem ursprünglich gelegen, oder nicht vielmehr von Außen hineingekommen, und unbewußt den Begriffen ihre Richtung angewiesen. Wenigstens war ich vor einigen Tagen ganz überrascht, als mir in Reinholds Briefen über die Kantische Philosophie (gedruckt 1790) die Worte entgegentraten: „es hätten die vornehmsten griechischen Schulen entweder den wesentlichen Unter-

schied der beyden Bestandtheile des Vorstellungvermögens oder den wesentlichen Zusammenhang derselben verkannt." (S. 307.) Grade der nicht mehr trennende Unterschied und der nicht mehr mischende Zusammenhang werden über zwanzig Jahre später von demselben Schriftsteller als das wahre Verhältniß der reinen Erkenntniß zur empirischen angegeben. (Synonymik 1812.) Niemand hat aufrichtiger wie Reinhold das Ungenügende seines frühern Erforschens der Wahrheit aus bloßen Begriffen eingestanden, und mühsamer neue Methoden versucht, welcher Wechsel ihm sogar vorgeworfen worden, — und dennoch ist sein Aeltestes dem Neueren gar nicht unähnlich. Kann überhaupt jemand Etwas durchaus Neues finden, da seine Sache und Persönlichkeit immer stärker in das ganze Gedankenreich übergehen, und die alte Ueberzeugung immer mehr Kraft gewinnt, je länger man mit Begriffen ein architektonisches Ganze aufzuführen sucht? Ja es ließe sich fragen, ob nicht die Philosophen zu einer besondern Philosophie, nämlich ihrer eigenen, eben so gut vorausbestimmt wären, als nach Augustin die Christen zur Seligkeit?

Das gäbe freylich eine seltsame Philosophie der Philosophie, aber tauglich für die Erklärung des ruchtbar gewordenen Hofabsoluten. Hat irgend eine Schule lange mit der bloßen Dialektik Verkehr getrieben, und in ihr sich matt gerannt, so bedarf sie einer wahren Wirklichkeit und Macht, um wieder aufzuleben. Wahre Wirklichkeit und Macht bestreitet Niemand dem Hofe, der Umgebung einer höchsten Herrschergewalt. Also ließe sich denken, gleichwie ich Ihnen einst von der Naturphilosophie in religiöser Hinsicht bemerkte (Erste Sammlung Brief V., S. 134.), daß sie dem Pabstthum willig entgegenkomme, es könne eine ähnliche innerlich haltlose Philosophie sich der weltlichen Macht in die Arme werfen und von ihr vermuthlich eben so viel Gunst erfahren, als jene von der geistlichen. Es wäre dann gefunden, wofür und wozu die Spekulation geschäftig ist, nämlich eine Sache, und sie wäre vornehmer und entschiedner als ein unbestimmtes Bürgerthum oder hochfliegende phantastische Bilderjucht, mit denen wohl andere Nichtslehren ihre Blöße gedeckt. Ja man dürfte alsdann mitleidig auf das gemeine Bürgerliche samt dem dichterisch Phanta-

stischen herabblicken, und mit Stern und Bändern geziert sie von der Thüre weisen.

Der Geist unsrer Zeit äußert unstreitigen Einfluß auf solche Erscheinung. Von dem Suchen einer Philosophie ohne Beynamen, welche Richtung mit der französischen Revolution zusammenhieng, ist man nach Erlöschen der letzteren, und weil nur Spuk daraus entstanden, ziemlich umgekehrt, und verlangt gegenwärtig Beynamen, oder mit andern Worten, „die Philosophie soll sich taufen lassen." Jetzt kommen die Täufer, und nennen eine Lehre legitim, oder demokratisch, oder hierarchisch, oder mystisch, rationalistisch u. s. w., wo dann diese Namen mit der Sache manchmal ganz gut übereinstimmen, gleichwie der alte Shandy meynte, die Taufnamen der Menschen hätten nicht wenig von ihrem Charakter; wo aber doch oft der Name ein Unrichtiges ausdrückt, und vielleicht ein Gabriel Nichts von der Gabrielität an sich trägt. Mich dünkt, unsre neueren Namengebungen sind ziemlich in diesem Fall, und aus der vergeblichen Mühe, einer Sache ohne Namen nachzujagen, geräth man wohl in das entgegengesetzte Unheil, Namen ohne Sache zu verfolgen.

Ein berühmter Name solcher Art ist Legitimität, nicht gut deutsch zu übersetzen, so wenig wie der Gegenname; und durch die großen Ereignisse in Europa sind gegenwärtig Staatenbestand und Regierungweise Sache unserer Zeit, deren Gedanken lebhaft damit sich beschäftigen, und wofür sie ihre Richtung einschlagen. Name und Gegenname bezeichnen vielleicht im gewöhnlichsten Sinne zwey Lehren, deren eine den europäischen Zustand der Staaten vor der französischen Revolution oder noch früher ausschließend gut heißt, die andre aber dem in der Revolution Erstrebten oder Gewordenen ausschließend Beyfall zollt. In Frankreichs Ständeversammlung sehen wir die Partheygänger zur äußersten Rechten und Linken, sie führen offenen Krieg, und die Sonderung wie der Krieg scheinen anderwärts ebenfalls zu Hause, nur verdeckter und weniger ausgeschieden. Selbst in fremde Welttheile verbreitet sich der Zank, und bewirkt Unruhe, Leidenschaft, Mord und Krieg. Fast scheint keine Versöhnung zwischen beyden Partheyen möglich; denn selbst diejenigen, welche zu Paris im Centrum sitzen, hängen nach der Rechten oder nach der Linken, weshalb die Zeitungen von

einem rechten und linken Centrum reden, ohne zu bedenken, es sey dann kein Centrum mehr. Beginnen nun unsre philosophischen Systeme in Deutschland nach französischem Musterbilde ihren Platz zu wählen, so lohnt es der Mühe, diesen Begrif der Legitimität näher zu untersuchen.

Sie wissen, ich war nie Anhänger der französischen Revolution, etwa die Zeit der ersten Nationalversammlung ausgenommen, welche mit dem Bilde des öffentlichen Lebens und den ausgezeichneten Rednergaben meine Jugend anzog. Ich habe den Convent gehaßt, die Jacobiner verabscheut, habe das Direktorium gehaßt, vom ersten Consul Nichts erwartet, und den Kaiser Napoleon verwünscht. Eben so wenig sind Grundsätze von Volkssouveränetät und alle daraus hergeleiteten Lehren die meinigen, wovon die im Druck erschienene Politik und Rechtslehre hinreichend zeugen. Gehört also ein Misbilligen dieser Dinge und Grundsätze zur Legitimität, so bin ich Anhänger derselben, und zugleich Gegner der Demokratie, wie alle griechischen Philosophen und Geschichtschreiber, wie auch in späteren Zeiten die meisten über Staatverhält-

nisse nachdenkenden Männer. Ob ich aber deswegen zur äußersten Rechten mich schlage, möchte zu bezweifeln seyn.

Legitimität bedeutet nach dem einfachsten Wortsinn das Recht einer gesetzmäßigen Gewalt, in Monarchien monarchisch, in Republiken republikanisch. Leicht ist deswegen anzugeben, wo Legitimität anfängt und wo sie aufhört, sie fängt an mit jeder gerechten Herrschaft, sie hört auf mit ungerechter Willkühr, gleichwie denn überhaupt das Herrschen des Guten über das Schlechte im Platonischen Sinne Quell und Geburt aller wahren Herrschaft ist. Diese Legitimität besitzt der Erbfürst, besitzt die gewählte Magistratperson, beyde können aber derselben verlustig werden, sobald sie nämlich keine Gerechtigkeit, als das Siegel ihrer Würde, mehr üben. Ich darf frey hierüber reden, weil meines Erachtens die Europäischen Staaten gegenwärtig legitim regiert werden. Wo ist in ihnen willkührliche Nichtachtung des Rechts, der Gesetze, wo ist der Bürger ohne Schutz für Person und Eigenthum, wo gebietet über sein ganzes Daseyn die bloße Laune des Mächtigen ohne Schild und Wehr der Gerichthöfe? Einzelne Ausnahmen

sind glücklicher Weise keine Regel, sondern Gebrechen, denen alle menschlichen Dinge unterliegen, die zwar der Legitimität am eignen Leibe schaden, sie aber noch nicht umbrachten. Gleichergestalt entschieden fehlt allen asiatischen Regierungen Legitimität, weil in ihnen die Willkühr über dem Recht und den Gesetzen waltet, und es verschlägt Nichts, von welcher Familie der Machthaber stamme, oder ob er gewählt sey von seinen Anhängern, oder ob er einzelne Handlungen der Gerechtigkeit zufällig ausübe.

Beseitigen wir diesen einfachen Charakter der Legitimität, als einer gerechten nach Gesetzen wirkenden Gewalt, so kommen wir mit ihrem Begrif allemal ins Gedränge. Nicht das Herkommen allein oder Erbfolge geben sie, nicht der Gesamtwille des Volks überträgt sie, sondern sie ist und bleibt das Abbild der ewigen göttlichen Gerechtigkeit, und ist als solches von Gottes Gnaden. Wirklich pflegt der gesunde Menschenverstand die Ereignisse der Staatengeschichte nach dem angegebenen Standpunkte zu beurtheilen, und manchmal besser, als das scharfsinnigste politische System.

Sind Revolutionen legitim? Sie sind es

nie, sobald der gerechten, — mithin legitimen — Macht Einhalt geschieht; sie sind es immer, sobald eine ungerechte — mithin nicht legitime — Macht gebrochen wird. Ist die nach einer Revolution entstehende Regierung legitim? Ja, wenn Gerechtigkeit und weise Gesetze den besseren Zustand des Staates herbeyführen; nein, wenn von Gewalt zu Gewalt fortgeschritten wird und in unendlicher Gesetzgeberey die bloße Willkühr wohnt. Das Ende der Revolutionen lehrt ihren Anfang; was im ersten Ausbruch vielleicht legitim gewesen, kann gänzlich davon ausarten, und umgekehrt das zunächst nicht Legitime kann möglicher Weise eine Gestalt desselben mit der Zeit annehmen.

Nur daß Letzteres selten zu erwarten und meistens eine leere Hofnung phantastischer Schwärmer ist! Aller Machtgebrauch besitzt einen innern Hang, der Gerechtigkeit auszuweichen und das Willkührliche zu thun, ja es meynen sogar die Menschen, ohne willkührlichen Gebrauch habe der Besitz von Macht keinen Werth, und man möge ihn lieber ganz dahin geben. Ohngefähr wie im Innern des Gemüths der Hang zur Sünde allgemein ist, und Manche im Sün-

digen grade den Genuß des Lebens suchen. Ich halte das Ausarten der legitimen Herrschaft für das Erbübel der Staaten, für ein Werk des Teufels, welcher keine Legitimität will, nachdem er von der höchsten göttlichen abgefallen, für die Quelle aller Revolutionen und Staatenveränderungen, welche schon Machiavelli in seinen Bemerkungen über Livius trefflich bezeichnet. Das vernünftige Volkthum begehrt Nichts als Legitimität der Regierung, und will sich gegen wirklichen Mangel derselben oder bloße Furcht vor Ausartung schützen durch Gegengewichte der Macht, durch geschriebene Gesetze, durch Verfassungen, oder auch durch gewaltsame Abänderung, gleichsam eine neue Uebertragung der Herrschaft. Man pflegt die Vorfälle der Geschichte, welche hierauf sich beziehen, aus einem der Legitimität feindseligen Geiste zu erklären, da sie doch, wenn ihnen irgend etwas Vernünftiges beywohnt, lediglich für Herstellung oder Sicherung der Legitimität zu geschehen pflegen. Ist denn das Volkthum allemal vernünftig? Gewiß nicht, vielmehr täuscht es sich oft im Zweck, greift fehl in den Mitteln, macht verkehrte Gesetze und Verfassungen, ändert mit

Leidenschaft, befindet sich unter neu übertragner Herrschaft noch schlimmer. Aber hat nicht der Teufel, welcher stets für die Verminderung des Legitimen geschäftig war, Schuld an diesem Unheil? Ohne ihn wären ja die Staaten in ursprünglicher Legitimität geblieben!

So viel darf man einräumen: Gleichwie gegen die Erbsünde des innern Menschen Gebote Gottes und eine Predigt der Moral angewandt werden müssen, so gegen das Erbübel der Staaten, gegen Ausartung der Legitimität, Vorschriften der Gesetze, Einschränkung der Willkühr durch Verfassungen, ja in verzweifelten Fällen sogar Revolution. Helfen gleich diese Mittel nicht immer, vielleicht nie ganz, — es giebt keine andern.

Beurtheilen wir nach diesem Maaßstabe einige neuere Ereignisse der Europäischen Geschichte, in welcher das Erbübel nur im Einzelnen sich zeigte, nicht asiatisch durchweg das Legitime zerstörte, sondern uns die Hofnung übrig ließ.

Zuerst die französische Revolution. Ludwig XVI. war legitimer Erbfürst, regierte nach den herkömmlichen Gesetzen des Reichs, Freund der

Gerechtigkeit, selbst durch Beynamen des Erwünschten, des Wohlthätigen, gepriesen. Zeigten sich Verhältnisse zwischen Adel und drittem Stande, wodurch letzterer Willkührlichkeiten litt, sie waren nicht größer als unter Ludwigs Vorgängern, waren übersehen und genehm gehalten unter den frühern Regierungen, und dadurch freylich keineswegs legitim, doch nicht frisch geboren, nicht die Schuld des Königs und seines Regiments. Man fühlte nur grade die Misverhältnisse stärker und klagte mehr, gerieth dadurch zu Wünschen einer Abstellung der seit Jahrhunderten eingerissenen Uebel, außerdem waren die Finanzen in Unordnung und brauchten Hülfe, wiederum keine Sache von gestern, der Berathung fähig, aber nicht geeignet, die Legitimität des Königs zu vermindern, oder in Zweifel zu ziehen.

Mit dem Augenblick daher, als Volksaufstände, tobende Worte von der Rednerbühne die Würde des Königs antasteten, und grade hin darauf abzielten, die im Staate bestehende Macht zu stürzen, Revolution statt Reform einzuleiten, war die Legitimität beleidigt, und Ludwig XVI. hatte meines Erachtens das vollkommne Herr-

scherrecht, eine Versammlung der Art mit Gewalt zu sprengen und den Pariser Pöbel mit Bajonetten zu beruhigen. Er that es nicht bey den ersten Spuren, er konnte nicht mehr bey den späteren Vorfällen, und die Folgen sind bekannt; Frankreichs Revolution erhielt einen durchaus unrechtlichen, gegen Legitimität gerichteten Gang, selbst wenn weniger Blut geflossen und der Greuel des Königmordes nicht verübt wäre. Neckern trifft vielleicht der Vorwurf, worüber seine Tochter ihn rechtfertigen wollte, daß er die ersten Angriffe auf die königliche Legitimität nicht bedeutsam genug hielt, — was wir Späteren unstreitig besser können — und daß er seinen Schutzmitteln wider Ungebühr zu viel Wirksamkeit beylegte, obgleich die Partheyung des Hofes zum Theil diese Wirksamkeit lähmte. Bailly in seinem Werke gegen die Frau von Stael sucht zu erweisen, der Hof habe durch hartnäckige Anhänglichkeit an das System der Willkühr, durch fortwährende Versagung der billigsten Foderungen sein Schicksal verschuldet, da in seinen Maaßregeln keine Legitimität mehr vorhanden gewesen, sonach durch den ganz verzweifelten Zustand Frankreichs die Revolution gerechtfertigt, und

Gerechtigkeit, selbst durch Beynamen des Erwünschten, des Wohlthätigen, gepriesen. Zeigten sich Verhältnisse zwischen Adel und drittem Stande, wodurch letzterer Willkührlichkeiten litt, sie waren nicht größer als unter Ludwigs Vorgängern, waren übersehen und genehm gehalten unter den frühern Regierungen, und dadurch freylich keineswegs legitim, doch nicht frisch geboren, nicht die Schuld des Königs und seines Regiments. Man fühlte nur grade die Misverhältnisse stärker und klagte mehr, gerieth dadurch zu Wünschen einer Abstellung der seit Jahrhunderten eingerissenen Uebel, außerdem waren die Finanzen in Unordnung und brauchten Hülfe, wiederum keine Sache von gestern, der Berathung fähig, aber nicht geeignet, die Legitimität des Königs zu vermindern, oder in Zweifel zu ziehen.

Mit dem Augenblick daher, als Volkaufstände, tobende Worte von der Rednerbühne die Würde des Königs antasteten, und gradehin darauf abzielten, die im Staate bestehende Macht zu stürzen, Revolution statt Reform einzuleiten, war die Legitimität beleidigt, und Ludwig XVI. hatte meines Erachtens das vollkommne Herr-

scherrecht, eine Versammlung der Art mit Gewalt zu sprengen und den Pariser Pöbel mit Bajonetten zu beruhigen. Er that es nicht bey den ersten Spuren, er konnte nicht mehr bey den späteren Vorfällen, und die Folgen sind bekannt; Frankreichs Revolution erhielt einen durchaus unrechtlichen, gegen Legitimität gerichteten Gang, selbst wenn weniger Blut geflossen und der Greuel des Königmordes nicht verübt wäre. Neckern trifft vielleicht der Vorwurf, worüber seine Tochter ihn rechtfertigen wollte, daß er die ersten Angriffe auf die königliche Legitimität nicht bedeutsam genug hielt, — was wir Späteren unstreitig besser können — und daß er seinen Schutzmitteln wider Ungebühr zu viel Wirksamkeit beylegte, obgleich die Partheyung des Hofes zum Theil diese Wirksamkeit lähmte. Bailly in seinem Werke gegen die Frau von Stael sucht zu erweisen, der Hof habe durch hartnäckige Anhänglichkeit an das System der Willkühr, durch fortwährende Versagung der billigsten Foderungen sein Schicksal verschuldet, da in seinen Maaßregeln keine Legitimität mehr vorhanden gewesen, sonach durch den ganz verzweifelten Zustand Frankreichs die Revolution gerechtfertigt, und

selbst die Greuel als Nothhülfe gewissermaßen entschuldigt worden. Ich kann Bailly nicht beystimmen, wie viel Wahres er auch vorbringt, und wie treffend er auch die Verstocktheit der Anhänger einer willkührlichen Gewalt schildert. Sachgemäß genug erkannten die übrigen Mächte von Europa, in Frankreich sey ein Krieg gegen Legitimität ausgebrochen, und sie wollten durch Krieg dem Uebel begegnen, wo nun über Form und Mittel hinterher allerley vorgebracht werden kann, was jedoch den Charakter französischer Revolution nicht ändert.

Wir sehen vielmehr diesen Charakter unter allen späteren Veränderungen und Ereignissen sich gleich bleiben; wohin die Revolution mit ihren Siegen reicht, zerstört sie das Legitime, setzt die Willkühr auf den Thron, macht papierne Constitutionen, die kein Convent, kein Direktorium, kein Bürgergeneral achtet, und es scheint, der Teufel habe unter den schönen und nach ihrem richtigen Sinn legitimen Worten von Freyheit und Gleichheit eine gleißnerische Larve gefunden, um damit alle Welt zu bethören und selbst den Verstand der Verständigen zu verwirren. Man erwäge die Geschichte jener Tage,

die auffallende Verruchtheit diplomatischer Verhandlungen, welche doch nie im Ruf strenger Redlichkeit gestanden, die Verwilderung der Sitten, den allgemeinen Druck, der auf den Völkern lastete, jene Unverschämtheit, womit die Demokraten Rechte und Formen geringschätzten, über Leben und Eigenthum asiatisch entschieden, ihrer Habsucht oder Rache fröhnend — und mein Urtheil muß gerecht dünken. Merkwürdig, daß unter den vielen Emporkömmlingen der französischen Revolution, mit sehr wenigen Ausnahmen, Keiner viel besser ist als der Andre, nur etwa witziger, schlauer, feiner, versteckter, sonst von demselben Geiste des Verderbens ergriffen.

Gegen solches Neuwesen erscheint die Legitimität der früheren Zeit, obgleich mit Erbsünde behaftet, im glänzenden Licht. Hatte sie auch eine begünstigte Aristokratie zur Seite, lästig und hemmend bey den Fortschritten europäischer Cultur, das war ein geringes Uebel gegen jenes unbändige tolle Treiben der Demokratie. Und in Frankreich führte dann die Noth des nicht legitimen Zustandes jenen Mann herbey, der mit

seinen Thaten und seinem Ende die Welt in Erstaunen gesetzt hat.

Wohl nie brachten glücklichere Umstände einen Menschen zur Herrschaft, als den Consul Bonaparte. Seine ersten Bestrebungen verherrlichte Sieg und äußere Sicherheit des Reiches. Ihm war in die Hand gelegt, das asiatisch Wilde der Revolution zur europäischen Legitimität zurückzuführen, und er konnte dieses ohne allerley Erbsünden der alten Zeit, welche im Revolutionkampfe verschwunden. Gerechtigkeit und bürgerliche Gesetze herzustellen, war seine Aufgabe, das Geräusch der Waffen und die bloße Gewalt in das stille Walten des Friedens umzuwandeln. Selbst die rasch gefertigte Verfassung gab ihm hinreichendes Uebergewicht, um in den Schranken gemäßigter Herrschaft ohne Zwang sich zu bewegen. War er denn legitimer Regent? Er war es im Gegensatz mit der Revolutionwillkühr, im Einklang mit demjenigen, was er zu thun hatte, und wenn er es that, mußte mit jeder Woche, mit jedem Tage seine Legitimität zunehmen. Er trat nicht auf als Erbfürst, aber die alte Familie war längst vom Throne verdrängt, er zerstreute gewalt-

sam die Räthe, aber Macht weicht nur der Macht, und so wenig in der Uebertragung durch eine vorausgesetzte Volkssouveränität, als in der Anerkennung auswärtiger Staaten lag das Legitime seines Berufs, obgleich Frankreichs hoffende Meynung und die Friedensverträge mit dem übrigen Europa das Bestehen der Regierung gewiß sicherten.

Einiges nun that Napoleon für den rechten Zweck. Die Wiederkehr der Ausgewanderten, die Abfassung eines bürgerlichen Gesetzbuches, die Ordnung in den Verwaltungzweigen, die Einrichtung kirchlicher Angelegenheiten bleiben sein Verdienst. Jedoch unbändige Willkühr brach hervor aus seiner Seele, Constitutionen wurden abgeändert, bis der Kaiser da stand, Nepotismus leitete diesen, der Eitle strebte, statt nach Legitimität seiner Regierung, nach Gründung einer neuen Dynastie. Gleichsam als ob er das innerlich Verwerfliche seines Ziels gewahre, suchte er Hülfe für sich in Verfolgung der alten Regentenfamilie, im Morde des Herzogs von Enghien, in der Einführung ehemaliger Hofgebräuche, in Familienstammbäumen, in der Schöpfung eines neuen privile-

girten Adels, im Gebrauch unwürdiger und unrechtlicher Polizey, in Krönung durch den Pabst, in Strenge und Glanz kriegerischer Unterwürfigkeit. Es drängten sich neue Gesetze und Verordnungen, den Mangel des innern gerechten Maaßes beweisend. Im Verhältnisse zu den übrigen europäischen Staaten erschienen Willkühr und Uebermuth der bloßen Macht am deutlichsten, schufen stets neue Kriege, denen kein Friedenschluß abhalf, und zeigten bei steigendem Glück immer entschiedner den asiatischen Eroberer. Weil hiegegen zum Heil der Menschheit die alte europäische Legitimität noch Kraft und Einigkeit genug besaß, stürzte das ganze über den Grundlagen französischer Revolution aufgeführte Gebäude des Kaiserthums zusammen.

Mein Urtheil also geht dahin; Napoleon, dem bey Antritt der Alleinherrschaft trotz seiner Gewaltschritte zur Besitznahme, dennoch eine gewisse Legitimität wegen damaliger Umstände zugeschrieben werden konnte, der aber dieselbe nach ihrer vollsten Bedeutung erst zu erwerben hatte, war zur Zeit seiner Abdankung aller legitimen Ansprüche beraubt, was auch die Ansicht der europäischen Mächte gewesen zu seyn scheint,

indem sie dem früher Anerkannten jetzt die Anerkennung versagten. Ihm geschah Recht, wie sehr auch die Freunde des Kaiserhofes, die Theilnehmer seines Glanzes, und vielleicht die Gefühle der meisten durch Sieg und Eroberungen trunkenen Franzosen beleidigt seyn mochten.

Oft entstand bey mir in den Tagen Bonapartischer Kriegberichte, Dekrete, Einverleibungen und Kronenvertheilungen der lebhafte Wunsch: Möchte doch dieser Corse in Asien oder Afrika herrschen, damit ihm der Segen des Gerechten zu Theil werde! Dort, in nächtlicher Willkühr, wo die Legitimität noch keine Stralen geworfen, hätte er, als der einzig Legitime, Sonnenaufgang verkündet. Dazu machte ihn die bloße Kenntniß der Europäischen Regierungsformen fähig, dazu seine rastlose Thätigkeit, dazu sein Begrif von Ackerbau und Fabrikfleiß, von Justizverfassung, von Wissenschaft, ja selbst seine Härte und Polizeyliebe. Ein Barbar wäre er nicht gescholten, selbst nicht von den Türken bey Jaffa, ein Rechtgläubiger des Korans wäre er gewesen, seine Gesetze hätten Kraft erlangt gleich den Worten des Propheten, zum Erobern und Verwalten hätte es ihm nie an

Raum gemangelt. Ich irre vielleicht wenig, daß dieses Bild des Orients ihm einst in Egypten vorschwebte, bis bekannte Umstände ihn wieder ins Abendland riefen. Wenigstens hätte er nicht zu schaffen gehabt mit deutschen Schriftstellern und deutschen Universitäten, überhaupt nicht mit deutschem Geist, welchen auszutreiben er in einem Briefe an seinen Bruder Ludwig als den ersten Zweck seiner Politik angiebt.

Es ruhe der Todte; sein Nachfolger, Ludwig XVIII., herrscht jetzt als legitimer Monarch Frankreichs. Warum? Weil Ordnung und Ruhe, Gesetz und Gerechtigkeit gehandhabt werden und eine Verfassung da ist zum Schutz gegen Willkühr. Nach dem Begrif der früheren Zeit müßte man muthmaßlich Ludwigs Legitimität bloß in der Abstammung aus dem Hause Bourbon suchen. Allein dieser Begrif ist zu enge, reicht nicht aus für alle Vorfälle der Geschichte, gewinnt erst feste Haltung durch andre Grundlagen. Außerdem ist entschieden genug — was auch in der gleichförmigen Gesinnung der Völker sich offenbart: der aus alter Regentenfamilie stammende Fürst, an welchen sich Erinnerungen des Guten und Gesetzmäßigen knüpfen, erweckt

ein günstiges Vorurtheil für Gerechtigkeit seiner Regierung, und niemand kann ihm diese Erbschaft rauben, wenn nicht Handlungen ihn derselben verlustig erklären. Mögen deswegen die Glieder linker Seite der französischen Ständeversammlung manche Maaßregeln des Ministeriums bekämpfen, die königliche Würde darf kein Angriff schmälern, er wäre stets widerrechtliche Empörung gegen legitime Gewalt, strafbare Bündlersucht gegen das Wohl des Staates. Reste vom Sauerteige der Revolution verwirren in Frankreich noch einige Köpfe, führen dadurch zu verbrecherischen Entwürfen und Thaten, und fallen den Criminalgesetzen anheim, nach welchen die Schuldigen gerichtet worden.

Sie können mich also im Vergleich mit den Anhängern und Lobrednern der französischen Revolution oder den Bonapartisten für einen tüchtigen Aristokraten halten, da selbst Hr. von Haller seinen Königen und Fürsten die Pflicht auferlegt, ihre Gewalt nicht zu misbrauchen, und wenn sie es thun, ihnen Volkaufstand und Unglück weissagt. Aber was sind die Begebenheiten in Spanien? Herrscht nicht in ihnen dieselbe verwerfliche Richtung der französischen De-

mokratie? Nicht so ganz, die Umstände scheinen ungleich. Ferdinand VII. war vor den Ereignissen von Bayonne legitimer Monarch, und ward von seinem Reiche dafür anerkannt. Gab es Fehler und Gebrechen des bürgerlichen Zustandes, der Gesetze, sie waren nicht größer, als seit Jahrhunderten, waren Erbfehler, und die Prediger in der Wüste hatten ihre Stimme noch nicht erhoben. Als daher durch angeregten Zank zwischen Vater und Sohn beyde endlich der Macht entsagen, und ein Napoleonischer König auftritt, fühlt jeder Spanier die Erschütterung der Legitimität, Spaniens größter Theil hängt an der alten Familie, Andre jedoch glauben, bey dem Verschwinden des Alten gebühre der neuen Macht ihr Recht, zumal wenn sie den Erbfehlern des spanischen Zustandes begegne. Wirklich mußte die Beurtheilung in große Zweifel verwickelt werden. Streng genommen konnte zwar die abtretende Regentenfamilie ihre Legitimität keinem Napoleon übertragen, Joseph konnte sie eben so wenig von seinem Bruder zum Geschenk nehmen; aber wer mochte Ferdinanden oder seinen Vater zwingen zu regieren, wenn sie nicht wollten, oder ihnen gehorchen, wenn

sie nicht weiter befahlen? Nationalgefühl und Abneigung gegen fremde Willkühr entschieden im Ganzen für die Bourbonen, und es begann der große Kampf. Er ward für die alte Legitimität geführt, allein das Bedürfniß der Kraftvereinigung, die zusammentretenden Cortes, der theilweise Untergang alter mit Spaniens Monarchie verwachsener Institute, der Inquisition, der Klöster, der Vorrechte des Adels, entwickelten so viel neue Dinge, daß ein bloß Gewesenes nicht mehr für das wirkliche Leben paßte. Durch Gefahr, Aufopferungen, große Anstrengungen, werden die Gedanken der Menschen verändert, und sie erblicken Recht und Unrecht, man möchte sagen, in Morgenbeleuchtung statt des früheren Abendlichts. Nun kehrt Ferdinand zurück, unstreitig mit alter Legitimität, aber zugleich neu befestigt durch Alles, was man für ihn gethan, und für eine neu gewordene Lage des Reichs. Diese will man sichern gegen wohlbekannte Anhänger despotischer Willkühr, und bildet eine Constitution, welche die Gemüther einigen, dem Legitimen für das daseyende Leben eine entsprechende Haltung ertheilen soll.

Ich will dieser spanischen Verfassungurkunde

keine Lobrede halten, noch viel weniger sie als Muster für andre Umstände und Staaten gelten lassen, denn sie ist offenbar ein Kind der Besorgniß, ein Werk der gebrochenen und aus ihren Fugen gerissenen Zeit; auf der einen Seite stark die höchste Macht beschränkend, auf der andern in religiöser Beziehung wenig Freyheit der Gläubigen gewährend, dadurch in einem Widerspruch mit sich selbst befangen. Ferdinand konnte seine Zustimmung verweigern; gab er sie, so heiligte er durch seine alte Legitimität die neue. Ferdinand beschwört ihre Grundlagen, (11. Mai 1814.) aber bald kommen Verhaftungen, die Inquisition wird hergestellt, Jesuiten werden wieder eingeführt, und diese wirken mit frischer Kraft und einer unserm Jahrhundert unbekannten Härte, es bildet sich der Gegensatz zwischen Liberalen und Servilen, von denen jene das Neugewordne Constitutionelle, diese das reine Alte ohne Zusatz und mit furchtbarer Heftigkeit verfolgen. Ein vollkommenes Schreckensystem tritt ein, denn es gilt für diesen Namen wohl gleich, ob Jacobiner oder Emigranten dasselbe in Ausübung bringen; der bloßen Willkühr einziger Bundesgenosse ist allemal der Schrecken.

Wie mögen rechtlich denkende Männer in Frankreich zur Jacobinerzeit sich nach Legitimität gesehnt haben, und in Spanien zur Zeit eines Elio! Ob man die Opfer des Blutgerüstes Aristokraten schalt oder Demokraten, ob geweihte Kuttenträger das Todesloos bestimmten, oder tolle Spießgesellen der Freyheitmütze, genug, wenn mit dem Leben gewürfelt wurde! Da ist auch kein Aufhören des Unheils durch sich selbst denkbar, denn die Phantasie der Blutgewohnten ist in ewiger Steigerung begriffen, und sieht und träumt nur Verschwörungen. Am Ende können einzig und allein Verschwörungen helfen. Quiroga und sein Heer erheben die Stimme, sie hallt wieder in ganz Spanien, mit unglaublicher Schnelligkeit wird das Werk der Revolution vollbracht. Wofür und wozu? Für Herstellung der Legitimität, zur Wiederbringung eines gesetzlichen Rechtszustandes, zur Vernichtung grausender Willkühr.

Daß grade diese Umwälzung vom bewafneten Heere ausgegangen, widerstreitet den gewöhnlichen gut genug begründeten Begriffen von militärischer Zucht und Abhängigkeit, und dürfte nie als Regel oder Muster für Staaten

gelten. Aber außerordentliche Umstände verlangen außerordentliche Hülfe, führen sie herbey. Wenn ferner nach diesen geschehenen Dingen die Cortes und die meisten Gemüther Spaniens voll Besorgniß und Eifersucht das Errungene bewachen, wer darf sie dessen anklagen? Schwebt darum jener Berichterstatter aus Madrid, der von seinen deutschen Zeitungslesern zuletzt Abschied nahm, stets in banger Furcht, er hat nicht Unrecht; denn, wie gesagt, das Ende der Revolutionen muß den Anfang lehren. Was dieser Anfang in Spanien gewesen, wissen wir, das Ende scheint noch nicht gekommen, und wir wollen es erwarten. Dennoch meyne ich, der bisherige Gang des Neugeworbenen sey nicht mit der französischen Revolution gleichzustellen, und veranlasse uns nicht, die Bedenklichkeit über Gebühr auszudehnen.

Ein Aehnliches gilt von Portugall, wo die Entfernung des legitimen Oberhaupts in fremdem Welttheil, das Gefühl beleidigter Nationalehre, das nachbarliche Beyspiel, und mehr die Jämmerlichkeit als die vollkommene Unrechtlichkeit des gesamten Zustandes zur Umwälzung führten. Man hat sich eingelassen in einen

Kampf mit Erbübeln, man will die Legitimität von ihnen befreyen, und das Bestreben ist nicht verdammlich, so lange man sich selber vor Sünden hütet, und vom Wege der Gerechtigkeit nicht abkommt.

Fragen Sie nach Neapel und Piemont? Die Sache ist schwer zu entscheiden, weil ihre Grundbeschaffenheit im Dunkel liegt. Eine alte legitime Regierung war nach den Stürmen der französischen Revolution wiedergekehrt, vielleicht auch Erbfehler derselben, aber meines Wissens in keiner schreienden Gestalt, nicht wie in Spanien, mit Inquisition über Gräbern und Leichen. Das Regiment bewegte sich im Gleise des herkömmlichen bürgerlichen Rechts, und wenn gleich in hierarchischen Engen, — Italien war ja die Wiege der Hierarchie und der Sinn des Italieners solchen Dingen gewogen! Mir scheint, es sey durch die Franzosen das Bild italischen Glanzes, und der Volkeinheit vor die Seele vieler Einzelnen getreten, welche dann in Sekten sich verbrüdert und schon die letzten Unternehmungen Murats unterstützt hatten. Ich will das Bild weder verzerren noch verdammen, inzwischen sind bloßer Ruhm und Glanz keine

Grundlage des Legitimen, sie dienen eben so leicht dem Willkührlichen und Ungerechten. Bonaparte schmückte mit ihnen seine wilde Gewalt und hatte das französische Volk ganz darin gefangen. Dergleichen Gefangenschaft fehlt dem italischen Volk, und weder Reden noch Bewaffnungen können dieselbe hervorbringen. Wirkte darum nicht einmal dieses Scheinbild des Ruhms mit seiner ihm möglichen Kraft, so noch viel weniger das erhabenste Bild der Gerechtigkeit, für welches alle Opfer darzubringen der Italiener nicht Willkühr und Schrecken genug erfahren. Das Ganze glich einem Schauspiel, welches wenige Leidenschaftliche und Erhitzte dem staunenden gleichgültigen Volk aufführten, und dessen Störung kaum eine Spur seines Daseyns hinterließ.

Und so schiffen wir hinüber zu jenen griechischen Gefilden, deren alte Geschichte unsre Jugendjahre anregte, und deren neue Geschichte die Theilnahme von Europa auffodert. Mit Neapel und Sicilien sey das aufgestandene Griechenland nicht vergleichbar, haben schon Andre sachgemäß bemerkt, weil es nämlich türkisch asiatisch regiert wurde, das heißt, ohne Legiti-

mität. Wo rein despotische Willkühr waltet, sind Revolutionversuche legitim, gesetzt auch, sie brächten Nichts Besseres, und eine Nichtswürdigkeit verdränge die andre. — Werthlose Dinge haben gemeinschaftlichen Unwerth. Allein die Sache der Griechen ist offenbar Erwerbung eines sicheren Rechtszustandes, einer Legitimität der Regierung im Europäischen Sinne, deren Segen Viele von ihnen in Deutschland und anderswo kennen gelernt. Sie wollen keine Rajas — das heißt nach Hrn. von Hammer Vieh, Heerde — bleiben und sich nach Belieben scheren und schlachten lassen. Mag deswegen die ottomannische Pforte noch so sehr die Wohlthaten rühmen, welche sie ihren Rajas erwiesen, hätte sie sogar manchen blutsaugenden Pascha mit der seidnen Schnur bestraft, nimmer wäre sie doch des erhabenen Namens der Legitimität würdig, ja die Anwendung desselben auf türkisches Regiment müßte als baarer Spott gelten. Gern will ich dabei einräumen, daß nicht die Mainotten und Sulioten alle, bisher dem unsichersten Zustande der Rechtslosigkeit und eigener Wildheit preisgegeben, ihren erhabenen Zweck begreifen, sondern asiatisch von einer

Willkühr in die andre sich hineinträumen, daß daher Europäer, deren Geist zur Hülfe entflammt wird, ein phantastisches Bild im Herzen tragen, und auf den griechischen Fluren anlangend, mit Schrecken die Unähnlichkeit des Wirklichen gewahren. Aber wird dadurch die Sache der Griechen umgestellt, oder darf man deswegen Gerechtsame der würgenden Muselmänner anerkennen?

Um nun mein Kannegießern abzubrechen, erinnre ich Sie an Holbergs politischen Kannegießer, der von jeher mit einem Waidspruch in seine Gesellschaft trat: „Türkenblut muß fließen." Der Mann lebte vor der französischen Revolution, und war bey ihrem Ausbruch entweder schon gestorben, oder sehr alt, wußte nichts von Jacobinern, Carbonari und deren Lehrsätzen, hätte sie auch sicher verdammt, als ächt legitimer Bürger von altem Schrot und Korn; dennoch kann er die Türken nicht leiden. Wir sehen darin seine gute Europäische Natur, und gewiß war er auch Christ genug, um den halben Mond gründlich zu hassen. Wer es ihm heut zu Tage darin gleich thut, scheint keinen Vorwurf zu verdienen. Inzwischen giebt seine

Gesinnung mir Anlaß zu ein Paar allgemeinen politischen Bemerkungen.

Jede legitime Regierung genießt das natürliche Vertrauen der Unterthanen, und darf selber hierauf vertrauen. So lange sie ihrem Europäischen Charakter nicht untreu wird, und keine Asiatischen Züge blicken läßt, — was ich für den Grundfehler des Napoleonischen Regiments halte, — ist ihr der Haß gegen Türken nur ein Beweis der Liebe des Volks. Im entgegengesetzten Fall kommen Bedenklichkeiten, ob nicht die Unterthanen einmal meynen werden, sie seyen Rajas, und dadurch das alte wohlbekannte Vertrauen verlieren. Ihnen selber ist dann nicht zu trauen, ungeachtet aller Wohlthaten, womit man sie väterlich überschüttet. Steigt dieses wechselseitige Mistrauen, wo ist die Gränze? Es werden, wie bey Argwohn und Mistrauen allemal unter Menschen, die unschuldigsten Handlungen von beyden Seiten übel gedeutet und Worte bemühn sich vergebens, den Bruch auszugleichen. Selbst Verfassungurkunden und geschriebene Gesetze helfen dann nicht mehr aus, und ich habe in meiner Politik (S. 118. fg.) hiernach den verschiedenen Erfolg der französischen Revolu-

tion und des hundert Jahre früheren brittischen Grundvertrages beurtheilt. Constitutionen zu machen und zu geben, wenn sie ohne alles Vertrauen empfangen werden, ist eine unnütze Qual. Allein warum sich des Vertrauens berauben, da es dem Menschen natürlich ist, warum die Natur zur Widernatur umzwängen?

Man nehme Folgendes. Zum Wesen der Legitimität gehört eine gute Justizverfassung. Nun ist vielleicht die neuere Europäische in ihrer krausen römisch germanischen oder fränkischen Gestalt nicht allenthalben die beste, worüber von manchen Rechtskundigen Klagen erhoben worden. Indessen genießt sie doch im Allgemeinen des Zutrauens, selbst bey denen, die Nichts davon verstehen, und es knüpfen sich daran so viel Begriffe des gesamten Staatenwohls, daß Niemand Anders als auf dem Justizwege behandelt seyn will, und jeder nur dann über verweigerte Gerechtigkeit klagt, sobald er glaubt, dieser Weg sey umgangen worden. Kein Mensch zweifelt an Legitimität der Gerichthöfe, sondern betrachtet sie als sichtbares Bild der waltenden Gerechtigkeit. In Asien ist dies Anders, die Gerichte

haben kein Zutrauen, und werden aus begreiflichen Urſachen gemieden und gefürchtet.

Auf der andern Seite giebt es in Europäiſchen Staaten, theils als nothwendige Quelle der Einkünfte, theils als Mittel der Belebung des inländiſchen Kunſtfleißes, alſo als Wohlthat für die Unterthanen, Zollgeſetze für Einfuhr und Ausfuhr der Waaren. Niemand zieht vielleicht die Gerechtigkeit ſolcher Anordnungen überhaupt in Zweifel, aber wenn ſie ins Leben treten, herrſcht in Bezug auf ſie ein gegenſeitiges unüberwindliches Mistrauen. Der Unterthan meynt, dieſe Geſetze ſeyen zu ſeiner Plage und Laſt erfunden, erwartet ſchon im Voraus davon Schlimmes, und ſucht ſich ihrer Anwendung zu entziehen; die geſetzgebende Macht ihrerſeits vermuthet dergleichen Geſinnung, und umgiebt die aufgeſtellte Regel mit einer Menge drückender Formen, wodurch ein Verhältniß des Krieges und der Liſt ins Daſeyn gerufen wird, welches ſeine Quelle darin hat, daß keiner der in Berührung kommenden Theile meynt, es werde legitim verfahren. Höchſt nachtheilig iſt die Gewohnheit einer ſolchen Vorausſetzung ſchon für den Gewerbverkehr, nachtheiliger noch für das

gesamte Staatleben, und den ächten Begrif der Legitimität allmählig ganz aus den Gedanken der Menschen entfernend.

Im Gegentheil halte ich es für die Aufgabe aller Politik, diesen Begrif stets den Bürgern nahe zu legen, zu veranschaulichen, und ihn, wo möglich, mit Händen greifen zu lassen. Hiezu sind Constitutionen und öffentliche Verhandlungen ein vortreffliches Mittel; denn sie geben der Gesetzgebung und Verwaltung des Staats einen Leib, den selbst die blödesten Augen wahrnehmen. Glaubt nicht, es würden dadurch alle Gesetze weiser, alle Verwaltungen tadelloser, aber was ist, kommt jedem zur Kenntniß, und er braucht darüber keine Voraussetzungen und Nachtbilder zu träumen. Auch wird eine legitime Regierung nicht erst legitim durch Staatverfassung, sondern daß sie es sey, tritt ans Tageslicht, und öffentlich ihren Gang fortsetzend, bewährt sie dies Gläubigen und Ungläubigen, hebt die Zweifel, verdrängt die Meynungen des Gegentheils, braucht weder Philosophie noch überhaupt Spekulation und Wort zu fürchten. Asiatische Regierungen können von diesem Mittel keinen Gebrauch machen, weil sie den

Rajas verbergen müssen, wie wenig legitim sie sind, daher sie besser in das Dunkel des Serails und geheimer Befehle oder Berathungen sich zurückziehen.

Europa hingegen hat keinen gefährlicheren Feind der Legitimität, als den Enthusiasmus der Niederträchtigkeit. Ich wähle dieses Wort, weil es kein besseres giebt, um die Gesinnung zu bezeichnen, welche, ohne durch Eigennutz geleitet zu werden — sonst wäre sie beynah tugendhaft — mit reiner Lust an allem Schlechten, Gemeinen, Ungerechten und Boshaften, dieses befördert und schirmet. Während der französischen Revolution haben solche Enthusiasten allen Druck der Franken gutgeheißen, sind warme Anhänger Napoleons geworden und geblieben, haben sich über die Schmach Deutschlands gefreut, und bedauern gegenwärtig nichts lebhafter, als daß die hohe Polizey verschwunden, mit welcher noch Freundschaft zu schließen gewesen. Wo irgend ein willkührlicher Machtgebrauch kund wird, diese Leute suchen ihn auf, gleich jenen Marokkanern, welche nach mühseligen Tagereisen sich dem Kaiser vorstellen, und um die Ehre bitten, daß er ihnen den Kopf abschlage;

unter Robespierre würden sie Aristokraten aufspüren, in Spanien der Inquisition als Häscher dienen, in der Türkey die versteckten Griechen zur Niederfäbelung hervorziehen. Schenkt ihnen die Macht Gehör, so ist von Staatverfassung keine Rede, sogar werden türkische Rechtspflege und türkisches Regiment als nicht unzweckmäßig gepriesen. Ja der Eifer geht vielleicht so weit, überhaupt die rechtschaffenen Leute alle als Gegner der Legitimität in Verdacht zu bringen, indem diese dem eiteln Nichts der Gerechtigkeit huldigen, und deshalb mit lauter Thorheit ihren Kopf angefüllt haben! Gefahr ist nahe, lautet das Feldgeschrey, wir wollen euch dagegen schützen durch unsern Schild der Niederträchtigkeit, und durch unser festes Antlitz, welches vor keiner Schande erröthet!

O ihr Asiaten und Marokkaner! Wäre keine Erbsünde in der Welt, ihr wäret nicht da, oder fändet keinen Zweck eures Daseyns, nun aber will euch der Teufel gebrauchen, um Unkraut unter den Waizen zu säen. Euch richtet ein Tag der Erndte!

Zweifeln Sie etwa, mein Freund, ob es einen Enthusiasmus wie den geschilderten gebe,

oder geben könne — schauen Sie umher in der Welt und in Büchern, Ihr Auge entdeckt gewiß Spuren. Sind auch Virtuosen desselben selten, der Stümper giebt es desto mehr. Judas Ischarioth ist ein solcher Stümper, er verräth den Herrn um Silberlinge, und erhenkt hernach sich selbst. Umsonst hätte er verrathen müssen, und dann munter im Pallast des Hohenpriesters zwischen den Schergen sich am Feuer wärmen!

Achter Brief.

Januar 1822.

Warum ich in meinem letzten Briefe von Deutschland geschwiegen? „Deutschland komme Ihnen vor als ein magnetisirtes Wesen, das Hellsehn im Schlafe, aber wachend keiner Dinge sich erinnere, es glaube an Wunderthäter und brauche einen, wie den Fürsten von Hohenlohe, der leider nur wenigen römisch katholischen Lahmen helfe oder nicht, während sich die allgemeine Lahmheit herumtreibe durch Städte und Gauen,

ein Görres darein rede mit verbotenen Druckschriften, ein Wolfart die Berliner an seine Heilungmaschine führe, und der deutsche Bundestag das Vernünftigste bedenke, aber wenig zu Stande bringe, oder Nichts. Ich solle doch einmal über dergleichen mich auslassen, über den Zustand deutscher Staaten, über den Magnetismus selbst und seine Weissagung, über Satz und Gegensatz, und was etwa nach dem Verhängniß der Gegenwart in der Zeiten Hintergrunde schlummre."

Himmel! welch ein Wald von Fragen! Am liebsten verweise ich Sie auf Zeitungen und Journale; steht Etwas darin, es giebt zu denken, steht Nichts darin, man denkt darüber auch. Wer ein Unglückprophet ist, sieht lauter Keime des Verderbens, fressende Schäden; wer keiner ist, läßt sich den vorläufigen Zustand — in welchem unser ganzes Leben verharret — gefallen, und hofft das Beste. Jeder prophezeyt am Ende immer sich selbst.

Unläugbar hat Deutschland eben so stark als andre Europäische Reiche theilgenommen an jener Richtung zur bürgerlichen Freyheit, welche seit 1789 Frankreich und die Welt erschüttert. Verstehen Sie mich nicht unrecht — was gegen-

wärtig zu fürchten, sobald man der französischen Revolution erwähnt, die doch unsere Weltepoche ist, — als wäre Deutschland jacobinisch, umwälzungsüchtig, demokratisch wild und blutdürstig, dem Leviathan des Hobbes ergeben, der in Europa gewüthet und zerstört, bis er endlich von der alten Legitimität niedergekämpft worden. Schon die wahre Bemerkung Jean Pauls kann dies widerlegen, daß die Deutschen ein Jahrhundert brauchen, um Gebrechen einzusehen, ein zweytes, um die Heilmittel zu bedenken, und ein drittes, um abzuhelfen. Aber noch entschiedner widerlegt die Sache selbst, weil uns die Folgen französischer Revolution harte Kränkungen brachten, Regungen eines heilsamen Bürgerthums erstickten, weil auf unserm Boden die furchtbarsten Kämpfe durchgefochten wurden, weil das Frankenvolk und seine Führer nirgends feindseliger die Denkart, die Sitten, die Sprache verfolgten, als bey uns; so daß für den Zustand Italiens, Spaniens, Polens, den französischen Einrichtungen mancherley Lobrede zu halten wäre, für Deutschland keine. Ich weiß darum nicht, wie Görres uns den Italienern gleichstellen kann, welche schon ihren Pabst voraus haben —

übrigens ist die eigentliche Gedankenbewegung, wodurch dem Volke der Ludwige das alte Hof- und Bastillenwesen unerträglich schien, nirgends besser gefühlt und gewürdigt, als in Deutschland; und gleichwie jene Bewegung aus Erkenntniß hervorgieng, ist die Erkenntniß uns geblieben; sie verkündigt sich bis auf den heutigen Tag durch ein Streben nach Verfassung, gutem Recht, gesichertem Bürgerthum, unter geliebten, weisen und wohlwollenden Fürsten.

Kein ächter Deutscher — wenige Schwindler vielleicht ausgenommen — erwartet das Heil des Vaterlandes von einer Umwälzung, von einer Wiedergeburt aus Schutt und Trümmern; denn grade gegen jenes Neumachen, gegen jenes unabläßige Umbilden der Staaten ist der Kampf gefochten, Gut und Blut geopfert; man wollte einen festen Bestand der Dinge statt des ewigen Wechsels, man will ihn noch. Nicht nach unerhörten Planen, sondern unter Schutz und Schirm der alten geliebten regierenden Häuser, gesichert wider äußeren Angrif durch Vereinigung deutscher Wehrkraft, gesichert von innen durch Staatgesetze, öffentliches Leben, Einschränkung der Dienerwillkühr, fröhlich entfaltend die

Blüten des Geistes, wohlthätig fördernd die Betriebsamkeit des Erzeugens, Austauschens, Genießens irdischer Dinge. Ist ein deutsches Gemüth unzufrieden mit der Gegenwart, es meynt dann, zu wenig sey für den Zweck geschehen, der deutsche Bund beruhige nicht über Stürme von außen, Napoleonische Willkühr und Polizey seyen nicht genug ausgereutet, die freye gesetzliche Entwickelung der Gedanken, so wie der Waarenverkehr leide an Hemmungen und feindseligen Sperren. Das Rechtliche und Vernünftige in solchem Begehren habe ich anderwärts umständlich erörtert (Rechtslehre 1819. beſ. S. 259 bis 849.), meyne auch bis zur Stunde, daß alle hierüber hinausgehenden Wünsche ihren Gegenstand verkennen, und wenn sie in Erfüllung giengen, nur Unglück dem Vaterlande brächten. Kommt ein Rechtlich Gefodertes und vernünftig Gewünschtes zur Wirklichkeit, so sind die Folgen allemal segenreich, und nur am Vernünftigen soll der Mensch hängen.

Wären hochherzige Fürsten und ihre Räthe von dieser Wahrheit durchdrungen, das Bedürfniß der Zeit erkennend — Beyspiele liegen nahe — es entsteht Verfassung. Eine doppelte Classe

von Menschen lebt in allen Staaten: die eine hofft wenig oder Nichts, betrachtet das Geschehende kühl und gleichgültig, meynt aus Erfahrung, die Welt werde nicht anders, als bisher, und dünkt sich dadurch weise; die zweyte glaubt und hofft gar Viel, wo nicht Alles, wird von jeder Begebenheit aufgeregt und stark erhitzt, denkt an Umgestaltung der Welt, und hält sich dadurch zur Schöpfung des Guten vorzüglich berufen. Beyde Theile haben Recht und Unrecht; denn von der einen Seite bleibt die Welt wohl, was sie ist, von der andern aber wird sie wirklich mit jedem Ereigniß anders. Fragen nun beyde Theile, was durch Verfassungen gewonnen sey, welche Steuerenerleichterung eingetreten, welche Staatverbesserung wirklich geworden? — so lautet den Kühlen wie den Hitzigen die Antwort unbefriedigend. Sie sollten dann freylich bedenken, Britanniens Verfassung leiste nicht mehr, die Opposition verlange schon seit dreißig Jahren geringere Taxen und Reform, aber es bleibe beym Alten und die Schuldenlast des Staates sey gestiegen.

Falsch wird das Heilsame einer ständischen Versammlung nach dem Maaß der Opposition

und deſſen, was ſie ausrichte, beſtimmt. Oppoſition iſt wohlthätig, ja nothwendig, damit die Stände ſich ſelbſt nicht überleben, und den Schritten der Regierungen eine gewiſſe Vorſicht und Beſonnenheit ertheilen. Vollkommner Sieg der Oppoſition iſt ſchädlich, weil er die Kraft der Regierung, mithin des Staates lähmt, und zugleich Foderungen der Oppoſition ihrer Natur gemäß etwas Unbeſtimmtes, ins Weite Gehendes an ſich tragen, wovon grade das brittiſche Parlament, als europäiſches Vorbild der Ständeverſammlungen, Beweiſe liefert. Whigmänner gelten als Volkfreunde, indem das Volk gemeinhin die Urſachen ſeiner Unbehaglichkeit in Maaßregeln der Regierung ſucht, und theils dieſelben zu raſch anklagt, theils ſie zu wenig entſchuldigt. Oeffentlichen Charakteren, deren Redlichkeit und Einſicht entſchieden iſt, gereicht es zu keinem Tadel, daß ſie zur Miniſterialſeite gehören.

Ein goldnes Jahrhundert werden Stände nicht ſchaffen, zumal das Volk oft dem hypochondriſch Leidenden gleicht, welcher immerwährend klagt, er mag geſund ſeyn oder krank. Jeder Staatenzuſtand ruht auf Geſchichte, ſollte man ihn durch Zauberſchlag verwandeln, es

müßte eine neue Geschichte anheben, nämlich Revolution, und sie zu begehren oder einzuleiten, ist unverständig und gewissenlos. Frankreich fand dabey keinen Segen, Englands Geschichte wird neu 1688 durch glückliche Umstände, und in Folge einer vor vierzig Jahren begonnenen Revolution. Wehe den Ständen, welche nach so späten Früchten ihre Hand ausstrecken!

In Deutschland fehlt dazu die Veranlassung, unsre Stände versammeln sich weder zu Anfang noch in Folge großer Staatveränderungen, vielmehr diese — sofern die letzten Zeiten sie brachten — sind vorüber, Ruhe ist vorhanden, das Bürgerthum ungestörter als je während unsers begonnenen Jahrhunderts; nur Wunden sind zu heilen, Schmerzen zu lindern, zur fortschreitenden lebenskräftigen Gesundheit des Staates sind die Mittel aufzusuchen. Aus einem Chaos streitender Dinge, aus einem Kriege von Zwekken und Meynungen braucht das Götterbild nicht allmählig emporzusteigen, und hat die Geburtwehen hinter sich, da es schon athmet.

Bailleul fand in seinem Streite mit der Frau von Stael Beyfall, auch in Deutschland,

weil er wahrgehaltene Sätze grell durchführte, unter andern: „daß dem allgemeinen Streben des neueren Europa nach Repräsentativverfassungen der Klerus und Adel am meisten widerstehen.“ Nur der römisch katholische Klerus ist mit dieser Aeußerung gemeynt, weil er ein hierarchisches Ganze ausmacht. Jeder Hierarchie ist Stellvertretung der Kirchenglieder (nämlich der Laien, des Bürgerthums) ein Abscheu, sie unterbricht das All und Eins der Kirchentugenden, den Gehorsam; selbst Concilien, als eine Art Stellvertretung am eignen Leibe, sind das Widerlichste für den Römischen Hof, und er hat sich immer gegen solche Versammlungen gesträubt. Kämpft auch gerne der hierarchische Klerus mit weltlicher Gewalt, damit sie ihm diene, so verwirft er doch die freye Stimme, das öffentliche Verhandeln kirchlicher Angelegenheiten, mithin auch der weltlichen, welche mit jenen stets in Berührung kommen. Der Feudal Adel — denn nur diesen meynt Bailleul — will allerdings Stellvertretung, aber bloß seine eigne, nicht die des Bürgerthums, welches an die Scholle gebunden dem Gewerbe obliegen, den Staatnutzen fördern, außerdem

aber mit den Tugenden der Entsagung, Mäßigkeit und stillen Fleißes, das Glück seiner Beherrschung und eines beschränkten Daseyns schätzen lernen darf. Will der hierarchische Klerus bloß Rechte, nämlich die göttlichen, worin alle menschlichen schon begriffen sind; so will jener Adel bloß Vorrechte, nämlich solche, die nicht gemein werden, sondern der Ebenbürtigkeit zukommen. Diesen Rechten und Vorrechten thut die Stellvertretung des dritten Standes Abbruch, wird daher von jenen beyden Ständen als Umsturz göttlicher und menschlicher Ordnung angesehen.

Darum ist es ein romantisch mystisch politischer Mischmasch, welchen manche Neuere mit ihrer Mittelalterey vorbringen. Mich will bedünken, wenn ich viel von historischen Grundlagen der Verfassungen lese, man bezeichne damit jene Rechte und Vorrechte, man wolle die Reste derselben gegen den Geist des Jahrhunderts und seiner Philosophie in Schutz nehmen. Aber überleget doch, ihr Liebhaber der Vorzeit, daß unter uns ein kernhaftes Bürgerthum sich schon bildete, daß Geisteseinsicht und Gewerbgeschick im dritten Stande stark gediehen, daß

die Kraft beyder eigentlich das Leben regiert, daß hiegegen keine andern Waffen helfen, als solche, die aus demselben Metall geschmiedet wurden; daß die französische Revolution grade ein warnendes Beyspiel giebt, was leichtsinnig begonnener und hartnäckig fortgeführter Kampf gegen überlegne Gewalten fruchte, daß hierin die wahren historischen Grundlagen der Gegenwart zu suchen sind, deren Anerkennung die Gerechtigkeit fodert. Wollt ihr einer Macht im Staate die Stellvertretung weigern, welche sich selber vertritt? Wollt ihr den Geist des Jahrhunderts mit staubigen Pergamenten beschwören? Hütet euch vor dem Weltgericht, welches dergleichen Unphilosophie hart zu bestrafen pflegt.

Unsre Fürsten gerathen über das Reden und Gegenreden in Verlegenheit. Vor Zeiten waren sie Gegner des Klerus und des Adels, Freunde des Bürgerstandes, der sich ihnen willig anschließt, und ihnen wichtige Rechte, so wie das Auftauchen aus seiner Unbedeutsamkeit verdankt. Kaiser Heinrich IV. findet bey den Reichsstädten die treueste Anhänglichkeit, als er vom römischen Bischof geächtet, von seinen Lan-

desgeistlichen verlassen wurde; Gustav Wasa erkämpft seine Krone durch Thalbewohner Dalekarliens, welche Baumrinde aßen und Wasser tranken. Nach ihrer ursprünglichen Stellung widerstreiten die hierarchischen Kirchenrechte und die adelichen Vorrechte den Rechten der Fürsten; denn fürstliche Hoheit und Macht, als Sinnbild ewiger Gerechtigkeit, schirmet die Schwachen, beuget die Starken, und kann nie den Anmaßungen Raum geben, womit geistliche Zucht ihr Gemüth und weltlicher Starrsinn ihren Arm bedroht. Diese Feinde umlagern den Thron, warten des Augenblicks, den Fürstenwillen zu binden und zu bevormunden. Alle Kraft der Fürsten ruht in Liebe und Anhänglichkeit des Volks, deren Mangel weder Klerus noch Adel ersetzen kann; und erst seitdem der dritte Stand sich gehoben, seitdem Roms Macht gebrochen worden, seitdem die Bürger gegen die Großen heranwuchsen, tritt Souveränetät der Monarchie ins deutsche Leben. Warum nun betrachtet man oft in unsern Tagen gegen alle Geschichte den Klerus und Adel als Stützen des Throns? Weil die nächsten Stimmen am lautesten gehört werden, weil das Schreckbild

der französischen Revolution ängstigt, welche doch hauptsächlich darum ausbrach, daß die Ludwige seit Menschenaltern an den Sünden der bevorrechteten Stände theilnahmen; weil man das ewige Gesetz verkennt, jedes Maaß der Sünden werde voll, Tugend und Gerechtigkeit sichern Staat und Regierung gegen alle Stürme, Feuer vom Himmel falle nur auf Sodom und Gomorra.

Nennen wir den bezeichneten Gegensatz Partheyung, so giebt es allerdings zwey Europäische Partheyen, nämlich die des dritten Standes und die der privilegirten Stände, die des Bürgerthums gegen Hierarchie und Feudalismus. Constitutionen rufen die Partheyen nicht hervor, sie sind da, sie sind in gemäßigter Stärke unschädlich; Leidenschaft und gewaltsamer Sieg einer jeden bringen Leichenfelder, wie vor kurzer Zeit noch in Spanien, und in Frankreich während der Jacobinerherrschaft. Verfassungen begränzen das Gewaltsame, Partheyliche, ihnen ist in Deutschland allenthalben guter Boden bereitet; Ungenügsamkeit von der einen Seite vermehrt die Ungenügsamkeit und Bitterkeit von der andern. Monarchen sind beru-

aus Noth errettet, weinerlichen Klagen nachhängen, weil Vieles besser seyn könnte; warum soll das edle Bewußtseyn ihrer Ehre nicht den Schmerz stillen? So haben Menschen und Völker zu thun, das Uebrige bleibt Gott überlassen.

Hier sey ein Strich über das Blatt gezogen, den sie auslegen können als Gedankenende, oder Gedankenanfang, oder Gedankenlücke, etwa durch Censur entstanden, nämlich meine eigne, oder als Symbol des zwanzigsten Druckbogens, nachdem man sich an neunzehn vorhergehenden die Finger müde geschrieben, oder — was am besten ist, da Sie selber das Bild gebraucht haben — als Gränzlinie zwischen magnetischem Schlaf und natürlichem Wachen, die mir bey Eintreten des letzteren plötzlich alle Erinnerung abbricht, was ich noch schreiben wollen. Mystisch wird dann das Zeichen allerdings, allein der Magnetismus ist es selber, und zwar so neuthümlich, daß die mystischen Romantiker, welche in Rom durch Uebertritt zur päbstlichen Kirche gesunken, gewiß Anhänger Mesmers sind; obwohl nicht folgt, wer sich mit magne-

tischer Zustände und Heilungen in Zweifel gezogen; selbst bevor ich Augenzeuge gewesen, denn der Umstand, daß sich weder die Sache noch die dabey vorkommenden außergewöhnlichen Vorgänge erklären lassen, ändert Nichts; — wie Vieles bleibt der menschlichen Wissenschaft unerklärlich, im Fall man wirkliche Erklärung, nicht einen bloßen Schein derselben verlangt? Dieser bremische Magnetismus, wie er vorläufig heißen mag, unterscheidet sich vom Mesmerismus, welcher letztere eine Fortleitung der Kraft durch Metalle oder andre Körper annimmt, und in dieser Voraussetzung Heilungmaschienen baut; der erstere bleibt bey der erfahrnen unmittelbaren Einwirkung eines Menschen auf den andern, und heilt durch Berührung oder magnetische Streichung nach dem Laufe der Nerven. Als Erfolg beyder Behandlungarten entsteht ein eigenthümlicher Schlafzustand, der wohlthätig auf manche Krankheiten, besonders Nervenzufälle, wirkt, in welchem Zustande die Kranken gemeiniglich sprechen, die Beschaffenheit ihres Uebels angeben, sich selbst ihre Kurmittel verordnen, in der höchsten Steigerung hellsehend werden, und dann

ches vernommen. Ohne nun die Bedeutsamkeit des Verhältnisses zu läugnen, in welchem die Sonnambülen zu Zeit und Raum und dynamischen Einwirkungen der Außenwelt sich befinden, entsteht die gerechte Furcht, es möge der Hang des Menschen kommende Dinge vorauszuwissen und Geister zu befragen, von treuer Beobachtung wegführen, oder ihr wenigstens ein seltsames Geleit ertheilen.

Meistens haben die Gegner des Lebensmagnetismus alle angeführten Verschiedenheiten, und noch ein Heer von andern Dingen zusammengeworfen, haben nicht das Beywesen von dem Wesen getrennt, und die Einwendungen gegen jenes sogleich auch gegen dieses gerichtet. Sie sprechen von Betrug, von Selbsttäuschung, religiöser Phantasterey, Wundersucht, was gar nicht zur Arzneykunde gehöre, noch weniger ein kühles Urtheil gestatte. Ihnen misfällt, daß meistens nur Hellseherinnen und Wahrsagerinnen auftreten, die vermöge ihres Geschlechts zum Irreleiten ihrer selbst und der Männer am geschicktesten sind. Sie entwickeln dann entweder, wie Pfaff, ein bloß negatives Urtheil, oder geben, wie Stieglitz, eine An-

schiedne Aehnlichkeit mit dem Nachtwandeln, wodurch freylich die Erklärung nicht weiter kommt, indem das Nachtwandeln selber samt dem gewöhnlichen Schlafreden viel Räthselhaftes zeigt."

„Die Nebenumstände, des Hellsehens, der besondern Verbindung mit dem Magnetisirenden (des rapports) der Erkenntniß andrer außerhalb der Krankheit liegenden Dinge, des Vorausſagens, des Zusammenhanges mit der äußern Welt, der religiösen Aeußerungen, sind nicht überall gleich, und richten sich theils nach der körperlichen Krankheit, welche geheilt werden soll, theils nach der persönlichen Individualität des Kranken und seiner psychischen Gemüthbeschaffenheit."

„Deshalb ist unrichtig, in dieser Beziehung ein Allgemeines bey den Schlafenden vorauszusetzen, etwa Weissagunggabe, religiöse Anschauung und dergleichen, ungeachtet darüber merkwürdige Erscheinungen kund geworden. Abgesehen vom Krankheitzustande täuschen sich die Schlafenden oft wie Wachende, besonders dann, wenn sie durch Fragen und Ausforschungen über den gegebnen Kreis ihres Zustandes

desgeistlichen verlassen wurde; Gustav Was erkämpft seine Krone durch Thalbewohner Da lekarliens, welche Baumrinde aßen und Wasse tranken. Nach ihrer ursprünglichen Stellun widerstreiten die hierarchischen Kirchenrechte un die adelichen Vorrechte den Rechten der Fürsten denn fürstliche Hoheit und Macht, als Sinn bild ewiger Gerechtigkeit, schirmet die Schwa chen, beuget die Starken, und kann nie de Anmaßungen Raum geben, womit geistlich Zucht ihr Gemüth und weltlicher Starrsinn ih ren Arm bedroht. Diese Feinde umlagern de Thron, warten des Augenblicks, den Fürsten willen zu binden und zu bevormunden. All Kraft der Fürsten ruht in Liebe und Anhäng lichkeit des Volks, deren Mangel weder Klerus noch Adel ersetzen kann; und erst seitdem de dritte Stand sich gehoben, seitdem Roms Mach gebrochen worden, seitdem die Bürger gege die Großen heranwuchsen, tritt Souveränetä der Monarchie ins deutsche Leben. Warum nur betrachtet man oft in unsern Tagen gegen all Geschichte den Klerus und Adel als Stütze des Throns? Weil die nächsten Stimmen an lautesten gehört werden, weil das Schreckbil

der französischen Revolution ängstigt, welche doch hauptsächlich darum ausbrach, daß die Ludwige seit Menschenaltern an den Sünden der bevorrechteten Stände theilnahmen; weil man das ewige Gesetz verkennt, jedes Maaß der Sünden werde voll, Tugend und Gerechtigkeit sichern Staat und Regierung gegen alle Stürme, Feuer vom Himmel falle nur auf Sodom und Gomorra.

Nennen wir den bezeichneten Gegensatz Partheyung, so giebt es allerdings zwey Europäische Partheyen, nämlich die des dritten Standes und die der privilegirten Stände, die des Bürgerthums gegen Hierarchie und Feudalismus. Constitutionen rufen die Partheyen nicht hervor, sie sind da, sie sind in gemäßigter Stärke unschädlich; Leidenschaft und gewaltsamer Sieg einer jeden bringen Leichenfelder, wie vor kurzer Zeit noch in Spanien, und in Frankreich während der Jacobinerherrschaft. Verfassungen begränzen das Gewaltsame, Partheyliche, ihnen ist in Deutschland allenthalben guter Boden bereitet; Ungenügsamkeit von der einen Seite vermehrt die Ungenügsamkeit und Bitterkeit von der andern. Monarchen sind beru-

desgeistlichen verlassen wurde; Gustav Wa erkämpft seine Krone durch Thalbewohner D lekarliens, welche Baumrinde aßen und Wass tranken. Nach ihrer ursprünglichen Stellun widerstreiten die hierarchischen Kirchenrechte un die adelichen Vorrechte den Rechten der Fürsten denn fürstliche Hoheit und Macht, als Sinn bild ewiger Gerechtigkeit, schirmet die Schwa chen, beuget die Starken, und kann nie de Anmaßungen Raum geben, womit geistlich Zucht ihr Gemüth und weltlicher Starrsinn ih ren Arm bedroht. Diese Feinde umlagern den Thron, warten des Augenblicks, den Fürsten willen zu binden und zu bevormunden. Alle Kraft der Fürsten ruht in Liebe und Anhäng lichkeit des Volks, deren Mangel weder Klerus noch Adel ersetzen kann; und erst seitdem der dritte Stand sich gehoben, seitdem Roms Macht gebrochen worden, seitdem die Bürger gegen die Großen heranwuchsen, tritt Souveränetät der Monarchie ins deutsche Leben. Warum nun betrachtet man oft in unsern Tagen gegen alle Geschichte den Klerus und Adel als Stützen des Throns? Weil die nächsten Stimmen am lautesten gehört werden, weil das Schreckbild

der französischen Revolution ängstigt, welche doch hauptsächlich darum ausbrach, daß die Ludwige seit Menschenaltern an den Sünden der bevorrechteten Stände theilnahmen; weil man das ewige Gesetz verkennt, jedes Maaß der Sünden werde voll, Tugend und Gerechtigkeit sichern Staat und Regierung gegen alle Stürme, Feuer vom Himmel falle nur auf Sodom und Gomorra.

Nennen wir den bezeichneten Gegensatz Partheyung, so giebt es allerdings zwey Europäische Partheyen, nämlich die des dritten Standes und die der privilegirten Stände, die des Bürgerthums gegen Hierarchie und Feudalismus. Constitutionen rufen die Partheyen nicht hervor, sie sind da, sie sind in gemäßigter Stärke unschädlich; Leidenschaft und gewaltsamer Sieg einer jeden bringen Leichenfelder, wie vor kurzer Zeit noch in Spanien, und in Frankreich während der Jacobinerherrschaft. Verfassungen begränzen das Gewaltsame, Partheyliche, ihnen ist in Deutschland allenthalben guter Boden bereitet; Ungenügsamkeit von der einen Seite vermehrt die Ungenügsamkeit und Bitterkeit von der andern. Monarchen sind beru-

sen durch den Staat und sich selbst, die verfassungmäßige Beruhigung des Streites einzuleiten; nur dann weicht jede Gefahr, und das Hort der Gerechtigkeit leuchtet allen Unterthanen. Angst gebieret Angst, Unrecht das Unrecht.

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sagt ein Sprichwort, wie auch: man soll keine Läuse sich in den Pelz setzen. Beydes glaube ich, geschah in Deutschland und geschieht zum Theil noch. Aber sind wir denn schlimmer daran als vorher? Manche Staaten erfreuen sich schon ihrer Verfassungen, andere warten in Hofnung; man mäßige seine Wünsche, bringe sie mit der Wirklichkeit in Einklang. Bey unsern Nachkommen sollten wir fragen, was für Segen unsre Zeit hervorgebracht. Wir wollen meistens zu rasch die Gaben der Jahrhunderte in unser Menschenalter zusammendrängen, während sich das Leben der Völker immer in Jahrhunderte ausweitet. Und ist denn die Ehre, welche Deutschland in Anspruch nehmen darf, für seine Staaten, seine Bewohner, Nichts? Darf im größten Unglück der Einzelne sich trösten mit den Worten: „Alles ist verloren außer die Ehre!“ warum soll eine Nation,

aus Noth errettet, weinerlichen Klagen nachhängen, weil Vieles besser seyn könnte; warum soll das edle Bewußtseyn ihrer Ehre nicht den Schmerz stillen? So haben Menschen und Völker zu thun, das Uebrige bleibt Gott überlassen.

Hier sey ein Strich über das Blatt gezogen, den sie auslegen können als Gedankenende, oder Gedankenanfang, oder Gedankenlücke, etwa durch Censur entstanden, nämlich meine eigne, oder als Symbol des zwanzigsten Druckbogens, nachdem man sich an neunzehn vorhergehenden die Finger müde geschrieben, oder — was am besten ist, da Sie selber das Bild gebraucht haben — als Gränzlinie zwischen magnetischem Schlaf und natürlichem Wachen, die mir bey Eintreten des letzteren plötzlich alle Erinnerung abbricht, was ich noch schreiben wollen. Mystisch wird dann das Zeichen allerdings, allein der Magnetismus ist es selber, und zwar so neuthümlich, daß die mystischen Romantiker, welche in Rom durch Uebertritt zur päbstlichen Kirche gesunken, gewiß Anhänger Mesmers sind; obwohl nicht folgt, wer sich mit magne-

tischen Kuren beschäftige, sey oder werde römisch katholisch. Wir wollen also wachend das Magnetenwesen in Erwägung ziehen.

Die merkwürdige Erscheinung, welche seit Mesmer thierischer Magnetismus, Sonnambulismus oder Lebensmagnetismus heißt, wurde von den Aerzten des vorigen Jahrhunderts fast allgemein abgelehnt, nur in Bremen unternahm Wienholt magnetische Heilungen, deren im Druck erschienene Geschichte zur Grundlage aller seit Mesmer und Puysegür gegebenen Nachrichten und ferneren Versuche diente. Wienholt faßte seine Erfahrungen unter religiöser Beziehung, war aber dabey ein wackerer Arzt und Beobachter. Die Thatsachen, welche in seinem Werke vorkommen, werden einstimmig von andern Aerzten, wie Heineken, Albers, Treviranus, bestätigt, und das Zeugniß solcher Männer, die in ihren Schriften unermüdete Beobachtung und seltene Schärfe des Verstandes kund geben, hat Gewicht genug, daß man nur wider alle Vernunft die Thatsachen abläugnen, unbeachtet lassen, oder ihrer Aussage Glaubwürdigkeit verweigern könnte. Hierauf gestützt, habe ich nie das Daseyn lebensmagne-

tischer Zustände und Heilungen in Zweifel gezogen; selbst bevor ich Augenzeuge gewesen, denn der Umstand, daß sich weder die Sache noch die dabey vorkommenden außergewöhnlichen Vorgänge erklären lassen, ändert Nichts; — wie Vieles bleibt der menschlichen Wissenschaft unerklärlich, im Fall man wirkliche Erklärung, nicht einen bloßen Schein derselben verlangt? Dieser bremische Magnetismus, wie er vorläufig heißen mag, unterscheidet sich vom Mesmerismus, welcher letztere eine Fortleitung der Kraft durch Metalle oder andre Körper annimmt, und in dieser Voraussetzung Heilungmaschienen baut; der erstere bleibt bey der erfahrnen unmittelbaren Einwirkung eines Menschen auf den andern, und heilt durch Berührung oder magnetische Streichung nach dem Laufe der Nerven. Als Erfolg beyder Behandlungarten entsteht ein eigenthümlicher Schlafzustand, der wohlthätig auf manche Krankheiten, besonders Nervenzufälle, wirkt, in welchem Zustande die Kranken gemeiniglich sprechen, die Beschaffenheit ihres Uebels angeben, sich selbst ihre Kurmittel verordnen, in der höchsten Steigerung hellsehend werden, und dann

auf eine vom gewöhnlichen Wachen abweichende Weise mit der Außenwelt in Verbindung stehen.

Mesmers Methode wird gegenwärtig durch Wolfart in Berlin wieder ins Leben gerufen, und während die Bremischen Aerzte jene ihnen bekannte ungewöhnliche Heilart nur in seltenen Fällen anwenden, betrachtet sie der Berliner Arzt als Universalmittel, widmet sich ihr ausschließlich, und scheint eine besondre materielle Fortleitung und Mittheilung, wie Elektricität oder Galvanismus, vielleicht auch in Verbindung mit diesen, anzunehmen. Seine Jahrbücher für den Lebensmagnetismus (Bd. 1. Heft 1.) geben zugleich eine theologische Ansicht, nämlich eine Verschmelzung der Dreyeinigkeitlehre vom Vater Sohn und Geist mit der Universalität des magnetischen Heilungprozesses. Die reine Sachverhandlung möchte dadurch schwerlich gewinnen, obwohl wirkliche Erfahrungen und Beobachtungen dennoch bleiben, was sie sind. Im südlichen Deutschlande, seitdem eine Hellsehende den Tod König Friedrichs von Würtenberg voraussagte, scheinen magnetische Prophezeihungen herrschend, auch über Umgang mit Geistern und Schutzgeistern haben wir Man-

ches vernommen. Ohne nun die Bedeutsamkeit des Verhältnisses zu läugnen, in welchem die Sonnambülen zu Zeit und Raum und dynamischen Einwirkungen der Außenwelt sich befinden, entsteht die gerechte Furcht, es möge der Hang des Menschen kommende Dinge vorauszuwissen und Geister zu befragen, von treuer Beobachtung wegführen, oder ihr wenigstens ein seltsames Geleit ertheilen.

Meistens haben die Gegner des Lebensmagnetismus alle angeführten Verschiedenheiten, und noch ein Heer von andern Dingen zusammengeworfen, haben nicht das Beywesen von dem Wesen getrennt, und die Einwendungen gegen jenes sogleich auch gegen dieses gerichtet. Sie sprechen von Betrug, von Selbsttäuschung, religiöser Phantasterey, Wundersucht, was gar nicht zur Arzneykunde gehöre, noch weniger ein kühles Urtheil gestatte. Ihnen misfällt, daß meistens nur Hellseherinnen und Wahrsagerinnen auftreten, die vermöge ihres Geschlechts zum Irreleiten ihrer selbst und der Männer am geschicktesten sind. Sie entwickeln dann entweder, wie Pfaff, ein bloß negatives Urtheil, oder geben, wie Striegliz, eine An-

ſicht der Sache, welche mit andern in der Heilkunde vorkommenden Erfahrungen und Lehrſätzen übereinſtimmt und in den gewöhnlichen Gang der Praxis, nur unter beſondern pathologiſchen Kennzeichen, ſich verliert. Meines Erachtens liegt hierin Wahres und Falſches; Wahres, wiefern die Krankengeſchichten des Lebensmagnetismus oft mit bedenklichem Beyweſen vorkommen; Falſches, wiefern nicht alle Geſchichten gleich ſind und das Außerordentliche oder Wunderbare keiner Wahrnehmung und Entdeckung ihre Wirklichkeit rauben kann, als ob jedes Wirkliche zugleich ein vollkommen Begreifliches wäre.

Hören Sie nun ohne Weiteres mein vor Jahren ſchon niedergeſchriebnes Urtheil. „Der Lebensmagnetismus heilt Krankheit durch Krankheit, was auch ſonſt geſchieht, und leiſtet in gewiſſen Fällen überraſchende Hülfe. Das Kennzeichen des magnetiſchen Schlafes in einer höheren Stufe, zum Unterſchiede von Ohnmacht oder gewöhnlicher Schlafbetäubung, iſt, wenn die Kranken ſprechen, Einſicht von ihrer Krankheit äußern, den Lauf derſelben angeben, und ſich Heilmittel verordnen. Ihr Zuſtand hat ent-

schiedne Aehnlichkeit mit dem Nachtwandeln, wodurch freylich die Erklärung nicht weiter kommt, indem das Nachtwandeln selber samt dem gewöhnlichen Schlafreden viel Räthselhaftes zeigt."

„Die Nebenumstände, des Hellsehens, der besondern Verbindung mit dem Magnetisirenden (des rapports) der Erkenntniß andrer außerhalb der Krankheit liegenden Dinge, des Vorausßagens, des Zusammenhanges mit der äußern Welt, der religiösen Aeußerungen, sind nicht überall gleich, und richten sich theils nach der körperlichen Krankheit, welche geheilt werden soll, theils nach der persönlichen Individualität des Kranken und seiner psychischen Gemüthbeschaffenheit."

„Deßhalb ist unrichtig, in dieser Beziehung ein Allgemeines bey den Schlafenden vorauszusetzen, etwa Weissagunggabe, religiöse Anschauung und dergleichen, ungeachtet darüber merkwürdige Erscheinungen kund geworden. Abgesehen vom Krankheitzustande täuschen sich die Schlafenden oft wie Wachende, besonders dann, wenn sie durch Fragen und Ausforschungen über den gegebnen Kreis ihres Zustandes

gleichsam hinausgetrieben werden. Mir scheint bey ihnen der Instinkt, wie er Thieren und Menschen eigen ist, ungehinderter und reiner zu wirken, auch die Eigenthümlichkeit des Individuums stärker hervorzutreten, welche sich im Wachen vor dem fremden Auge durch Erziehung und Gewohnheit mehr verbirgt. Wenn daher ein sittlich verdorbenes Individuum in solchen Schlaf geräth, mögen anstößige Dinge vorfallen können und vorgefallen seyn; die Güte des Charakters wird ebenfalls in erhöhtem Maaße merkbar."

„Frauenzimmer, welche am häufigsten in das Schlafwachen gerathen, entgehen schwerlich der Eitelkeit ihres Geschlechts, und werden besonders dazu aufgeregt durch das Bewußtseyn der Seltenheit ihres Zustandes, durch die ihnen gewidmete Sorgfalt und wiederkehrende Befragung. Suchen sie dann durch Ungewöhnliches, Staunenerregendes, die Aufmerksamkeit der Aerzte oder sonstiger Anwesenden zu fesseln — wir begreifen dies, und wollen sogar den Widersachern des Magnetismus einräumen, es werde manchmal Kunst dabey angewandt. Wird aber dadurch alles Schlafwachen zur Kunst und

zum Betruge, gesetzt auch, man bedürfe der prüfenden Vorsicht und Ruhe gegen mögliche Täuschungen?"

„Hysterische Krämpfe, auch Epilepsien, für deren Heilung der magnetische Schlaf sich am häufigsten wirksam erweist, sind ein halbes Er selber. Mögen die Aerzte das Wesen jener Krankheiten näher bestimmen; mir scheint es ziemlich im Dunkel zu liegen und psychischer mit dem Willen zusammenzuhängen, als man gewöhnlich glaubt."

„Sind diese Bemerkungen gegründet, so bleibt der Magnetismus Thatsache und Heilmittel, dessen behutsame Anwendung der Menschheit nützt, und wobey die Nebenumstände zwar unsre Wißbegierde reizen, aber weder ein Haschen nach Wundern noch ein ungläubiges Verwerfen des Ganzen rechtfertigen. Ist schon entschieden, wie stark Wille und Phantasie auf Heilung von Krankheiten einwirken, und ob nicht sie allein manchmal zur Erhaltung des Lebens oder zur Gesundung hinreichen, wo die Apotheke Nichts ausrichtet? Denke man hiemit in Verbindung ein instinktartiges Bewußtwerden gewisser Fehler des Organismus, oder eine

erhöhte Geisteskraft, um Ursachen krankhafter Empfindungen zu entdecken, dergleichen bey magnetisirten Schlafrednern und Hellsehern vorkommt; so ließe sich die Möglichkeit ungewöhnlicher Herstellungen und überraschender Folgen wohl ahnden. Oder wäre nicht der ursprüngliche Instinkt für Schädliches und Heilsames, nebst einer auf ihn und weitere Beobachtung gestützten Divination des Arztes die Quelle und der Fortschritt aller Arzneykunde?" —

Angenehm mußte mich nun überraschen, als ich jüngst im neuesten Theile der Biologie (Bd. 6. Abth. 1.) gewahr wurde, daß Treviranus ganz ein — Entgegengesetztes lehrt. Meiner Hypothese nämlich, — nicht Erklärung — der magnetische Schlaf sey ein instinktartiges Bewußtwerden, giebt er geistreich die umgekehrte Stellung: der Instinkt, auch bey Thieren, sey ein Schlafwandel. Letzteren, der von selbst entsteht, hält er im Wesentlichen dem lebensmagnetischen Schlafe gleich, welchen die Kunst hervorbringt (Bd. 6. S. 36. 38.). Gegen die Läugner des magnetischen Hellsehens stehet sonach eine Menge von Zeugen, nämlich die gesamte Thierwelt, begriffen in einem fortwäh-

renden Naturſonnambulismus, durch ihn das Dienliche wiſſend, das Zweckmäßige ohne Unterricht vollbringend, Kunſtwerke im Schlafwachen ſchaffend, ferne Länder und Dinge gleich den Wandervögeln ſuchend, überall hinausgreifend über die nächſten Bedingungen ihres Zuſtandes, und ſchon Seneka hätte Recht in ſeiner Behauptung: „die Thiere beſitzen Erkenntniß des Schädlichen, nicht aus Erfahrung gewonnen.“ (Epist. CXXII.)

Statt weniger Propheten — etwa einiger Würtenbergiſchen — entdecken wir jetzt ein ganzes Prophetenreich, und können ſelbſt den Pater Boujean in Schutz nehmen, der die gefallenen Engel in Thiere verſtoßen ſeyn ließ, und daraus ihre ſinnvollen Handlungen erklärte, ja das Achten auf den Vögelflug und das Freſſen der heiligen Hühner wäre keine Thorheit mehr, ſobald wir nur das Thun dieſer ſtummen Schlafwandler gehörig deuten und in unſre Sprache zu überſetzen vermöchten. „Auch im Thiere iſt Weiſſagung, und nur eine höhere im Menſchen,“ ſchrieb Jacobi, welche Stelle Treviranus anführt, und damit eine andre deſſelben Schriftſtellers (von den göttlichen Dingen S.

163.) unvereinbar findet, deren Unvereinbarkeit vielleicht durch nähere Auseinandersetzung gehoben werden könnte. In jedem Fall erscheint uns nach jener umgekehrten Hypothese die Erde im Leben der organischen Wesen als eine große Prophetenschule.

Aber weiter. Die Kantische Philosophie beginnt ihre Untersuchungen mit dem Unterschiede einer von Sinnenerfahrung unabhängigen und einer von ihr abhängigen Erkenntniß (der a priori und a posteriori) und bemüht sich, das Daseyn, wie den Zusammenhang beyder ins Licht zu stellen. Ich habe gegen Kants Auffassung vor zwölf Jahren eingewandt: jede menschliche Erkenntniß sey stets rein (unabhängig von den Sinnen) und empirisch zugleich (Darstellung des Wesens der Philosophie S. 126.). Wir könnten jetzt hierüber aus unsrer Prophetenschule die Antwort vernehmen: Ist alles Leben in seinem Triebe und seiner Empfindung ein Vermitteltes aus Weissagung und Sinn der Gegenwart, so wurzelt der Begrif jenes Unterschiedes der Erkenntniß im Leben selbst, und bildet dadurch unser Wissen und Verstehen zur Doppeleinheit, deren verschiedenartige Elemente

uns allerdings zum Bewußtseyn gelangen, jedoch getrennt von einander ihre lebendige Bedeutung verlieren. Es giebt keine Wissenschaft unabhängig von aller Erfahrung (keine rein a priori), so wenig als eine bloß aus Erfahrung (rein a posteriori), so wie es kein reines und kein lediglich empirisches Bewußtseyn giebt, sondern nur ein Ineinanderfallen von beyden, als Grundlage des irdischen Lebens.

Noch mehr — denn ich schreibe Ihnen meine Gedanken ohne Rückhalt — die Hypothese leistet vortreflichen Dienst zur Erläuterung paradox klingender Sätze, deren schon in meinen früheren Briefen vorgekommen. Hier ein Beyspiel. Es war längst meine Ueberzeugung, der gesunde Schlaf des Menschen sey kein bewußtloser Zustand, eben so wenig ein Aufhören der geistigen Thätigkeit oder des Denkens und Vorstellens der Seele, sondern vielleicht das Leben, Denken und Empfinden in einer eigenen Welt, in welche die Erinnerung viele Bilder des Wachens hineinträgt, worin aber auch ganz eigenthümliche Gegenstände der Seele vorschweben, ganz eigenthümliche vorher nicht dageweſene Gedanken sich erzeugen, nur daß mit dem Erwa-

chen unser Gedächtniß dieses Lebenszustandes abbricht, welches sich erst wieder anknüpft, sobald wir aufs Neue einschlafen, grade wie solches im magnetischen Schlafe geschieht. Gründe für diese Meynung gaben theils der magnetische Schlaf selber, theils der Unbegrif einer Nichtwirksamkeit des Geistes, welcher als Prinzip des menschlichen Lebens nur im absoluten Tode aufhören kann zu wirken, wobey mir zugleich die Platonische Lehre von der Unsterblichkeit beyfallen mußte, — endlich das Träumen. Der Mensch träumt immer, pflegte ich zu sagen, erstlich im Wachen, zweytens im Traume, drittens im vollen Schlaf; aber vom letzteren weiß er nichts, wenn er aufwacht. Erläutert wurde diese Ansicht durch jene Erfahrungen, daß jemand zur bestimmten Stunde sich selber weckt, sobald er es vor Schlafengehen sich vorsetzte, daß er manchmal am Morgen ein Problem leicht auflöst, welches ihm am Abende nicht gelingen wollen, und daß in manchen Träumen vollständige Reflexion und Ueberlegung vorkommt, welche mehr ist, als bloßes Nachklingen gewisser Sinnenbilder. Kant hatte schon Aehnliches gedacht und Jean Pauls Blicke

in die Traumwelt (Museum 1814.) gaben neue merkwürdige Belege. Wie nun, wenn die Träume nur ein unvollkommenes und wunderlich getrübtes Fragment des Schlafzustandes zum Bewußtseyn brächten, wenn der letztere frey von körperlicher Hemmung eine höhere Thätigkeit des Geistes gestattete? Mir war nicht selten erinnerlich, die Nacht in geistreicher Gesellschaft gewesen zu seyn, und zwar in bekannter, für deren Persönlichkeiten jedoch aus dem wachen Leben keine Urbilder aufzutreiben, ich war manchmal in die Noth gekommen — wie dergleichen Traumnoth oft beunruhigt — plötzlich vor großen Versammlungen über einen Gegenstand reden zu müssen, und hatte mir schnell Redetheile entworfen, von denen ich beym Erwachen noch Einiges wußte, sogar führte mich einst der Traum in eine bekannte sächsische Stadt, wo ich aus dem Nichterinnern der Reise dahin auf ein Träumen schloß, und mich aus der fremden Gegend umher überzeugte, ich wache nicht, dann aber zugleich mir vornahm, diese Traumzweifel im Traume und die Merkmale der Ueberzeugung für mein Erwachen einzuprägen, so daß ich am Morgen nach einiger

Mühe beyde wiederfand. Das mochte zu den Halbträumen gehören, von denen Jean Paul spricht, welches aber meine Meynung nicht aufhob, und mir die symbolische Bedeutsamkeit der Träume für ein eignes Geistesleben im Schlafe zu bestätigen schien, wiewohl in anderm Sinne, als Schubert die Sache nahm (Symbolik des Traumes 1814.), dessen Kopfsystem und Unterleibsystem und gefallener Phosphorus eine naturphilosophische Theorie der Hypothese und eine Theologie der Traumbücher voranstellten.

Jetzt kömmt mir Treviranus entgegen mit Erfahrungen, guten Gründen, bestimmterer Durchführung. Jener Studirende, welcher mehrere Wochen hindurch im Schlafe laut redete, und nach von Hovens Beobachtung in diesem Traum ein eigenes zusammenhängendes, von dem wirklichen ganz verschiedenes Leben führte (Biologie Bd. 6. S. 55.), machte anschaulich, was uns alle Tage und Nächte begegnet, aber höchstens unsre dunkele Erinnerung ahndet. Unser Biologe sagt deshalb: „Es ist eine Annahme, die keiner Erfahrung widerspricht, womit sich im Gegentheil manche Erscheinungen des Schlafwandels in Uebereinstimmung bringen

lassen, daß der Mensch in seinem irdischen Zustande ein zweyfaches Leben führt, ein Leben in der Sinnenwelt während des Wachens, und ein anderes in der Welt der Ideen, während des tiefen von Träumen freyen Schlafs. Die Mittelstufe zwischen beyden ist das Träumen. Aus dem einen Daseyn findet keine Erinnerung in dem andern, wie aus dem Zustande des Hellsehens der Schlafwandler keine im Wachen, statt." (S. 70.) Und einen schönen Gedanken fügt er hinzu: „Vielleicht ist das Leben in der Ideenwelt um so reicher, je mehr sich die Seele im Alter von der Sinnenwelt zurückzieht." Lassen sich einer solchen Möglichkeit nur andre Möglichkeiten entgegensetzen, so erhält dadurch der Schlaf eine große Bedeutung für unser Leben, erfrischet den Geist, wie den Körper, entschädiget jenen, wenn dieser abstirbt, bringt aus seiner verborgenen Heimat Wahrheit und Weissagung in manchen Traum, verhüllte Erinnerungen in das Wachen, bey denen wir verwundernd fragen, woher sie stammen, und dennoch unser Gemüth von ihnen bewegt fühlen. Vielleicht ist unsere gesamte unmittelbare Erkenntniß des Nichtsinnlichen, vielleicht sind die Ur-

theile des Gewiſſens, die Zuverſicht des Glaubens, die Erfreuung durch das Schöne ein Ergebniß des zweyten Lebens neben und mit dem wachenden, und Plato, der einen früheren verloren gegangenen Zuſtand der Seele annahm, hätte dieſer Annahme für ſeine Lehre der Wiedererinnerung nicht bedurft, indem die Menſchen jeden Morgen aus dem Flügelleben des Schlafes und ſeiner Poeſie in die Proſa des gewöhnlichen Lebens fallen, worin bloß die edelſten und geiſtigſten von Zeit zu Zeit ein Wachſen der Seelenflügel deutlich empfinden.

Ich erſtaune über den weiten Gebrauch der Hypotheſe, und fahre fort. Jean Paul ſpricht von ſeinen Wahlträumen (Muſeum S. 349.), in denen er außer ſchönen Landſchaften noch ſchöne Geſtalten ſucht, und oft nach ihnen lange vergeblich herumfliegt, doch weiß er, daß ſie kommen müſſen, und wartet darauf mit Geduld. Traumproſaiſten werden es ihm als Traumpoeten ſchwerlich nachthun, indeſſen geb' ich die Erklärung, ein ſolcher Traum ſtehe an den Pforten des ſchöpferiſchen Schlaflebens und vertraue dem augenblicklichen Aufrauſchen derſelben, ohne jedoch immer die Hofnung erfüllt

zu sehen. Aber ist nicht der Zustand des bildenden Künstlers ganz derselbe? Er sinnet auf Gestalten und sucht sie, vertrauend, daß sie kommen werden, weil ein dunkles Bewußtseyn ihm von einer zweyten Welt weissagt, die in der wachen Sinnenwelt zwar nicht hervorgetreten, worin er aber jene Ideale wirklich angeschaut, welche der begeisterte Augenblick der Schöpfung ihm wiederbringt. „Die wahre Dichtung," schreibt einmal Jacobi, „muß jenem Traume gleichen, aus dem ein wahrhaftes lebendiges Weib ward. Adam hatte die Schöne innerlich gesehen, denn er war voll Sehnsucht nach ihr. Nun kam über ihn ein tiefer Schlaf, ein Schlaf vom Herrn, — und Gott schuf das Weib aus seiner Rippe." Oder meynet ihr Heiden in Poesie und Philosophie, das wirre Sinnenleben der Tagesarbeit und Hitze sey von Allem Schönen und Herrlichen die Mutter, und ein für sich blinder Geist und eine für sich blinde Phantasie kämen allmählig hintendrein? Sie offenbaren stets nur ihre eigenen Gesichte. Im Festhalten derselben für die sinnliche Darstellung besteht die Schwierigkeit aller Kunst und deren Uebung. Wenn wir mit Jean Paul zwischen

Vorstellbildern und Empfindbildern (Museum S. 313.) unterscheiden, und jene mit ihrer Dürftigkeit der Farbe wie des Umrisses gegen diese tief herabstellen, so besteht die Kunst und Geschicklichkeit des Künstlers darin, seine Ideale in Empfindbilder zu verwandeln, um sie durch Sprache oder Farben oder Tonreihen Andern vor die Sinne zu bringen. Lebhafte Träume geben Empfindbilder, z. B. die wahre Gestalt eines Freundes, der mit dir redet; nur geht es dem Künstler oft wie dem Träumenden: sobald er sein Empfindbild festhalten will, verliert es sich in ein Anderes und wieder ein Anderes, daß seine Sprache stockt, seine Farben und Umrisse unter der Hand verfließen, und seine Tonreihen verstummen. Wer je mit Darstellung sich beschäftigte, muß diese Erfahrung gemacht haben; niemand schreibt oder spricht eine Rede, wie das Empfindbild derselben vor seiner Seele gestanden, niemand bringt das Empfindbild einer Landschaft oder Gestalt unverändert auf die Tafel, kein Tonkünstler hat je ohne Abweichung in Noten gesetzt, was als Empfindbild seinem Ohre vorüberklang, ja selbst der Brief, den ich Ihnen gegenwärtig schreibe, kommt nicht auf

das Papier, wie er meiner Empfindung als Bild vorschwebte. Den Meister und Lehrling unterscheidet der Umstand, daß bey jenem ungeachtet der Verschiebung und Verwandlung seiner Empfindbilder dennoch etwas Tüchtiges und Ganzes entsteht, bey diesem hingegen lauter Stück- und Flickwerk die Noth seines Zustandes offenbart. Denke man sich eine bleibendere Gegenwart der Empfindbilder, und jede Darstellung wird unglaublich leicht, die Mittel derselben geben sich wie gerufen, woraus ich mir erkläre, daß magnetisch Hellsehende im Schlaf oft besser sprechen, als im ganzen wachen Leben, sogar in Versen, sogar in ausländischen minder geläufigen Worten, und würden sie etwa singen oder zeichnen, wovon mir keine Beyspiele erinnerlich, so müßte auch hierin ihre Ueberlegenheit zum Vorschein kommen. Ob die Phantasie — Schöpferin der Empfindbilder, — reproduktiv oder produktiv hiebey verfährt, macht keinen wesentlichen Unterschied, leichter ist allerdings das Wiederbringen einer Vorstellung im Gedächtniß, und das Gewahrwerden ihrer bestimmten Gränzen, aber mit der Vorstellung ist die Sache bey weitem nicht abgethan.

Wir sehen Maler stundenlang einen lebenden Menschen anschauen, dessen getreues Bildniß sie zu verfertigen streben, und manchmal wird ihr Werk dennoch unähnlich, oder halb ähnlich, oder verdrießlich ähnlich. In der Gegenständlichkeit ihrer Vorstellung ist dieser Fehler nicht zu suchen, eben so wenig in der Handfertigkeit, wenn sie sonst schon nach dem Leben gemalt und Züge getroffen; es liegt daran, daß sie von dem bestimmten Menschen vor ihnen entweder gar kein Empfindbild gewonnen, oder nur ein halbes gewisser Theile, oder eines mit unangenehmen Nebenzügen. Ich pflege deswegen wohl zu behaupten: der Bildnißmaler müsse jemanden, den er kennt, ohne alle Sitzungen getreu darstellen, was er gewiß leistet, sobald jenes wahre Empfindbild ihm sitzt, welches in Träumen schnell hervorgaukelnd schneller noch verschwindet. Während des Wachens geht es nicht anders, helle Gestalten, wahr und leiblich, treten vor das innre Auge; aber ehe du die Reißfeder zur Hand nimmst, sind sie weg, und kommen nicht wieder. Die Thiere haben es darin leichter, ihrem Traumleben — wenn dieses der rechte Ausdruck — ist ein einziges Em-

pfindbild bleibend gegenwärtig, an deſſen Aeußerlichwerdung ihr Kunſttrieb ſich erſchöpft, der keiner Weckung und Lenkung des Willens nach mannichfaltiger Richtung fähig iſt oder bedarf, und darum Werke hervorbringt, worüber der einen weiten Abſtand fühlende Menſch dennoch ſtaunt. Treviranus beſtätigt Alles, wenn er ſagt: „Jene Bilder der produktiven Einbildungkraft ſind in gewiſſer Hinſicht für das Thier, was für den Künſtler und Dichter deſſen Ideale. Sie fließen jenen nicht aus der Sinnenwelt zu (ſo wenig wie Empfindbilder aus bloßen Vorſtellungen), ſondern gehen der Erfahrung vorher (oder folgen ihr nach) und bilden eine eigne Welt, in deren Anſchauung die Seelenkräfte ſchon einen gewiſſen Grad von Uebung erlangt haben, bevor noch das Thier mit der äußeren Natur genau bekannt geworden iſt. Daher die große Sicherheit in allen Handlungen, die ſich auf den Kunſttrieb beziehen .... Bey dieſen Bildern, dieſen Lebensidealen, iſt mit dem Erwachen des Inſtinkts zugleich der Gegenſtand deſſelben im Geiſte vorhanden.“ (Biol. Bd. 6. S. 15.) Reimarus kann gleichfalls unſer Gewährsmann ſeyn (Kunſttriebe der Thiere S. 20.

als dieſe für die Dörfer, unſer ganzes Leben iſt ein Stell dich ein für zwey Welten.

Ich folgre hieraus: es giebt gar keine bloße Sinnenwirklichkeit für den Menſchen, weder in Anſchauungen noch in Begriffen; die Phantaſie, als vorſchaffend, als Urheberin der Empfindbilder, ſteckt ſchon immer darin. Sie webt den verſchwommenen Hintergrund — eine herüberſcheinende Morgenröthe des Schlaflebens — für die deutlicheren Gegenſtände des Vorgrundes — für Leiden und Freuden, für Irrthum und Wahrheit des Wachlebens. Die Empfindbilder der Urphantaſie ſind das Maaß des Wirklichen, ſeiner Wahrheit, ſeines Werthes, ſeiner Schönheit, und ſpräche man von einem An ſich der menſchlichen Erkenntniß, ſo wäre dies in einer präſtabilirten Harmonie des objektivirenden Geiſtes mit den Objekten, in einer erfüllten Weiſſagung der wahren und wirklichen Welt zu ſuchen. Das Bewußtſeyn dieſer Weiſſagung und eines freythätig die Wirklichkeit erwirkenden Willens hat der Menſch ſchlechthin vor dem Thiere voraus, dadurch iſt er ein „denkendes Weſen, beſitzt das Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden, Wahrheit und Recht zu er-

kennen, und ein Uebersinnliches zu ahnden. Nicht die Sprache giebt ihm diesen Vorzug, sie ist Folge, nicht Ursache desselben." (Biol. Bd. 6. S. 9.) Weil alle eigentliche Geisteswirksamkeit eine persönliche, individuelle ist, nur dem Menschen auf der Erde zukommend, so erläutert sich daraus, was Treviranus bemerkt: „es gebe zwischen Mensch und Thier keine einfache Stufenleiter; der Abstand zwischen dem Menschen und den Säugethieren sey noch weit größer im Geistigen, als im Körperlichen. (Biol. Bd. 6. S. 24.) Was der Mensch als Art in Vergleichung mit den übrigen Thieren nach seiner sinnlichen Natur ist, wird sich vielleicht aus der Bildung seines Gehirns und seiner Nerven erklären lassen. Aber schwerlich wird es je gelingen, hieraus die Stufe zu bestimmen, die er als Individuum seinen geistigen Anlagen und Fähigkeiten nach einnimmt, und gelänge auch dies, so würde es doch nur möglich seyn anzugeben, was der einzelne Mensch ist, nicht aber, was aus ihm werden kann und werden wird." Ferner stellt Treviranus den aus reicher Beobachtung gewonnenen Grundsatz auf: „Je mehr eine Funktion thierischer Art ist, desto mehr steht

sie mit der Organisation des Gehirns und Nervensystems in Verbindung. Je mehr sie dem Gebiet des bewußten Lebens angehört, desto weniger genau ist sie mit dieser verbunden." (Biol. Bd. 6. S. 72. 75.)

Nehmen Sie keinen Anstoß, mein Freund, an dem Reden unsers treflichen Biologen von Anlagen, vom Werden, gegen deren philosophische Geltung ich Ihnen einst meine Bedenken mitgetheilt. Wir wissen wohl, wie alle unter Abbildern entstandene und namenlose Urbilder (das ewige Seyn) nicht nennende Sprache ihre Zeichen findet, und können das Bezeichnete in unsre Worte übersetzen. Mehr im Ausdruck übereinstimmend ist folgende Stelle: „Jeder empfängt beym Eintritt ins Leben von der Natur ein Pfund (das ursprüngliche Verhältniß seiner Doppelwelt), womit er zu wuchern hat. Nur wenige werden sich dieser Gabe in dem Drange und der Noth des Lebens bewußt, und deswegen ist das Daseyn der Meisten wie das zwecklose Umherirren einer zerstreuten Bienenschaar." (Ebendas. S. 19.) Nun ja, das Seyn ist nicht durchgebrochen, würde ich mit den Quäkern sagen, und was werden unsre Philosophen

antworten? Sie sprechen von Kategorien, Beweisen, allgemeiner Wissenschaft, allgemeinen Maximen, allgemeinen Kunstgesetzen. Das sind Dörfer, in denen man die Gräfinnen erwartet. Jener zerstreuten Bienenschaar erscheinen sie als böhmische Dörfer, das heißt solche, deren Boden man nie beschritten, mithin auch in ihnen nach Nichts sich gesehnt.

Des Menschen Daseyn und Leben beruht darauf, wie er schläft, wacht, und auch in der Mittelstufe von beyden träumt. Vielleicht ist das Schlafen bey Jedem sein höchstes Thun, ein rechtes Wachen, nur von Wenigen verstanden, und die Träume schwärmen dazwischen als seltsame Amphibien. Entschieden genug muß dies Alles von der Individualität abhängen, oder lehre einmal deinen Nachbar — wie du ihn Sprache lehrst, dir nachträumen und nachschlafen. Ich habe Ihnen früher das Denken als ein Individuelles bestimmt, die Wahrheit als eine individuelle Setzung, das Verstehen als Eingang in fremde Individualität, durch den eine gemeinschaftliche Muttersprache der babylonischen Sprachverwirrung ein Ende macht,

ich habe geredet von Vorgesichten der Wissenschaft als ursprünglicher Bejahung, welche jeder Verneinung zum Grunde liegt, vom Licht der zweyten Welt, vom Sternenschimmer, von den Sehern und einer Gemeinschaft ihres Glaubens, von Offenbarung und Weissagung, innerlich äußerlich, und umgekehrt (Brief IV.), vom Menschenwerk der Einförmigkeit, vom Anfang und Ende im Menschen, dem das erste A und O fehle, von der Nichtänderung des Grundcharakters, von Prädestination (Brief V.) von dem Außer ihr der Philosophie als ihrem regierenden Geist, ja sogar von einer vorherbestimmten Philosophie des Einzelnen (Brief VII.), — und sagen Sie sich selbst, wie das Alles mit meiner Hypothese, mit Treviranus, mit dem magnetischen Hellsehen, zusammenhängt, woran ich damals gar nicht dachte. Mir wenigstens kommt es vor als eine Gedanken Symphonie, deren Ganzes ich dem Fernen mittheilen möchte samt dem Orchester dazu, wenn nur mehr als schwache Beschreibung möglich wäre; ähnlich einer Sphärenmusik des Pythagoras, welche der Hörer hört, der Nichthörende durch keinen Sprachlaut vernimmt, und für welche ein Echo in der

Bruſt vorhanden ſeyn muß, um wiederzutönen vor dem Klange.

Selbſt meine Lehre vom Welthypochonder, die ich Ihnen einſt (Brief II.) an dem Leben dreyer ausgezeichneten Menſchen anſchaulich zu machen ſuchte, erhält eine unerwartete Löſung. Heiterkeit und Freude ſtammen aus der Harmonie des höheren — im Schlafe vielleicht uns alle Nächte bewußten — Lebens mit dem wachenden Tagesleben. Der niedergedrückte Menſch weiß nicht, woher ſein Misbehagen ſtammt, ſucht es in Leibesübeln, im Mangel an Zerſtreuung, und ahndet nicht die viel tiefere Quelle, nämlich eine Diſſonanz der urſprünglichen Lebensmuſik, die lediglich durch ein kräftiges Eingreifen des Willens, als dem Zeugen aus der Höhe, zur Conſonanz werden kann. In dieſem Sinne iſt wahr, daß Tugend und Religion den Menſchen glücklich machen, denn der tugendhafte und religiöſe Wille iſt der ſtärkſte, ein Hebel der Welt, ein Wiederbringer des geſtörten Maaßes, der göttlichen Meßkunſt, und eine unauslöſchliche Morgenröthe der Ewigkeit.

Unſer Leben gleicht dem Neu-Monde, welcher ſeine dunkle Seite der Erde, ſeine helle

der Sonne zukehrt, — nur mit dem Unterschiede, daß die Achsendrehung des Mondes fehlt, und Finsterniß wie Licht auf zwey verschiedenen Hälften bleiben, ohne sich gegen einander auszutauschen. Fassest du von der Erdseite das Leben, so herrscht die Nacht, und du kannst es nicht anders fassen, weil du auf der Erdseite wachst, und von deinem Schlafe Nichts dir bewußt wirst. Dennoch schießen einige Stralen am Rande der finsteren Hälfte hervor, es ist eine von Träumen begleitete Frühaurora, und einige zurückgeworfne Stralen sendet auch die Erde hinauf. Genügen dir diese nicht, und richtest du keinen hellen, sondern einen düstern Blick auf die Umgebung, so wähnst du das Leben ohne Sonne, eine Nachtoberfläche voll ausgebrannter Vulkane, voll todter Meere und schweigender Wüsten.

Wirklich ist hiedurch angedeutet, was alle philosophischen Lehren ihrem innern Wesen nach scheidet. Der helle Blick gewahrt Freyheit des Geistes, der düstre gewahrt ein dunkles Schicksal. Sowohl Freyheit als Schicksal sind unbegreiflich, nur meynen Manche, das letztere sey wissenschaftlich besser, wegen der Einfärbigkeit seiner Nacht. Fichte nennt die Lehre von der Freyheit in An-

wendung auf das empirische Subjekt die Gränze aller Begreiflichkeit, „weil Begreifen das Anknüpfen eines Denkens an das Andre, und jeder Akt der Freyheit ein absolut Erstes sey" (Sittenlehre S. 237. 238.); aber ist denn die Nacht des Schicksals mehr als Gränze, und begreift man das absolut Erste des Schicksals? Gleichwohl habe ich Ihnen von Prädestination geschrieben, die Schicksal heißen könnte, und bin vielleicht mit mir selber uneinig. Schwer ist darüber zu reden, die Uneinigkeit liegt in der Sache. Wahre Freyheit ist Selbstbestimmung, Zwecksetzung, ein Wollen des Gewollten. Dieses in eine Zeitfolge gestellt, giebt die Begriffe vom Beharren des Willens, des Zwecks, der Bestimmtheit, und weil das Spätere immer von dem Früheren abhängig gedacht wird, von Prädestination. In der Zeitreihe ist dann alles Geschehende determinirt, dies heißt Gesetz, Nothwendigkeit. Hebe die Zeit in Gedanken auf, und es bleibt die ursprüngliche Determination des freyen Willens. Man könnte daher sagen: die Freyheit bestimmt ihre eigne Determination in der Zeit, sie ist für das auseinander gezogne Bild der letzteren Prädestination, Vorherbe-

stimmung, angeschaut als nothwendiges Gesetz. Das Bild des menschlichen Handelns in der Zeit hieße nun der Charakter; dessen stehendes Seyn (das Gesetz des Successiven) eben freye Selbstbestimmung wäre, das Nach schon mit dem Vor, und das Vor schon in dem Nach bestimmt. Wollte man den reinen Begrif der Zeitfolge auffassen, in welchem das Nach bloß durch ein Vor bedingt ist, so hätten wir die gewöhnliche Lehre des Determinismus. Sie steht und fällt mit dem empirischen Begrif der bloßen Zeit. Wie eine Anschauung des Wirklichen im Gemüthe zur Weissagung wird, sobald ich Zeit und Raum dazwischen schiebe, so wird die Selbstbestimmung der Freyheit durch dasselbe Zwischenschieben zur Prädestination. Endursachen bezeichnen ebenfalls Nichts Anderes; die Zeit liegt zwischen der Ursache und demjenigen wohin und wofür sie wirkt. Wenn wir in unserm zeitlichen und räumlichen Leben feste Ordnung und zweckmäßigen Zusammenhang wahrnehmen, nennen wir dies Nothwendigkeit. Eben so gegenwärtig wie diese ist uns das Bewußtseyn der Freyheit, welches sich aber auf ein dem Sinnenleben unbekanntes Wirken —

worin die bekannten Zeit- und Raumverhältnisse fehlen — bezieht.

Natürlich geben Sinnenanschauungen und die daraus gewonnenen Begriffe bloß Einsicht vom Zeitlichen und Räumlichen, nicht von dem Bewußtseyn der Freyheit und jenem Andern — eben deshalb Uebersinnlichen. Vielmehr können wir in Raum- und Zeitverhältnissen den Begrif der Freyheit — welcher sich auf jenes fremdartige Bewußtseyn stützt — nur auffassen als Negation, nämlich Verneinung eines nothwendigen Zusammenhangs, Gesetzlosigkeit; Zufall genannt in der Zeitfolge von Naturereignissen, Willkühr in der Zeitfolge von Handlungen. Gleichwie selbstbestimmende Freyheit in eine Zeitfolge gestellt, die Wurzel des Begrifs von Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit ist, so wird unbestimmte Willkühr die Wurzel des Begrifs vom Zufall, vom Zwecklosen, Gesetzlosen. Genau genommen trifft nur mit dem letzteren die Annahme eines Schicksals zusammen, mit dem ersteren die Annahme einer Vorsehung.

Nicht zu verwundern ist, wenn über solche einem doppelten Bewußtseyn angehörige Be-

griffe auch eine Doppelsprache eintritt, oder eine Vorliebe für diesen und jenen Begrif, gleichsam eine Majoratstiftung des Denkers im Erbe der Wahrheit. Wenige Philosophen entschlossen sich, den Zufall an die Spitze zu stellen, ihm widersprach zu sehr das geistige Bewußtseyn der Selbstbestimmung und er taugte nicht zur Erklärung eines in Raum und Zeit Geschehenden. Weit allgemeiner entschied man für Nothwendigkeit, unter welcher Alles beschlossen sey, wodurch dann das Frühere in der Zeitfolge als Grund des Späteren angesehen werden konnte, und die Begriffe des Zusammenhanges wie der Gesetzmäßigkeit ihre Stelle fanden in der Erkenntniß. Obwohl nun Nothwendigkeit, wie erinnert, nur unter Voraussetzung des Freyheitbegriffes besteht, so suchte man doch letzteren wegen seines für Raum- und Zeitverhältnisse fremdartigen Inhalts abzulehnen, und ließ die Nothwendigkeit sich selber genügen*), wo dann Frey-

*) Doch bemerkt Jean Paul mit Recht: „Selber der alles durch Ursachen begründende Läugner der Freyheit, nimmt wider Wissen ein Schicksal oder in der ersten Urnothwendigkeit etwas von Gründen Unbedingtes als Freyheit an.“ (Museum S. 152.)

heit als bloße Verneinung des Gesetzlichen, der Ordnung, als Willkühr, als leerer Begrif des Regellosen erschien. Sogar die Vertheidiger der Freyheit sind in diesen Irrthum verfallen, wenn sie eine Freyheit der Willkühr annahmen, und dadurch ihren Gegnern Blößen gaben. Die wahre Freyheit ist kein Negatives, Willkührliches, sondern das höchste Positive, die große Freyheit Augustins, dadurch nicht Eins und dasselbe mit dem Sinnlichen, mit Raum- und Zeitverhältnissen, sondern dieselben beherrschend, und ihr in Raum und Zeit aus einander gezognes sinnlich aufgefaßtes Bild ist eben Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit. Anschaulich wird jener Irrthum in der Beurtheilung menschlicher Handlungen. Tugend und Recht, sagen die Freyheitlehrer, stehen und fallen mit der Freyheit, aber sie grade schließen das Willkührliche aus, befinden sich damit im Kampf, wollen ihre Nothwendigkeit und Ordnung gegen Willkühr behaupten. Von der Sinnenseite, von dem Standpunkt einer sich selbst genügenden Nothwendigkeit — welche genau genommen die bloße Zeitfolge ist — scheint sogar das Bewußtseyn den Irrthum zu bestätigen, weil jeder Mensch

ſich ſagt, er habe anders handeln können, als er gehandelt, er wähle beliebig zwiſchen Entgegengeſetztem — handle mithin willkührlich — nur wird dieſes Bewußtſeyn ſelber unrichtig aufgefaßt, denn es iſt nicht ein Ergebniß der Willkühr, ſondern der unvertilgbaren — obwohl unbegriffenen — über Zeit und Raum erhabenen Freyheit. Darum bringt der tugendhafte und rechtliche Charakter uns kein unbeſtimmtes — zufälliges — Seyn vor Augen, ſondern ein ſehr beſtimmtes. Ziehn wir dieſes aus einander im Zeitleben, ſo ſind die tugendhaften und rechtlichen Handlungen als freye Handlungen, prädeſtinirt, vorausbeſtimmt. Kann doch Ein Menſch wiſſen, was der Andre thun wird, wenn er deſſen Charakter, Zweckſetzung, Willensſtärke kennt! Somnambülen ſagen manchmal voraus, was ſie im Wachen vornehmen werden, obgleich ſie im Wachen der Vorherſagung ſich nicht erinnern. Fichte bemerkt: „es iſt ganz richtig, wenn man urtheilt: in dieſer Lage, d. h. bey dieſer Denkart und Charakter konnte der Menſch ſchlechthin nicht anders handeln, als er gehandelt hat. Es würde aber unrichtig ſeyn, wenn man hiebey mit ſeinem Urtheile ſtehen bliebe, und behaupten

wollte, er könne auch keinen andern Charakter haben, als er habe. Er soll schlechthin sich einen andern bilden, wenn sein gegenwärtiger Nichts taugt, und er kann es; denn dieses hängt schlechterdings ab von seiner Freyheit." (Sittenlehre S. 237.) Ganz verschieden zeichnet Fichte den Charakter des aus Willkühr handelnden Menschen (Ebendas. S. 243.); was er von Charakteränderung sagt, nannte ich Durchbruch.

Freyheit des Willens bedeutet autokratische Macht, deren Selbstbestimmung im Raum- und Zeitreiche wegen der darin wahrgenommenen gegenseitigen Abhängigkeit, als ein Negatives, Zusammenhang und Ordnung gleichsam Unterbrechendes — Wundersames, Willkührliches — überhaupt verkehrt Stehendes erblickt wird. Sogar der richtigste Ausdruck für Freyheit, — Unabhängigkeit des Willens von der Begierde (Jacobi) — trägt dieses negative Kennzeichen. Man denke sich den höchsten freyen Willen, der zugleich Allmacht ist, so verschwindet das verneinende Merkmal, und geht über in die vollkommenste Bejahung, in eine Vorsehung, eine Prädestination für Zeit- und Raumverhältnisse, Gesetz und Ordnung schaffend, zu denen auch die freyen

Handlungen der Menschen mit ihrem Vor und Nach gehören. Keineswegs wird dadurch menschliche Selbstbestimmung aufgehoben, sondern sie ist in das Weltgesetz aufgenommen; was die Begriffe zwischen Vor und Nach nicht einsehen, wovon aber das tiefere Bewußtseyn der Freyheit Kunde giebt. Von diesem Standpunkt erscheint die sich selbst genügende Nothwendigkeit, das blinde Fatum, dessen Causalverhältniß der bloße Zeitzusammenhang ist, als das Negative, nämlich als Verneinung selbstbestimmender Freyheit, ihres Gesetzes und ihrer Ordnung, als ein leeres Abstraktum sinnlicher Zeitanschauungen, dessen Leerheit weder Anfang noch Ende hat.

Fichte hatte Recht, wenn er sprach: „man beweise, daß der Wille nicht frey sey, aus der Voraussetzung, daß er es nicht sey." (Sittenlehre S. 208.) Wer nämlich die bloße Zeitsuccession voranstellt, oder sie als ewiges Schicksal — das Werden des Spinoza, — zum höchsten Seyn erhebt, der setzt die Freyheit als Null, und erklärt sich das Bewußtseyn derselben im menschlichen Zeitleben aus dem Nichtbewußtwerden des blinden Causalverhältnisses, dem der Mensch unterworfen. Umgekehrt, wer das Seyn der

Freyheit voranstellt, der setzt das blinde Fatum als Null, und erklärt den Begrif desselben aus der Unmöglichkeit eines sinnlichen Bewußtwerdens der freyen Causalität. Ich sagte vorhin: Was für die Handlungen die vorausbestimmende Freyheit, das ist für das Denken die Weissagung. Beyde leuchten mit wunderbaren Blitzen durch die Welt der Abbilder, und werden von ihren Satzungen nicht begriffen. Der in Raum und Zeit anschauende und reflektirende Mensch hält die Wahrheit für ein Ergebniß seines successiven Anschauens und Denkens, hält das Handeln für eine Determination des Späteren aus dem Früheren; wer die Freyheit als ein Erstes Anfangendes über Raum und Zeit erhebt, der hält die Wahrheit für gegeben, und das successive sinnliche Anschauen und Denken ihr untergeordnet; ihm ist das Wesen des Handelns eine von Zeit- und Raumverhältnissen unabhängige Determination. Weil die Welt der Urbilder unserm Sinnenleben nicht zum objektiven Bewußtseyn gelangt, so kann die Ueberzeugung davon nur als Ahndung, als Glaube, als unmittelbare Gewißheit in den Kreis der Sinnenanschauungen und ihrer Begriffe fallen; als „Gefühl der

Wahrheit und Gewißheit," worauf Fichte sich beruft (Sittenlehre S. 217. 220.), und womit Ruhe und Befriedigung verknüpft ist.

Gemäß dieser letzteren Annahme bestimmte ich Ihnen vor Jahren die Vernünftigkeit des Menschen als „Eintreten der Herrschaft in das vorstellende Bewußtseyn vermittelst absichtlicher Abstraktion und Reflexion" (Vertraute Briefe über Bücher und Welt S. 307.). Hr. Beneke in Berlin wendet dagegen ein: „Das Wollen beym Denken sey keine Vollkommenheit, sondern eine Unvollkommenheit, freylich in jener geistigkräftigeren Sinnlichkeit (welche nach ihm den Vorzug des Menschen ausmacht) begründet. Wie überall nämlich, so sey auch beym Denken das Wollen nur ein Mangel, eine Unfähigkeit, eine Gehemmtheit der gemeinsamen Vorstellung, welche als Begriffthätigkeit hervortreten soll, an diesem Hervortreten aber durch Unklarheit oder Schwäche der dazu zusammenwirkenden Vorstellungen gehindert wird." (Grundlegung zur Physik der Sitten 1822. S. 326.) Das Werk, worin dieser Einwurf gemacht wird, bildet zwar ein Gegenstück zur Kantischen Metaphysik der Sitten, und trifft

dadurch hauptsächlich Kants Pflichtenlehre, gegen welche der Verf. mich zum Genossen hätte, inzwischen ist dennoch die Fehde gegen alles Metaphysische gerichtet, aus Raum- und Zeitverhältnissen Psychologie entwickelnd, mit Jacobi darin einig gegen Andre, daß Gefühle die Quelle der Wissenschaft vom Sittlichen sind (S. 10. 80.), aber uneinig in der Lehre von Freyheit. Schon die Aeußerung: „metaphysische Freyheit solle das Vermögen seyn, unabhängig von allen Antrieben zwischen Gutem und Bösen zu wählen" (S. 75.), bestimmt sie als das Negative, Willkührliche, wovon ich Ihnen grade schrieb, und folgerecht nennt der Verf. sie dann ein leeres Nichts. Kein Wunder ferner, wenn hienächst das Wollen beym Denken als Unvollkommenheit, als Mangel erscheint — im Handeln eben so, wegen des Kampfs mit Hindernissen — denn die sich selbst genügende Nothwendigkeit des Zeitverlaufs — Sie kennen schon diesen Ausdruck — wurde als das Vollkommene gesetzt. Nennt nun Hr. Beneke das Erringen des Erstrebten Vollkommenheit, das Streben an sich selbst nicht (S. 327.), — immerhin; — hier ist ja Eintreten einer Zwecksetzung, einer

ken und Reden zum Kern der Weisheit machte. Die Erinnerung ist beschämend, obgleich Protagoras bloß in der Sinnenseite des menschlichen Thuns und Denkens befangen gewesen, und seinen Ausspruch über Zufall und Wandel derselben dennoch nur aus dem Bewußtseyn des Gegensatzes mit einem Unwandelbaren dagegen sich negativ Verhaltenden geschöpft. Kein Mensch würde sprechen vom Schicksal und Ohngefähr, wenn nicht in ihm Etwas über beyde hinauswinkte. Freylich wird dadurch die Sprachverwirrung nicht aufgehoben, und auch sie ist ein Nothwendiges in unsrer Welt der Abbilder. Aber man soll sich trösten über Misverständnisse, sobald man einsieht, weshalb sie statt finden, und begreift, warum der Gegner nicht begreife. Vor fünf und zwanzig Jahren ward mir erzählt von einem Jenaischen Magister, — Meister vielleicht von sieben Künsten und Wissenschaften — der Wolf und Kant vom Katheder wiederlege, und hinterher ausrufe: „Der Magister hat Recht!" Es giebt Gründe ihn für unsterblich zu halten, so daß er noch heute leben muß. Wie könnte mir einfallen, diesen Magister, der zu seinem Rechthaben ge-

wiß prädestinirt ist, durch Gegengründe zu überzeugen, da er obendrein Nichts drucken lassen?

Lieber möchte ich rüstige Streiter auf ein philosophisches Grütli einladen. Der Idealismus lehrt eine subjektive Vorstellungwelt, und wir stimmen bey, daß vor- oder nachgeschaffene Empfindbilder in allen sinnlichen Wahrnehmungen stecken. Der Materialismus behauptet das sinnlich objektive Gewahrwerden, und die Augenscheinlichkeit spricht für ihn, nur wird seine Hypothese des bloßen äußern Nervenreitzes und einer für sich selbst leeren Phantasie wenig frommen. Die Identitätlehre verkündigt den Erfahrungsatz der Einheit des Geistigen und Körperlichen im menschlichen Daseyn, welches einzuräumen, im Fall man die anspruchvolle intellektuelle Anschauung, deren Indifferenz in der Reflexion zur Differenz wird, als ein Abstraktum des Verstandes — die Substanz der Spinoza mit den beyden Eigenschaften der Ausdehnung und des Denkens — betrachtet. Wenn die Skeptiker unsre Genossenschaft ausschlagen, so geben wir zu, daß eine vorläufige Uebereinkunft und nicht ein ewiger Friede der Zweck systematischer Verhandlungen wie des Lebens sey.

Kein System wird mit seinen Begriffen des Gegners und der Sache Meister, aber man begreift die Systeme aus der Beschaffenheit ihrer Sache und der zur Erklärung ergriffenen Hypothese. Wir selbst wählten eine Hypothese als Tonleiter unsrer Philosophie der Philosophie.

Belege für die gegebnen Mittheilungen liefert der Gang neuerer Natursysteme in Bezug auf das Entstehen der Pflanzen, Thiere und Menschen. Statt mit dem ersten Kapitel des ersten Buchs Mosis den Knoten zu zerschneiden, wählen sie, wie Jean Paul sagt, einen längeren und gelehrteren Weg; nach ihnen ist das ganze Organische Reich nur das Gewirk des in der Jugend feurigeren Kräftebundes von Elektricität, Wärme, Galvanismus u. s. w. und die höheren Organisationen sind nur Blüten und Früchte aus dem Laube der früheren niedrigen (Museum S. 103.). Aus einem Urschleime mag dann, nach Oken, Jegliches hervorgehen, über und aus dem Unvollkommenen das Vollkommnere, ja sogar der Mensch mag sich in ein noch höheres Erdgeschöpf hinaufbilden und verlieren können, für welche Behauptung, so wie für die ganze Ansicht, auch Treviranus als Zeuge auf-

tritt (Biol. Bd. 3. S. 225. 226. Vergl. Jean Pauls Museum S. 133.). Alle Naturbeobachtung nämlich muß zum Grunde legen das sinnliche Gewahrwerden samt der Zeitsuccession, und der ihr folgende Begrif faßt selbige entweder atomistisch oder dynamisch, welches letztere die Neueren vorzogen. Blumenbach sprach von einem Bildungtriebe — noch allgemeiner sprachen Andere von Produktivität — und sie bezeichneten damit das Prinzip jenes successiven Gewahrwerdens. Ein Geistiges Immaterielles, vom Körperlichen Unterschiedenes, ward dadurch nicht gesetzt, sondern höchstens „ein der Schwere und dem Magnetismus (Galvanismus, Elektricität) Aehnliches, das den Grund seiner Thätigkeit in sich selber findet" — eine sich selber genügende Nothwendigkeit (Biol. Bd. 4. S. 629.). Gegen ein solches sich selber Genügen, und daß der Wissenschaft dadurch ein Licht untergehe statt aufzugehen, hat Jacobi seine spekulative Kraft aufgeboten, und besonders die verneinende Stellung der Naturphilosophie gegen Freyheit, göttliche Vorsehung, überhaupt gegen metaphysische Begriffe, kenntlich gemacht. Antworten ließ sich: man wolle

eben keinen Dualismus, man halte sich an die Immanenz des Werdens, an das Dicke (Räumliche in der Zeit), zum Unterschiede von dem Dünnen, Leeren (Nichträumlichen außer und über der Zeit), und wir begreifen wohl, mein Freund, wie das Umkehren der Position und Negation die Begriffe der Streitenden umkehren mußte. Sagte Kant: „es ist ein Gott eben deswegen, weil die Natur auch selbst im Chaos nicht anders als regelmäßig und ordentlich verfahren kann;" (Kleine Schriften Bd. 1. in der Vorr. zur Naturgeschichte des Himmels) so lautet der Gegensatz: „die Natur ist eben Gott, weil sie aus dem Chaos Regel und Ordnung hervorbildet und sich selber successiv fertig macht."

Desto merkwürdiger scheint mir in der Biologie, deren Hypothese ich mir angeeignet, wie dem treuen geistreichen Beobachter das Doppelseyn des Körperlichen und Geistigen durchbricht, welches er eigentlich als Naturforscher gar nicht sucht, sondern sich manchmal dagegen fast verwahrt (z. B. Biol. Bd. 6. S. 28.). Das Leben der sogenannten leblosen Körper — welches einem Chaotisten als Urleben gilt, worin jedes vollkommnere Leben eingewickelt steckt —

nennt Treviranus ein entlehntes Leben, gleichförmig gegen die Einwirkungen der äußern Welt reagirend, deren, als eines lebendigen Ganzen, Theile sie sind; was aber ein eigenthümliches Leben — mithin kein entlehntes — besitzt, ist unmittelbar oder mittelbar dem „Einflusse der Geisterwelt" ausgesetzt. „Ohne diese Verbindung des Lebens mit der Geisterwelt würden wir gar keinen Begrif vom Leben haben, weil es nur vermöge dieser Verbindung Körper giebt, die zufälligen und ungleichförmigen Erscheinungen ausgesetzt sind." (Biol. Bd. 3. S. 551.) Ich bitte hiebey zu bemerken: das Zufällige — ein Negatives für die sich selbst genügende Nothwendigkeit — sey grade der Charakter, unter welchem die Sinnenanschauung in ihrer Reihenfolge ein Prinzip des Geistigen gewahrt, und darum geneigt ist, dasselbe als ein fremdartiges Nichts zu läugnen. Unser Beobachter hingegen spricht: „man mag die Spuren von Elektricität, Magnetismus und sonstiger physischer Kräfte in den lebendigen Körpern aufsuchen und so weit wie möglich verfolgen; das Resultat dieser Nachforschungen wird immer nur seyn, daß jene Agentien im

thierischen und vegetabilischen Organismus sowohl als außerhalb desselben wirksam sind; aber nie wird „dadurch das eigentliche Geheimniß des Lebens enthüllt." (Biol. Bd. 4. S. 631.) „Nur eine hyperphysische Ursache kann letzter Grund des Lebens seyn." (Ebend. Bd. 5. S. 180.) Willkührliche Bewegungen — das heißt solche, deren Grund nicht im äußerlich angeschauten Zusammenhange von Ursache und Wirkung gegeben ist, — zeigen sich schon bey manchen Pflanzen, im Blutumlauf (Bd. 4. S. 654.), und in den Veränderungen, welche durch die Nervenkraft im thierischen Körper bewirkt werden. Treviranus erkennt eine plastische Nervenkraft, deren Charakter die Zweckmäßigkeit der Wirkungen ist (Biol. Bd. 5. S. 427.). Auch in ihr aber dürfen wir nicht glauben, den letzten Grund der thierischen Bildungprozesse gefunden zu haben; man muß dem Prinzip des Lebens einen gewissen Grad der Unabhängigkeit von äußern Einflüssen, von Selbstbestimmung zur Wirksamkeit, ein Analogon von Spontaneität, zuschreiben (Ebend. Bd. 4. S. 626.). Das ganze Leben hindurch gehen Thätigkeiten vor sich, die einer sehr bestimmten

Zweck haben, und sonst in Beziehung auf diesen Zweck nur durch den Willen mit Bewußtseyn hervorgebracht werden, wobey aber ursprünglich weder Bewußtseyn des Zwecks noch der Mittel statt findet. Solche Handlungen nennen wir instinktartige, und die innere Ursache derselben den Instinkt, oder den Naturtrieb (Ebend. Bd. 5. S. 429.). Alle willkührlichen Handlungen setzen schon Instinkt voraus (Ebend. S. 434.). Nichts ist gewisser, als daß es unter Allem, was Leben hat, eine Verbindung giebt, die nicht bloß materieller Art ist (Ebend. S. 451.). Autonomie ist der thierischen Natur eigen, und der Organismus, der sie besitzt, handelt vermöge derselben mit dem Schein des Bewußtseyns und der Freyheit, und doch unbewußt und nach nothwendigen Gesetzen. Es läßt sich nicht bestimmen, wie weit sich dieser Mangel an Bewußtseyn im Thierreiche erstreckt. Nur in uns selber kennen wir mit voller Gewißheit ein bewußtes Leben (Biol. Bd. 6. S. 6.). — An diese Aeußerungen des Biologen, die ich Ihnen hier nur kurz neben einander stelle, und welche nach ihrer vollen Ausführung erwogen zu werden verdienen, schließt sich die schon

erwähnte Lehre von der produktiven Einbildungskraft und eine derselben entsprechende Grundlage der Psychologie, wobey unser Naturforscher mit Recht von seinem Standpunkte die Immanenz der Kraft im Ganzen festhält, aber zugleich wieholt bemerkt: „das Prinzip des bewußten Lebens steht nicht in einem leidenden Verhältniß gegen die äußere Natur;" (Ebend. Bd. 6. S. 66.) und weder das Angeerbte in den Fähigkeiten und Neigungen beweist die Abhängigkeit der letztern von der Organisation, noch beweist die frühere und stärkere Entwickelung der Geisteskräfte in gewissen Krankheiten für eine enge Verbindung des Geistigen mit der Materie, sie läßt sich vielmehr zum Beweise des Gegentheils anwenden. „Ist die Psyche Nichts ohne den Körper, so kann sie nur im gesünden Zustande des letzteren mit voller Energie wirken. Besitzt sie eine von diesem unabhängige Selbstthätigkeit, so läßt sich einsehen, wie sie da, wo ihre Wirksamkeit weniger auf das Organ gerichtet ist, freyer in der Ideenwelt ihre Flügel schwingen kann." (Ebend. S. 69.)

Dies lautet fast wie Platons Lehre vom Sterben als dem höchsten Leben. Wenigstens

lese ich darin durchweg Bestätigung der Worte Jean Pauls gegen die organischen Maschinenmeister: „das Nebeneinanderziehen selbständiger verschiedner Körperkräfte zu einem Ziele setzt eine geistige Kraft voraus, welche anspannte und lenkte. Oder wollt ihr das unzählige Zusammenpassen äußrer Kunstgebilde mit den geistigen aus den Würfeln des Zufalls erklären? Oder wollt ihr noch kühner und schlimmer die geistige Ordnung selber zur Tochter der körperlichen, d. h. den Saitenspieler aus dem Nachklange eines Saitenspiels, erklären?" (Museum S. 153.)

Für alle Wahrheitforschung gilt das philosophische Axiom: „der Mensch begreift Nichts ohne den Dualismus des Geistigen und Körperlichen; aber diesen selber begreift er nicht." Jene Lehrgebäude, welche wegen der Unbegreiflichkeit des Dualismus ihn aufheben für die Gedanken, kommen von der Wahrheit ab, und begreifen dadurch noch schlechter. Jedes Begreifen setzt ein Unbegriffenes voraus, ein dualistisches Verhältniß, in welchem alles Daseyn, Leben, Denken, Thun, seine Wurzel findet. So ist Abhängigkeit nur gedenkbar durch Unab-

hängigkeit, Nothwendigkeit durch Freyheit, Physisches durch Hyperphysisches.

Unsre Hypothese vom Doppelleben verstattet eben deswegen so weite Anwendung; weil alles Wirkliche des Bewußtseyns Einheit eines Zwiefachen kund giebt, und man sagen könnte: die ganze Welt liegt zwischen dem Geiste und der Materie, als dynamische in Einsbildung beyder, sie ist so wenig bloßer Körper als bloßer Geist. Umgekehrt haben manche Systeme das Wirkliche als ein Zwiefaches der Einheit betrachtet, und dadurch dann die Wirklichkeit für Schein erklärt.

Begreifen ist Gleichsetzung des wirklich Verschiedenen und giebt ein wissenschaftliches Maaß der Dinge. Gleichsetzung des Gleichen ist ein Nichts in sich selber; Verschiedensetzung des Gleichen ist eine Zurückführung des Begreifens auf seine Elemente, eine wissenschaftliche Kritik des Maaßes und der Messung.

Wollten nun wissenschaftliche Untersuchungen den Dualismus des Bewußtseyns aufheben und die Gleichsetzung aus dem Gleichen — der absoluten Einheit begreifen; so wurden sie abgeschnitten von wahrer Wirklichkeit, verloren das wissen-

ſchaftliche Maaß und die wiſſenſchaftliche Kritik. Leere Abſtraktion mit leerer Abſtraktion gebiert bloßen Wortſchall, ein Nichts des Nichts.

Naturphiloſophie iſt zuvörderſt auf das Materielle, das ſinnlich Wahrgenommene, mit ſeinen Verſchiedenheiten, gerichtet. Sie beſitzt dadurch einen Hang zum Materialismus, d. h. zur Gleichſetzung alles Verſchiedenen im abſtrakten Begrif der Materie, als eines ſinnlich Wahrnehmbaren. Nur kann ſie dennoch nicht alle wahrgenommenen Erſcheinungen durch bloße Materie begreifen, ohne Vorausſetzung eines Nichtmateriellen.

Hinweiſung zum Letzteren enthält der Begrif Kraft. Keine Kraft iſt ſinnlich wahrnehmbar, ſondern nur ihre Wirkung. Ein Gegenſatz von Kräften giebt Handhaben der Erklärung für die Einheit des Erſcheinenden. *) Kräfte in ihrer Abhängigkeit und Gegenſeitigkeit ſetzen wieder eine unabhängige ſelbſtändige Kraft voraus. Hierin iſt der — höchſte oder

*) Vergl. meine Darſtellung des Weſens der Philoſophie. S. 376. 378.

tiefste — Urgegensatz für Wahrnehmung und Denken gegeben.

Weil dieser allem Begreifen unvertilgbare Dualismus — des Geistigen und Körperlichen — selber das Unbegriffene ist, so verfahren die Naturphilosophen ganz recht, wenn sie bey Erklärung materieller Verhältnisse nicht stracks zu Seelenkräften ihre Zuflucht nehmen; aber die fortgesetzte unbefangene Forschung wird am Ende zu deren Annahme kommen, sie wird von dem Begrif einer immanenten Kraft der Materie zu einer hyperphysischen geistigen emporsteigen. Physiologie geht über in Psychologie.

Wer mit bloßer Geisterlehre — Dämonologie — eine Wissenschaft der Sinnenwelt begründen wollte, hieße Schwärmer und Thor; denn seiner vernünftigen Besinnung müßte die Körperwelt durchbrechen in jenes Geisterreich, da keine menschliche Wahrnehmung eine geistige Wirksamkeit ohne körperliche Verhältnisse und Bedingungen kennt. Umgekehrt wird der bloßen Körperlehre ein Geistiges durchbrechen, als Prinzip des organischen Wirkens, einer nicht mechanischen Bewegung, des Instinkts, der höheren, aus dem Bau der Organe nicht zu er-

klärenden, Funktionen (Biol. Bd. 5. S. 425.), des eigenthümlichen Lebens, des Denkens und des Wollens. Fleisch und Blut wird dir solches nicht offenbaren.

Unsre durch Gleichsetzungen begreifenden Begriffe pflegen aus dem Allgemeinen das Besondre und Individuelle abzuleiten, und ich habe schon früher behauptet, diese Ordnung sey eine umgekehrte für die wirkliche Genesis menschlicher Wahrheit, in welcher vielmehr das Individuelle voranstehe. Folgende Erläuterung kommt mir zu Hülfe. Allgemeines ist in den tiefsten Classen der lebenden Wesen herrschend, das Individuelle wird sichtbar in den höheren Classen. Jeder Mensch hat seinen eigenthümlichen Gang wie sein eigenes Antlitz, so zeigt sich auch wohl das Individuelle bey Pferden und Hunden; aber Käfer und Würmer derselben Art sehen sich gleich, und einer bewegt Beine und Ringe wie der andre. Treviranus sagt: „Unter den Individuen des Menschengeschlechts giebt es eine unendliche Mannichfaltigkeit in Betreff der Qualität sowohl, als des Grades der geistigen Kräfte. Bey den Thieren unterscheiden sich nur die Arten in der verschied-

nen Qualität dieſer Kräfte, die Individuen weichen bloß in der Verſchiedenheit des Grades derſelben von einander ab..... Hierin liegt der Grund, warum der Menſch einer vielſeitigen Bildung, das Thier nur einer einſeitigen Abrichtung fähig iſt." (Biol. Bd. 6. S. 12.) Die Thiere paſſen deswegen beſſer in unſre logiſche Begrifreihe, als wir ſelber, und ſobald man ihr gemäß das Allgemeine als das Höchſte betrachtet und daraus das Individuelle abzuleiten verſucht, muß man aus dem Unvollkommenen der tieferen Claſſen das Vollkommnere der höheren hervorgehen heißen. Solche Erklärung iſt allemal keine, eben weil das Individuelle die Logik und deren Allgemeinheiten überbietet. Könnten die Thierarten möglicher Weiſe zum Selbſtbewußtſeyn und zum Syſtem ihrer Vorſtellungen und Triebe gelangen, ſo ſtände bey ihnen das Allgemeine voran. Das Selbſtbewußtſeyn der Bienen, welche nach Hubers Beobachtungen für ihren Staat gar dienlich die Königin zu erzeugen wiſſen und keine andre Legitimität, als die der Geburt, brauchen, würde eine ganz allgemeine Staatwiſſenſchaft beſitzen, das Spinnenbewußtſeyn hätte die allge-

meine Wissenschaft des Gewebes und so fort im Reiche der Insekten. Bey Bienen, Spinnen, Ameisen, Käfern, ist ein allgemeines System der Philosophie denkbar, der Mensch hat ein individuelles. Ist es nicht Unnatur, mit einseitiger und zugleich einförmiger allgemeiner Abrichtung das Vielseitige der Bildung des Menschengeschlechts wegschaffen zu wollen?

Wieder komme ich auf meinen alten Satz zurück: die Welt der Ideen ist eine individuelle, Welt des Geistes, als des Anfangenden, Freyen. Diese Welt ist nicht hervorgegangen aus einer Allgemeinheit, mithin auch nicht das ursprünglich Wahre, nicht die Religion, die Tugend, das Schöne, eben so wenig als aus sinnlich reproduktiver ästhetischer Phantasie, ungeachtet man sowohl in ihr, als in abstrakten Begriffen die Quelle der Ideen gesucht. Gewiß sinken sie oft im Sinnenleben von ihrer Höhe, die Religion wird zum Dogma und Kirchenbrauch, die Tugend zum Leib guter Werke, die Schönheit zur Gestaltung des bloßen Sinnenreitzes. Aber jener höhern Individualität der Ideenwelt — für welche Allgemeinheiten

der Begriffe und Sinnengestalten der Phantasie nur Symbole sind — strebt Alles in der Schöpfung entgegen, bey den Thieren merkbar als Instinkt, bey dem Menschen als bewußte Herrschaft seines Denkens und Thuns. Das individuelle Seyn der Seele — das Angeborne — macht alles Werden — Lernen — möglich, nämlich ein Hinausstreben zum Seyn. Im Werden entsteht die Ueberlieferung. Sie zeigt sich schon als Naturerbschaft, wie Haller erbliche Geschicklichkeiten der Thiere behauptet, und ich dasselbe bey dem Menschen annehme, nur nicht allemal in ununterbrochener Reihe. Dem Menschengeschlecht sind außerdem Sprache und Schrift dafür vorhanden, woran es sich emporhilft zum Bewußtwerden des wahren Seyns, der Heimat des Geistes.

Man hat von magnetisch Schlafenden — um dieser noch zu erwähnen — allgemeine Wahrheiten — etwa religiöse, moralische — zu erfahren gehofft, und mußte sich darin täuschen. Der freudige Zustand, worin die Individualität stärker hervortritt als im gewöhnlichen Wachen, wieß allerdings wohl niedrige Sinnenbilder und Verhältnisse zürnend von sich,

vermehrte die alte durch Ueberlieferung gewonnene Einsicht mit neuen Anschauungen der freyeren Individualität; aber die Allgemeinheit fehlte, und das Besonderste Eigenthümlichste ward schwer in Begriffen und Worten kund gegeben. Oft sogar blieben dem Individuum Eitelkeiten, Thorheiten und Vorurtheile des Wachens; ja wo stünde geschrieben, der durch Krankheit in seinen Zustand Gekommene habe einen ganz neuen Menschen angezogen, wohl gar einen Normalmenschen, der alle Schranken seines endlichen Daseyn überflöge? Eine schlafende Protestantin sprach mit rührenden Worten ihr Dankgebet zu Gott; eine schlafende Katholikin ließ ihren Beichtiger rufen, und dankte ihm, daß er für sie gebetet habe. Giebt dies Aufschluß über die Allgemeinbeschaffenheit des christlichen Gebets? —

Ich eile, meinen langen Brief zu schließen. Vielleicht beantwortet er gar nicht ordentlich, was Sie gefragt haben, vielleicht steckt er zu voll von Hypothesen. Diese mögen sich selber vertheidigen, und können es, nicht bloß in der Astronomie, sondern auch in der Philosophie. Kants Synthesis a priori, Fichte's Setz-Ich,

Spinoza's Seyn=Werden oder All=Eins, sind Hypotheſen, und hätte man eine, welche die andern einſchachtelt, auf Thatſachen ſich beruft, und ihre eigne Unentbehrlichkeit nahe legt, ſo ſcheint ſie wenigſtens ebenbürtig. Giebt es mathematiſche Phantaſie, welche die Entwickelungen dieſer Wiſſenſchaft begleitet, warum nicht auch eine philoſophiſche? Zunächſt alſo, mein Freund, vertrauen wir dem Schlafe und deſſen Herrlichkeit, welchen, wie Sancho ſagt, ein großer Mann gemacht hat, und in welchem, nach dem Sprichwort, Gott es den Seinen ſchenkt; wünſchen wir uns dann zwar glückſelige Tage, aber darneben, wie der Italiener, glückſelige Nächte.

Neunter Brief.

Julius 1822.

In Frankreich ſcheint die Preßfreyheit gefährdet, ſeit es gelang, die Vergehungen der Schriftſteller den Schwurgerichten zu entziehen, und Philippiſche Reden trefflicher Männer ver=

klungen sind vor dem tauben Ohr ihrer Gegner, ungefähr wie der König von Macedonien die Donner des Demosthenes mit einigem Aerger, doch ohne alle Sinnesänderung, gehört haben mag. Wir Deutsche sehen hinüber, und können uns nicht ganz in die Sache finden; wir würden ja zufrieden seyn, wenn unsre Preßvergehen den ordentlichen Gerichten im gewöhnlichen Rechtsgange anheim fielen, wir haben keine Jury, und lassen doch drucken; warum dann meynen die französischen Schriftsteller, mit Beseitigung der Jury sey Alles verloren, und der übrige Rechtsgang gewähre keinen Schutz? Wirklich, mein Freund, ich begreife nicht das laute Aufschreyen, und wären nicht die Anhänger der rechten Seite so hartnäckig in ihrer Feindschaft gegen die Schwurgerichte, ich möchte die Reden dafür als theilweise Uebertreibungen nehmen, zu denen der Eifer um eine wichtige Sache den Redner hinzureißen pflegt.

Gerne gestehe ich Ihnen meine Bedenklichkeit über die großen Vorzüge des Schwurgerichtes. England und jetzt auch Frankreich besitzen dieses Institut, sein Ruhm ertönt in Schriften, man hält es wesentlich für die Sicher-

heit des Bürgers, für politische Freyheit, man preiset den gesunden Menschenverstand, der darin wohnt, im Gegensatz mit den gelehrten Spitzfindigkeiten der Juristerey, und welch ein edles Selbstvertrauen denjenigen etwa beseele, der von seines Gleichen gerichtet werde. Kann seyn unter gewissen Umständen, kann seyn für Erfahrungen von gestern und heute; aber ist die Jury darum allemal herrlich, und hat jedes Volk und Land sich darnach zu sehnen? Manche Criminalfälle, in denen Schwurgerichte sprachen, z. B. der Fall des Kaufmanns Fonk in Cölln, so weit man ihn aus öffentlichen Blättern kennt*), scheinen unsre Erwartungen sehr herabzustimmen, und ob Preßfreyheit dadurch allemal einen festen Schutz gewinne, steht in Zweifel.

Vorab müssen wir die Frage über Schwurgerichte und deren Werth durchaus nicht vermischen und verwechseln mit jener über Oeffentlichkeit der Rechtspflege, was häufig in Deutschland geschah. Hierüber kann jetzt auf

*) Nach Lesung der Aktenstücke (Coblenz 1822. Heft 1 und 2.) wird kein gewiegter Jurist den Beklagten verurtheilen. Dennoch hat der (schwerlich gesunde) Menschenverstand einer Jury Schuldig gerufen.

Feuerbachs Schrift verwiesen werden, welche hoffentlich die Leser überzeugt, während ich vor Erscheinung derselben vergeblich einen Juristen bestritt, der behauptete, sobald man Oeffentlichkeit wolle, müsse man auch die Jury wollen, und diese tauge Nichts. Oeffentlichkeit der Rechtspflege kann mit und ohne Jury, mit und ohne durchgängige Mündlichkeit der Verhandlungen statt finden; die Schwurgerichte haben einen eigenthümlichen Zweck, und dürfen nicht die etwanigen bedeutsamen Vorzüge der Oeffentlichkeit sogleich für sich geltend machen.

Sie entbehren dadurch eines Beystandes, brauchen aber vielleicht keinen. Hört man ihre Lobredner, was bleibt zu wünschen übrig? Hume sagt bey Gelegenheit einer Gerichtsinstanz der Hundert während der Regierung des Königs Alfred: „sie war der Ursprung der Schwurgerichte, einer Einrichtung, bewundernswürdig in sich selbst und treflicher berechnet für die Erhaltung der Freyheit und Pflege des Rechts, als je etwas durch menschlichen Scharfsinn ausgedacht wurde.“ (Hist. of England Vol. I. Ch. 2. p. 124.) Möser verlangt, die Criminalurtheile sollen nicht von Gelehrten gesprochen werden,

auch nach der peinlichen Halsgerichtordnung, die abgefaßt worden, damit alle und jede Reichsunterthanen ein gerechtes Urtheil zu finden im Stande seyn möchten. (Patriot. Phantasien Th. I. S. 338.) Delolme hält die Jury für eine bewundernswürdige Einrichtung, besonders zum Schutz freyer Constitution, und „von einer so glücklichen Beschaffenheit, daß die richtende Gewalt, in sich selber furchtbar, welche ohne Widerstand über Eigenthum, Ehre, Leben der Individuen entscheidet, welche, ungeachtet aller Vorsichtmaaßregeln und Einschränkungen, immer willkührlich genug bleibt, in England allerdings ausgeübt wird, ihren Zweck vollkommen erreicht, und doch in Niemandes Händen ist." (Constit. of England p. 141.) Geschworne mögen in bürgerlichen Rechtssachen nützlich seyn, urtheilt Craig, (Grundzüge der Politik, Lpz. 1816. S. 308. und 313.) „aber in peinlichen sind sie wesentlich zur Sicherheit eines jeden Bürgers.... ... Es übersteigt den Scharfsinn des Menschen, die genaueren Schattirungen des Verbrechens zu finden; es muß Vieles den Geschwornen überlassen bleiben, oder im Namen der Gerechtigkeit das offenkundigste Unrecht begangen werden."

Der berühmte Erskine fragt in einer Vertheidigungrede vor der Jury selbst: „was unterscheidet die Regierung Englands von den willkührlichsten Monarchien? Nur die Sicherheit, deren der Unterthan durch Untersuchung und Richterspruch von seines Gleichen sich erfreut, verstärkt durch den engen Zusammenhang mit einem Rechtssystem, welches keine Privatabsicht beugen und keine Macht ungestraft misbrauchen kann.“ (Speeches of Erskine, Lond. 1813. Vol. III. p. 326.)

Gegen die Jury erklären sich fast alle deutschen Juristen der alten Observanz. Sie haben in ihrem Rechtsbetriebe dies fremdartige Wesen nicht kennen gelernt und fühlen kein Bedürfniß es herbeyzuwünschen. Man könnte diese Stimmung — so gut wie bey den Engländern die entgegengesetzte — aus einer liebgewordenen Gewohnheit, aus Furcht vor unüberlegten und raschen Rechtssprüchen, aus Abneigung wider jedes Neue Unversuchte herleiten. Aber die französischen Rechtskenner urtheilen aus der ihnen gewordnen Anschauung und Erfahrung des Instituts nicht minder nachtheilig, ein deutscher Ungenannte hat ihre Aussagen gesammelt (Merk-

würdige Urtheile neuerer französischer Rechtsgelehrten über Geschwornengerichte und französische Criminaljustiz überhaupt. Berl. 1819.) und sie müssen allerdings bedenklich machen, zur wiederholten Prüfung auffodern. Schon was Cottü bemerkt, das neue Gesetzbuch des französischen Criminalprozesses sey in einer Zeit der Verderbniß und Knechtschaft abgefaßt, verdient Beherzigung. In England also hält man Schwurgerichte für die Hauptstütze bürgerlicher Freyheit, und in Frankreich werden sie eingesetzt von willkührlicher Alleinherrschaft? Dies mag in Frankreich daran liegen, daß man bey Einführung der Geschwornen ihre eigentliche Natur verließ, eine fehlerhafte Wahl gestattete, wie französische Rechtslehrer glauben, oder daß, wie Herr Comte anführt, die Engländer richtig urtheilen, man habe in Frankreich, trotz alles Sprechens davon, das Institut der Jury gar nicht ordentlich begriffen. Ich folgre wenigstens: Schwurgerichte sind nicht Dasselbe diesseits und jenseits des Canals; man darf ihnen, wie Geistern, die Frage über Böse und Gut vorlegen. Vielleicht gar bleiben die Engländer bey ihren Geschwornen vorzüglich aus dem Grunde, weil sie an ihrer

Rechtsverfassung gar nichts ändern, aus Furcht, Eine Neuerung führe zur Zweyten und Dritten. Hr. Merlin will diese Aeußerung aus dem Munde Erskine's gehört haben, den er in Paris sah, und der kein Anhänger der Jury gewesen sey. (Urtheile franz. Rechtsgelehrten ꝛc. S. 113.)

Stellen wir uns die Sache anschaulich in unsre Nähe, unter deutsche Umgebungen, ohne die Fehler und Mängel, denen etwa die französische Verpflanzung unterliegt. Wesentlich bleibt: Schuld und Unschuld des Beklagten soll ausgemittelt werden durch seines Gleichen, unabhängig von den Richtern und deren vorgefaßter Meynung. Wer sind die Geschwornen? Sind sie lauter einsichtvolle entschieden rechtlich denkende Männer, dann ist keine Gefahr. Wählen Sie, mein Freund, unter Ihren Mitbürgern. Sie finden die Meisten mit Rechtsfällen wenig vertraut, in ihren Privatgeschäften mehr oder minder kundig und gewandt, vor Prozessen auf ihrer Hut, oder wenn sie hineingerathen, den Anwälden die Führung überlassend. Der Adel lebt im Glanze des Hofes, in Militairverhältnissen, auf Landgütern. Gelehrte vertiefen sich in ihre besondre Wissenschaft, kennen — Ju-

risten ausgenommen — weder andre Gesetzgebungen noch die des Landes. Beamte und Bürger widmen ihre Zeit dem Geschäft und Gewerbe, wissen höchstens von denjenigen Rechtsverhältnissen, welche damit in naher Berührung stehen, eben so die Landleute. Nun wird unser Schwurgericht gebildet aus dem Stande, welchem Sie angehören. Die Glieder verstehen möglicherweise Etwas von Civilfällen und vom Civilrecht nach Maaßgabe ihrer Erfahrung; Criminalsachen und deren Recht sind ihnen fremd, weil sie als unbescholtene Männer niemals in Anklage gerathen. Sie sollen dennoch ihr Schuldig oder Unschuldig sprechen. Bey Verwicklung der Fälle ist Scharfsinn vonnöthen, richtige Abwägung der gegenseitigen Gründe, Würdigung verschiedner oft kleiner Umstände, die Schwurrichter kommen in Verlegenheit, stehen auf ungewohntem Boden. — Wo Schwurgerichte herkömmlich sind, sagt man, wird die Ungewohnheit aufhören, die Geschwornen sollen ihrem gesunden Menschenverstande folgen!! — Ja wohl! Einige Gewohnheit mag Einiges thun; aber gesunder Menschenverstand ist eine Seltenheit unter Menschen.

Um das Auffallende dieser letztern Behauptung zu mindern, will ich nicht die Erklärung geben, was ich unter gesundem Menschenverstande verstehe, in welchem Sinne ich ihn für die ausgezeichneteste Eigenschaft des urtheilenden Individuums halte; sondern ich will bloß auf Erfahrung mich berufen, und jenes Wort im allgemeineren gewöhnlichen Sinne gelten lassen. Ganz zum Erstaunen ist, wie verkehrt sich die meisten Menschen benehmen für ihren Zweck, wie oft sie ihren eigenen Vortheil nicht verstehen, gegen sich selbst handeln, die einfachsten Dinge außer Acht lassen, durch die Folgen ihrer Verkehrtheit leiden, und dennoch nie einsehen, woran es gelegen. Darum giebt es der durchweg Tüchtigen für jeden Stand und jedes Geschäft Wenige, daß man sogar Aufhebens macht, wenn jemand nach besonnener Ueberlegung verfährt, und durch angemessene Mittel seinen Zweck erreicht, oder Nachtheilen begegnet. Selbst das Unentschlossene und Schwankende, welches bey Vielen wahrzunehmen, die zu keiner Entscheidung kommen, wie nahe ihnen auch die Nothwendigkeit derselben tritt, entspringt aus einem Mangel des gesunden Menschenverstandes. Mit

ihm kann ſich großer Scharfſinn für einzelne Begrif- und Sachverhältniſſe verbinden, gleichwie von gewiſſen fein ausgedachten ſpekulativen Syſtemen behauptet worden, es ſey kein geſunder Menſchenverſtand darin. Vorzüglich aber ſcheint dieſer Mangel hervorzutreten, wenn rechtliche Verhältniſſe mit einiger Sicherheit beurtheilt werden ſollen, oder auch das wirklich Unbeſtimmte derſelben Anerkennung verlangt; faſt in unbegreiflicher Weiſe halten Viele das Entſchiedenſte für zweifelhaft, das Zweifelhafte für entſchieden, ſtamme dieſes aus Befangenheit in Vorurtheilen, aus Partheyſucht, aus logiſcher Denkſchwäche, oder aus Unbekanntſchaft mit der Geſetzgebung und deren Gebrauch für die Bürgerwelt.

Ich ſuche außerdem noch die Quelle dieſes Mangels — welcher den Schwurgerichten keinen Vorſchub leiſtet — in einer gewiſſen Unempfindlichkeit für Recht und Unrecht bey der größeren Menſchenmaſſe, ſobald nicht etwa perſönliche Kränkung ſie aus dem Schlaf rüttelt, oder ganz auffallende Ereigniſſe ihre Einbildung feſſeln. Die größte Menge von Köpfen beſchließt meiſtens am abgeſchmackteſten, leidenſchaftlichſten,

ungerechteſten. Nicht ohne Grund hielten Griechiſche Philoſophen die Gerechtigkeit für das Höchſte der Tugend, für ihre eigentliche Vollendung. Abgeſehen von jener Unempfindlichkeit, dürfte man Gerechtigkeit als das Kleinſte, was der Menſch ſeines Gleichen ſchuldig iſt, fodern und erwarten. Unſre Geſchwornen werden aus der Maſſe gewählt. Sie ſollen urtheilen nach Wiſſen und Gewiſſen. Wie wird ſich Jeder mit ſeinem Gewiſſen abfinden? Beyſtimmung von Andern beſchwichtigt den eigenen Vorwurf, und es beweiſt ſchon Charakterſtärke, wider das Meynen Andrer mit gewiſſenhafter Rechtlichkeit zu beharren. Dagegen iſt Charakterloſigkeit ſo allgemein verbreitet, daß kaum zu ſagen, wie oft ſie von einer fremden ihr mitgetheilten Richtung abhängig wird, beſonders wenn eine höhere Macht dieſe Richtung andeutet, in welchem Fall die Geſchwornen ſich befinden, wenn der Wunſch mehr oder weniger kenntlich wird, was für ein Urtheil man von ihnen erwarte. Auf der einen Seite ein Beklagter, lediglich der unbefangenſten Rechtseinſicht und der Stimme des Gewiſſens vertrauend; auf der andern Seite die Oberbehörde, ihre eigenen Gedanken durch

den Antrag vorbereitend, unterstützt durch mancherley Neigung, ihr nicht auffallend zu widerstreben; wohin wird die Schale sinken? Freylich müßten die Geschwornen ihren hohen Beruf, das mit jedem einzelnen Spruch verflochtene Wohl des Ganzen bedenken, das heißt, sie müßten Charakter und umfassende Einsicht besitzen! Darüber war ja die Frage; und ich denke, meiner Lebenserfahrung gemäß, wie Cottu, wenn er von den Schwurgerichten sagt: „sie folgen oft mit leidendem Gehorsam der ihnen durch den Präsidenten gegebnen Richtung, ... Ehre und Leben der Bürger werden in gewissen Fällen dem Zufall überlassen seyn."

Versetzen wir uns einmal ins funfzehnte Jahrhundert, nach der Schilderung, welche Sismondi davon entwirft. „Der religiöse Glaube hatte damals einen Einfluß auf die Gemüther, dessen Natur und Gränzen unerklärlich scheinen. Er hatte sich, wenigstens bey der größeren Menschenmasse, gänzlich losgerissen von aller Andacht, aller Wärme der Empfindung, von allem Enthusiasmus; er war auf keine sittliche Vorstellung gestützt, ward keiner Berechnung des Privatvortheils vorgezogen; aber dennoch bewirkte er eine

unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was den Namen der Ketzerey und des Schisma trug. Gemüther, welche alle sittliche Gesetzgebung, jede Fessel ihrer Leidenschaften, jeden über Eigennutz hinausgehenden Grundsatz verwarfen, schauderten vor Untersuchungen über Religion; sie erhoben sich gegen die Freyheit des Denkens, nicht gegen neue Dogmen..... Die ganze Christenheit zählte nicht einen einzigen Mann, selbst unter eigentlichen Philosophen, der es christlich erlaubt hielt, mit Irrgläubigen in Frieden zu leben, und der nicht mit Abscheu den Gedanken der Duldung von sich stieß." (Hist. des republiques du moyen age Tome IX. p. 167. 169.) „Die Meynung, daß Pabst und Priester allein die Schlüssel der Hölle und des Paradieses in Händen hätten, herrschte ungeschwächt; der Schrecken vor jeder unabhängigen Ueberzeugung in Glaubenssachen, vor Ketzerey, war allgemein; und die Gerechtigkeit Gottes, verdorben unter den Händen der Menschen, gewährte bloß eine Sicherheit des Glaubens, nicht der Rechtschaffenheit, nicht der Ehre." (Ebend. Tome XI., p. 333.) — Stellen Sie nun einen Ketzer dieses Jahrhunderts, einen Hussiten, vor eine Jury

seiner Zeit — er ist durchweg verloren. Allerdings würde sein Schicksal vor andern Gerichthöfen, vor geistlichen, weltlichen, kaum besser ausfallen; aber wo ist denn der Vorzug des Gerichts durch seines Gleichen?

Unsers Gleichen sind meistens Leute, die uns sehr ungleich sind, die grade wegen äußerer Gleichheit aller innern Ungleichheit übel wollen, denen bey vorhandener Anklage der Stolz zuflüstert, ihre schwere Hand den abhängig Gewordenen fühlen zu lassen, oder denen der Neid empfiehlt, für lange genährten Verdruß Entschädigung zu nehmen. Selten werden die Menschen beyder Leidenschaften Meister, am wenigsten unter Gleichheitverhältnissen; nur große Seelen verschmähen dieses Erbtheil der kleinen, ungeblendet von den Sumpflichtern des Erdenlebens. Ich schaue umher, und suche das unpartheyische gerechte Schwurgericht; Cajus, Titius, Sempronius, und ein Heer Andrer müssen ausgeschlossen bleiben; — es giebt freylich Männer, deren Spruch das Wohl und Wehe eines Menschen anzuvertrauen, — aber sie sind erlesen vor der Menge, sie wohnen nicht in allen Gassen.

Vorausgesetzt deswegen eine Unabhängigkeit der richtenden Gewalt von der ausübenden, welche ja rühmlichst in deutschen Staaten besteht, und für deren sorgsame Bewachung mit Recht das Herz der Gesetzkundigen schlägt, so scheint mir keine gute Justizbehörde der besterlesensten Jury nachzustehen, und in den meisten Fällen ihr vorzuziehen. Ist doch die Behörde aus Männern gebildet, welche der Gesetzkenntniß und Beurtheilung von Rechtsfällen ihr Leben weihten, welche an gewisse Formen gebunden sind, um der Uebereilung vorzubeugen, deren eigene Ehre sie auffodert, das Daseyn einer unpartheyischen Rechtspflege ihren Mitbürgern zu beweisen. Ich weiß wohl, daß die Formen nicht allemal das Formlose ausschließen, daß Trägheit und Ueberdruß die Stimmen der Pflicht und Ehre zuweilen schwächen, daß ein mechanischer Geschäftgang der Einsicht hinderlich seyn, und wunderbare Misgriffe veranlassen kann. Aber ist dieses als Regel aufzustellen, oder darf man es im Durchschnitt von Männern erwarten, denen Achtung und Auszeichnung Etwas werth sind, die endlich ein Gewissen haben werden, gleich den Gliedern des Schwurgerichtes? Fer-

ner bleibt dem Verurtheilten die Berufung gestattet, während ein Ausspruch der Jury unbedingt seine Schuld entscheidet. Sollte nicht die Durchführung des Falles vor mehreren Instanzen, das Beyfügen der Gründe des Spruches, die wiederholte Prüfung derselben Sache nach denselben Gesetzen eine größere Wahrscheinlichkeit der Rechtsfindung gewähren, als das plötzliche Zusammentreten unvorbereiteter bloß durch ihren Schwur gebundener und ihrem muthmaßlichen gesunden Menschenverstande überlassener Mitbürger?

Die Jury, heißt es, soll bloß Thatsachen ausmitteln, das Uebrige fällt rechtskundigen Richtern anheim. Cottú sucht in diesem außer Acht gelassenen Umstande den Hauptfehler der französischen Einrichtung, die Geschwornen nämlich in Frankreich beurtheilen, „ob der Beklagte mit strafbarer Absicht handelte," ja auch, „ob er ein Verbrechen vor dem Gesetz begieng und welches die Art des Verbrechens sey;" jenem Rechtsgelehrten scheint dadurch das Schwurgericht eine „ganz gewöhnliche Behörde, gebildet aus bloßen Bürgern, anstatt aus Magistratpersonen." (Urtheile französ. Rechtsgelehr-

ten ꝛc. S. 4.) Ueberhaupt hat man in der Verbindung doppelter Intelligenz, der natürlichen Sach-Anschauung durch die Geschwornen, und der wissenschaftlich verständigen Beziehung des Besondren auf die Gesetzesallgemeinheit durch den Richter, eine Vollkommenheit erkennen wollen; was sich mit einer fabrikmäßigen Theilung des Geschäfts vergleichen ließe, wo dann jeder Arbeiter in dem seinigen sehr geschickt wird, der Anschauende im Anschauen, der Urtheilende im Urtheilen, und wobey besonders die nachtheilige Möglichkeit vermieden ist, daß die Richter durch kluges Ueberlegen, durch spitzfindige Wissenschaft und Fertigkeit in Begriffen der unverwirrten Sachanschauung sich entfremden. Schlimm genug, wenn letzteres geschieht, allein gegen eine fabrikmäßige Theilung der Arbeit sind die Bedenken noch größer.

Hätte ich Recht mit meiner Ihnen jüngst geäußerten Behauptung, es gebe keine sogenannte reine Sinnenwirklichkeit, so würde schon dadurch die Aufgabe der Jury mislich, und man könnte, streng genommen, von reinen Thatsachen, vom bloßen Faktum, gar nicht reden. Stellen wir indeß diesen Satz bey Seite, wie

wahr ich ihn auch halte, ein andrer wird durch die gewöhnlichste Lebenserfahrung bewiesen. Nichts ist schwerer, als etwas Geschehenes in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen, nur wenige Menschen, und zwar von ausgezeichneten Gaben, sind dazu fähig. Irgend ein Ereigniß, in Gegenwart vieler Zuschauer vorgefallen, wird von jedwedem abweichend erzählt. Theils die Unmöglichkeit, alles Einzelne zu übersehen, theils der Mangel an Beobachtungschärfe bewirken dies, ja es giebt sogar Leute, welche Alles verkehrt und unrichtig anschauen. Die Jury nun, sie hört die verschiednen Berichte der Zeugen, daraus ein Ganzes zu bilden erfodert Vergleichung, Kritik des Zeugnisses, scharfsinnige Zusammenstellung. Wie wenn unsre Geschwornen selber schlechte Beobachter wären, wenn sie noch weniger in das Fremdverwirrte Licht und Ordnung zu bringen wüßten, wenn sie mit einer plötzlich vorgefaßten Meynung aus dem Labyrinthe sich retteten? Sie würden es thun, ohne um ihr Thun zu wissen, weil die große Schwierigkeit der Ausmittelung des Thatsächlichen fast überall unerkannt bleibt, und jeder meynt, sie sey das Leichteste.

Allein jene Annahme, daß die Jury bloß auf den Thatbestand eingeschränkt sey oder seyn könne, ist falsch. Erskine, welcher das Schwurgericht, wie erwähnt, für die Grundlage der englischen Freyheit hält, nennt die Beschränkung derselben auf das Faktum einen „so ungeheuerlichen furchtbaren Satz, daß er lieber am Ende solcher Rechtsverhandlungen, nachdem er seine Pflicht für die unglücklichen Beklagten erfüllt, auf seinen Knien sterben und Gott danken möchte, daß er für die Vertheidigung der Unschuld und das Wohl seines Vaterlandes ein Werkzeug geworden, jenen Satz zu läugnen und anzufechten, als Methusalems Alter erleben, ohne ihn gerügt und widerlegt zu haben." (Speeches Vol. IV. p. 23.) Wirklich sind seine Reden voll dieser Bemühung und eine ungewöhnliche Wärme beseelt den Redner, sobald er die Rechte der Geschwornen auf ein umfassenderes Urtheil, als die Erhärtung der bloßen Thatsache, in Schutz nimmt.

Wegen Verbreitung jenes Irrthums über die Schwurgerichte, wovon wir bey Cottu ein Beyspiel fanden, gebe ich nähere Belege. Schon Delolme sagt, die Jury untersuche sowohl den

Fall, als deſſen Verhältniß zum Geſetz (Constitut. of England p. 135.); allein die Autorität dieſes Schriftſtellers iſt nicht entſcheidend genug, und grade die eben angeführten Worte ſind nicht ganz zutreffend. Beſſer entwickeln wir aus Erskine ſelbſt ſeine Anſicht.

Dieſer Rechtsgelehrte unterſcheidet zwiſchen Civilſachen und Criminalfällen. Wenn erſtere vor die Jury kommen, ſo ſprechen die Geſchwornen über das bloße Faktum, und der weitere Prozeß muß vor dem Gerichthofe geführt werden; dieſe Trennung des Sächlichen und des Geſetzlichen iſt dem Sinn der Prozeßordnung angemeſſen und beſtimmt die Gränzen der Jurisdiktion für den Gerichthof und die Jury. Nie ward der letzteren eine weitere Macht gewährt; im Fall aber der vorliegende Punkt des Rechtsſtreites ſchon Entſcheidung in ſich zu ſchließen ſchien, wenn der Beklagte im Civilprozeß auf allgemeine Losſprechung antrug und ſeine Vertheidigung den Geſchwornen vorbrachte, ſo ſtritt der Gerichthof für ſeine Befugniß, und verweigerte alle Zeugenausſagen, worauf jene Vertheidung geſtützt ſeyn konnte. Erskine geſteht, die Erweiterung des allgemeinen Losſpre-

chens über dessen alte Gränzen, und mit Abweichung von seinem wahren Prinzip, habe einige Verwirrung in dies einfache und harmonische System gebracht, aber das Gesetz bleibe wesentlich dasselbe. Er sagt: „Niemand heut zu Tage, in irgend einem Rechtsstreit, bey welchem die alten Formen des Rechts weislich beobachtet werden, kann die Meynung der Geschwornen über Etwas ansprechen, welches nach der Constitution ihrer Entscheidung nicht unterliegt. In Schuldklagen, in Prozessen über Vorenthaltung fremden Gutes, über Contraktverletzung, unrechtmäßige Besitznahme, Aufhebung eines Verhafts oder Beschlags, kann der Vertheidiger bloß das reine Faktum der Jury vorlegen, das Gesetzliche muß vor dem Gerichthofe ausgemacht werden, und wenn er, die Meynung der Richter fürchtend, seine Rechtfertigung unter einer allgemeineren Ausführung verbirgt, und dadurch vortheilhafter bey der gesetzlichen Untersuchung sich zu vertheidigen hofft; so darf dies nicht einmal zur Kenntniß der Geschworenen gelangen; jede gesetzmäßige Vertheidigung muß aus den Thatsachen hervorgehen, und die Autorität des Richters verhindert, daß Nichts

vor ein Tribunal gelange, was in dieſem Fall nicht vor daſſelbe gehört."

„Durch dieſe auferlegte Nothwendigkeit, jede Rechtfertigung in Bezug auf das Geſetz vor dem Gerichthofe zu führen, und durch dieſe Ausſchließung aller Zeugenausſage mit Ausnahme der Thatſachverneinung, wollten die Gerichthöfe unſtreitig ihre Richterbefugniß über alle Geſetzfragen behaupten und vor Eingriffen ſichern; und es giebt keinen Grund in den Geſetzen oder im geſunden Menſchenverſtande, warum nicht dieſelben Abgränzungen zwiſchen Thatſache und Geſetz nach derſelben Prozeßordnung auf Criminalfälle hätte übertragen werden können, wenn es Zweck geweſen wäre, die Gerichtsbarkeit der Jury, wie in Civilſtreitigkeiten, auf die Thatſache zu beſchränken."

„Aber keine ſolche Abgränzung ward je gemacht oder verſucht; im Gegentheil jeder durch Anklage oder Anzeige eines Verbrechens Beſchuldigte, zu allen Zeiten, von der Normänniſchen Eroberung bis auf die Stunde vermochte und war obendrein verpflichtet, ſeine Losſprechung vom Vaterlande durch allgemeine Berufung auf das Nicht ſchuldig zu erwarten;

er unterwirft seine ganze Vertheidigung der Jury, bestehe sie in einer Läugnung der Thatsache, oder in einer Rechtfertigung vor dem Gesetz; und es hat der Richter keine Befugniß, wie in Civilsachen, ein Zeugniß den Untersuchenden zu verweigern, als außer dem Streitpunkt gelegen, als coram non judice; — welche Befugniß er sicher haben müßte, wenn die Jury keine höhere Gerichtbarkeit in dem einen Falle hätte, wie in dem andern. Die auf solche Weise durch undenkliche Gewohnheit geheiligte allgemeine Prozeßführung mischt so sehr das Gesetz und die Thatsache durch einander, daß sie nur durch eine Willensbestimmung der Jury trennbar werden, wenn diese einen vereinzelten Spruch (special verdict) thut: die allgemeine Untersuchung der ganzen Anklage ist demnach vor ihr; und obgleich der Beschuldigte die Thatsache der Anzeige oder schriftlichen Anklage einräumt, bringt er nichts destoweniger vermöge seiner allgemeinen Vertheidigung Zeugnisse vor über verwandte Thatsachen, unterwirft sie als gesetzliche Entschuldigung oder Rechtfertigung dem Urtheil der Jury, und erwartet von ihrem Spruch eine vollständige, allgemeine, entschei-

bende Befreyung.“ (Speeches Vol. I. p. 277 — 279.)

Es erhellt aus dieſen Worten, die einer Rede für die Rechte der Jury angehören, daß Erskine jene vorausgeſetzte Trennung des Thatſächlichen und Geſetzlichen in Criminalfällen läugnet, in Civilfällen behauptet; aber für beydes ſtreiten muß, weil man durch unſichere Gränzbeſtimmungen der Geſchwornenanſtalt in England, wo ſie urſprünglich zu Hauſe iſt, ihr in Civilfällen manchmal zu viel Raum gewährte, und in Criminalfällen ſie ungebührlich einſchränken wollte. Wo dergleichen Unbeſtimmtheit nach Gebrauch und Uebung ſeit Jahrhunderten herrſcht, wo der Anwald eines Beklagten das Gericht ſelber über ſeine Befugniſſe des Urtheilſprechens zu belehren hat, wo er demjenigen, was die Geſchwornen in Civilſachen thun, die Bedingung beyfügt, „daß in dem Rechtsſtreit die alten Formen weislich beobachtet werden,“ welches mithin wohl nicht immer geſchehen ſeyn muß; da finde ich keine ſonderliche Vollkommenheit der Gerichtverfaſſung. Der eines Verbrechens Beſchuldigte ſteht vor der Jury, hält dieſelbe nach allgemeiner Sage für Schutz und

Schirm seiner Unschuld, und sein Anwald muß erst durchstreiten, daß Rechtfertigunggründe angenommen, und von Geschwornen erwogen werden dürfen! Er muß wider die gepriesene Theilung des Thatsächlichen und Gesetzlichen deren Mischung verlangen, damit seinem Clienten Recht geschehe! Er muß einen historisch politischen Beweisgrund zu Hülfe nehmen, um die Behauptungen der Gegner — auch Britten, auch Kenner des Rechtsganges — zu widerlegen! Dieser Grund ist folgender: „Während der sächsischen Periode und noch lange unter der Normännischen Regierung, war die gesamte Rechtsverwaltung, civile und criminale — in den Händen des Volks, ohne Aufsicht und Dazwischenkunft irgend eines von der Krone aufgestellten Richters. Sie war nicht auf einzelne Orte, oder geringere Klagen und Vergehungen eingeschränkt, sondern die Seele der gesamten Rechtsverfassung. ..... Als die Gerichthöfe zu Westminster in ihrer gegenwärtigen Form eingesetzt wurden, als Civilisation und Handel verwickeltere Rechtsfragen herbeyführten, mußte natürlich die Richterautorität in Civilsachen ihre Gränzen erweitern; die Eigenthumverhältnisse

risten ausgenommen — weder andre Gesetzgebungen noch die des Landes. Beamte und Bürger widmen ihre Zeit dem Geschäft und Gewerbe, wissen höchstens von denjenigen Rechtsverhältnissen, welche damit in naher Berührung stehen, eben so die Landleute. Nun wird unser Schwurgericht gebildet aus dem Stande, welchem Sie angehören. Die Glieder verstehen möglicherweise Etwas von Civilfällen und vom Civilrecht nach Maaßgabe ihrer Erfahrung; Criminalsachen und deren Recht sind ihnen fremd, weil sie als unbescholtene Männer niemals in Anklage gerathen. Sie sollen dennoch ihr Schuldig oder Unschuldig sprechen. Bey Verwicklung der Fälle ist Scharfsinn vonnöthen, richtige Abwägung der gegenseitigen Gründe, Würdigung verschiedner oft kleiner Umstände, die Schwurrichter kommen in Verlegenheit, stehen auf ungewohntem Boden. — Wo Schwurgerichte herkömmlich sind, sagt man, wird die Ungewohnheit aufhören, die Geschwornen sollen ihrem gesunden Menschenverstande folgen!! — Ja wohl! Einige Gewohnheit mag Einiges thun; aber gesunder Menschenverstand ist eine Seltenheit unter Menschen.

Um das Auffallende dieser letztern Behauptung zu mindern, will ich nicht die Erklärung geben, was ich unter gesundem Menschenverstande verstehe, in welchem Sinne ich ihn für die ausgezeichneteste Eigenschaft des urtheilenden Individuums halte; sondern ich will bloß auf Erfahrung mich berufen, und jenes Wort im allgemeineren gewöhnlichen Sinne gelten lassen. Ganz zum Erstaunen ist, wie verkehrt sich die meisten Menschen benehmen für ihren Zweck, wie oft sie ihren eigenen Vortheil nicht verstehen, gegen sich selbst handeln, die einfachsten Dinge außer Acht lassen, durch die Folgen ihrer Verkehrtheit leiden, und dennoch nie einsehen, woran es gelegen. Darum giebt es der durchweg Tüchtigen für jeden Stand und jedes Geschäft Wenige, daß man sogar Aufhebens macht, wenn jemand nach besonnener Ueberlegung verfährt, und durch angemessene Mittel seinen Zweck erreicht, oder Nachtheilen begegnet. Selbst das Unentschlossene und Schwankende, welches bey Vielen wahrzunehmen, die zu keiner Entscheidung kommen, wie nahe ihnen auch die Nothwendigkeit derselben tritt, entspringt aus einem Mangel des gesunden Menschenverstandes. Mit

ihm kann sich großer Scharfsinn für einzelne Begrif- und Sachverhältnisse verbinden, gleichwie von gewissen fein ausgedachten spekulativen Systemen behauptet worden, es sey kein gesunder Menschenverstand darin. Vorzüglich aber scheint dieser Mangel hervorzutreten, wenn rechtliche Verhältnisse mit einiger Sicherheit beurtheilt werden sollen, oder auch das wirklich Unbestimmte derselben Anerkennung verlangt; fast in unbegreiflicher Weise halten Viele das Entschiedenste für zweifelhaft, das Zweifelhafte für entschieden, stamme dieses aus Befangenheit in Vorurtheilen, aus Partheysucht, aus logischer Denkschwäche, oder aus Unbekanntschaft mit der Gesetzgebung und deren Gebrauch für die Bürgerwelt.

Ich suche außerdem noch die Quelle dieses Mangels — welcher den Schwurgerichten keinen Vorschub leistet — in einer gewissen Unempfindlichkeit für Recht und Unrecht bey der größeren Menschenmasse, sobald nicht etwa persönliche Kränkung sie aus dem Schlaf rüttelt, oder ganz auffallende Ereignisse ihre Einbildung fesseln. Die größte Menge von Köpfen beschließt meistens am abgeschmacktesten, leidenschaftlichsten,

ungerechteſten. Nicht ohne Grund hielten Griechiſche Philoſophen die Gerechtigkeit für das Höchſte der Tugend, für ihre eigentliche Vollendung. Abgeſehen von jener Unempfindlichkeit, dürfte man Gerechtigkeit als das Kleinſte, was der Menſch ſeines Gleichen ſchuldig iſt, fodern und erwarten. Unſre Geſchwornen werden aus der Maſſe gewählt. Sie ſollen urtheilen nach Wiſſen und Gewiſſen. Wie wird ſich Jeder mit ſeinem Gewiſſen abfinden? Beyſtimmung von Andern beſchwichtigt den eigenen Vorwurf, und es beweiſt ſchon Charakterſtärke, wider das Meynen Andrer mit gewiſſenhafter Rechtlichkeit zu beharren. Dagegen iſt Charakterloſigkeit ſo allgemein verbreitet, daß kaum zu ſagen, wie oft ſie von einer fremden ihr mitgetheilten Richtung abhängig wird, beſonders wenn eine höhere Macht dieſe Richtung andeutet, in welchem Fall die Geſchwornen ſich befinden, wenn der Wunſch mehr oder weniger kenntlich wird, was für ein Urtheil man von ihnen erwarte. Auf der einen Seite ein Beklagter, lediglich der unbefangenſten Rechtseinſicht und der Stimme des Gewiſſens vertrauend; auf der andern Seite die Oberbehörde, ihre eigenen Gedanken durch

den Antrag vorbereitend, unterstützt durch mancherley Neigung, ihr nicht auffallend zu widerstreben; wohin wird die Schale sinken? Freylich müßten die Geschwornen ihren hohen Beruf, das mit jedem einzelnen Spruch verflochtene Wohl des Ganzen bedenken, das heißt, sie müßten Charakter und umfassende Einsicht besitzen! Darüber war ja die Frage; und ich denke, meiner Lebenserfahrung gemäß, wie Cottü, wenn er von den Schwurgerichten sagt: „sie folgen oft mit leidendem Gehorsam der ihnen durch den Präsidenten gegebnen Richtung, ... Ehre und Leben der Bürger werden in gewissen Fällen dem Zufall überlassen seyn."

Versetzen wir uns einmal ins funfzehnte Jahrhundert, nach der Schilderung, welche Sismondi davon entwirft. „Der religiöse Glaube hatte damals einen Einfluß auf die Gemüther, dessen Natur und Gränzen unerklärlich scheinen. Er hatte sich, wenigstens bey der größeren Menschenmasse, gänzlich losgerissen von aller Andacht, aller Wärme der Empfindung, von allem Enthusiasmus; er war auf keine sittliche Vorstellung gestützt, ward keiner Berechnung des Privatvortheils vorgezogen; aber dennoch bewirkte er eine

unüberwindliche Abneigung gegen Alles, was den Namen der Ketzerey und des Schisma trug. Gemüther, welche alle sittliche Gesetzgebung, jede Fessel ihrer Leidenschaften, jeden über Eigennutz hinausgehenden Grundsatz verwarfen, schauderten vor Untersuchungen über Religion; sie erhoben sich gegen die Freyheit des Denkens, nicht gegen neue Dogmen..... Die ganze Christenheit zählte nicht einen einzigen Mann, selbst unter eigentlichen Philosophen, der es christlich erlaubt hielt, mit Irrgläubigen in Frieden zu leben, und der nicht mit Abscheu den Gedanken der Duldung von sich stieß." (Hist. des republiques du moyen age Tome IX. p. 167. 169.) „Die Meynung, daß Pabst und Priester allein die Schlüssel der Hölle und des Paradieses in Händen hätten, herrschte ungeschwächt; der Schrecken vor jeder unabhängigen Ueberzeugung in Glaubenssachen, vor Ketzerey, war allgemein; und die Gerechtigkeit Gottes, verdorben unter den Händen der Menschen, gewährte bloß eine Sicherheit des Glaubens, nicht der Rechtschaffenheit, nicht der Ehre." (Ebend. Tome XI., p. 333.) — Stellen Sie nun einen Ketzer dieses Jahrhunderts, einen Hussiten, vor eine Jury

seiner Zeit — er ist durchweg verloren. Allerdings würde sein Schicksal vor andern Gerichthöfen, vor geistlichen, weltlichen, kaum besser ausfallen; aber wo ist denn der Vorzug des Gerichts durch seines Gleichen?

Unsers Gleichen sind meistens Leute, die uns sehr ungleich sind, die grade wegen äußerer Gleichheit aller innern Ungleichheit übel wollen, denen bey vorhandener Anklage der Stolz zuflüstert, ihre schwere Hand den abhängig Gewordenen fühlen zu lassen, oder denen der Neid empfiehlt, für lange genährten Verdruß Entschädigung zu nehmen. Selten werden die Menschen beyder Leidenschaften Meister, am wenigsten unter Gleichheitverhältnissen; nur große Seelen verschmähen dieses Erbtheil der kleinen, ungeblendet von den Sümpflichtern des Erdenlebens. Ich schaue umher, und suche das unpartheyische gerechte Schwurgericht; Cajus, Titius, Sempronius, und ein Heer Andrer müssen ausgeschlossen bleiben; — es giebt freylich Männer, deren Spruch das Wohl und Wehe eines Menschen anzuvertrauen, — aber sie sind erlesen vor der Menge, sie wohnen nicht in allen Gassen.

Vorausgesetzt deswegen eine Unabhängigkeit der richtenden Gewalt von der ausübenden, welche ja rühmlichst in deutschen Staaten besteht, und für deren sorgsame Bewachung mit Recht das Herz der Gesetzkundigen schlägt, so scheint mir keine gute Justizbehörde der besterlesensten Jury nachzustehen, und in den meisten Fällen ihr vorzuziehen. Ist doch die Behörde aus Männern gebildet, welche der Gesetzkenntniß und Beurtheilung von Rechtsfällen ihr Leben weihten, welche an gewisse Formen gebunden sind, um der Uebereilung vorzubeugen, deren eigene Ehre sie auffodert, das Daseyn einer unpartheyischen Rechtspflege ihren Mitbürgern zu beweisen. Ich weiß wohl, daß die Formen nicht allemal das Formlose ausschließen, daß Trägheit und Ueberdruß die Stimmen der Pflicht und Ehre zuweilen schwächen, daß ein mechanischer Geschäftgang der Einsicht hinderlich seyn, und wunderbare Misgriffe veranlassen kann. Aber ist dieses als Regel aufzustellen, oder darf man es im Durchschnitt von Männern erwarten, denen Achtung und Auszeichnung Etwas werth sind, die, endlich ein Gewissen haben werden, gleich den Gliedern des Schwurgerichtes? Fer-

ner bleibt dem Verurtheilten die Berufung gestattet, während ein Ausspruch der Jury unbedingt seine Schuld entscheidet. Sollte nicht die Durchführung des Falles vor mehreren Instanzen, das Beyfügen der Gründe des Spruches, die wiederholte Prüfung derselben Sache nach denselben Gesetzen eine größere Wahrscheinlichkeit der Rechtsfindung gewähren, als das plötzliche Zusammentreten unvorbereiteter bloß durch ihren Schwur gebundener und ihrem muthmaßlichen gesunden Menschenverstande überlassener Mitbürger?

Die Jury, heißt es, soll bloß Thatsachen ausmitteln, das Uebrige fällt rechtskundigen Richtern anheim. Cottü sucht in diesem außer Acht gelassenen Umstande den Hauptfehler der französischen Einrichtung, die Geschwornen nämlich in Frankreich beurtheilen, „ob der Beklagte mit strafbarer Absicht handelte," ja auch, „ob er ein Verbrechen vor dem Gesetz begieng und welches die Art des Verbrechens sey;" jenem Rechtsgelehrten scheint dadurch das Schwurgericht eine „ganz gewöhnliche Behörde, gebildet aus bloßen Bürgern, anstatt aus Magistratpersonen." (Urtheile französ. Rechtsgelehr-

ten ꝛc. S. 4.) Ueberhaupt hat man in der Verbindung doppelter Intelligenz, der natürlichen Sach-Anschauung durch die Geschwornen, und der wissenschaftlich verständigen Beziehung des Besondren auf die Gesetzesallgemeinheit durch den Richter, eine Vollkommenheit erkennen wollen; was sich mit einer fabrikmäßigen Theilung des Geschäfts vergleichen ließe, wo dann jeder Arbeiter in dem seinigen sehr geschickt wird, der Anschauende im Anschauen, der Urtheilende im Urtheilen, und wobey besonders die nachtheilige Möglichkeit vermieden ist, daß die Richter durch kluges Ueberlegen, durch spitzfindige Wissenschaft und Fertigkeit in Begriffen der unverwirrten Sachanschauung sich entfremden. Schlimm genug, wenn letzteres geschieht, allein gegen eine fabrikmäßige Theilung der Arbeit sind die Bedenken noch größer.

Hätte ich Recht mit meiner Ihnen jüngst geäußerten Behauptung, es gebe keine sogenannte reine Sinnenwirklichkeit, so würde schon dadurch die Aufgabe der Jury mislich, und man könnte, streng genommen, von reinen Thatsachen, vom bloßen Faktum, gar nicht reden. Stellen wir indeß diesen Satz bey Seite, wie

wahr ich ihn auch halte, ein andrer wird durch die gewöhnlichste Lebenserfahrung bewiesen. Nichts ist schwerer, als etwas Geschehenes in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen, nur wenige Menschen, und zwar von ausgezeichneten Gaben, sind dazu fähig. Irgend ein Ereigniß, in Gegenwart vieler Zuschauer vorgefallen, wird von jedwedem abweichend erzählt. Theils die Unmöglichkeit, alles Einzelne zu übersehen, theils der Mangel an Beobachtungschärfe bewirken dies, ja es giebt sogar Leute, welche Alles verkehrt und unrichtig anschauen. Die Jury nun, sie hört die verschiednen Berichte der Zeugen, daraus ein Ganzes zu bilden erfodert Vergleichung, Kritik des Zeugnisses, scharfsinnige Zusammenstellung. Wie wenn unsre Geschwornen selber schlechte Beobachter wären, wenn sie noch weniger in das Fremdverwirrte Licht und Ordnung zu bringen wüßten, wenn sie mit einer plötzlich vorgefaßten Meynung aus dem Labyrinthe sich retteten? Sie würden es thun, ohne um ihr Thun zu wissen, weil die große Schwierigkeit der Ausmittelung des Thatsächlichen fast überall unerkannt bleibt, und jeder meynt, sie sey das Leichteste.

Allein jene Annahme, daß die Jury bloß auf den Thatbestand eingeschränkt sey oder seyn könne, ist falsch. Erskine, welcher das Schwurgericht, wie erwähnt, für die Grundlage der englischen Freyheit hält, nennt die Beschränkung derselben auf das Faktum einen „so ungeheuerlichen furchtbaren Satz, daß er lieber am Ende solcher Rechtsverhandlungen, nachdem er seine Pflicht für die unglücklichen Beklagten erfüllt, auf seinen Knien sterben und Gott danken möchte, daß er für die Vertheidigung der Unschuld und das Wohl seines Vaterlandes ein Werkzeug geworden, jenen Satz zu läugnen und anzufechten, als Methusalems Alter erleben, ohne ihn gerügt und widerlegt zu haben." (Speeches Vol. IV. p. 23.) Wirklich sind seine Reden voll dieser Bemühung und eine ungewöhnliche Wärme beseelt den Redner, sobald er die Rechte der Geschwornen auf ein umfassenderes Urtheil, als die Erhärtung der bloßen Thatsache, in Schutz nimmt.

Wegen Verbreitung jenes Irrthums über die Schwurgerichte, wovon wir bey Cottu ein Beyspiel fanden, gebe ich nähere Belege. Schon Delolme sagt, die Jury untersuche sowohl den

Fall, als deſſen Verhältniß zum Geſetz (Constitut. of England p. 135.); allein die Autorität dieſes Schriftſtellers iſt nicht entſcheidend genug, und grade die eben angeführten Worte ſind nicht ganz zutreffend. Beſſer entwickeln wir aus Erskine ſelbſt ſeine Anſicht.

Dieſer Rechtsgelehrte unterſcheidet zwiſchen Civilſachen und Criminalfällen. Wenn erſtere vor die Jury kommen, ſo ſprechen die Geſchwornen über das bloße Faktum, und der weitere Prozeß muß vor dem Gerichthofe geführt werden; dieſe Trennung des Sächlichen und des Geſetzlichen iſt dem Sinn der Prozeßordnung angemeſſen und beſtimmt die Gränzen der Jurisdiktion für den Gerichthof und die Jury. Nie ward der letzteren eine weitere Macht gewährt; im Fall aber der vorliegende Punkt des Rechtsſtreites ſchon Entſcheidung in ſich zu ſchließen ſchien, wenn der Beklagte im Civilprozeß auf allgemeine Losſprechung antrug und ſeine Vertheidigung den Geſchwornen vorbrachte, ſo ſtritt der Gerichthof für ſeine Befugniß, und verweigerte alle Zeugenausſagen, worauf jene Vertheidung geſtützt ſeyn konnte. Erskine geſteht, die Erweiterung des allgemeinen Losſpre-

chens über dessen alte Gränzen, und mit Abweichung von seinem wahren Prinzip, habe einige Verwirrung in dies einfache und harmonische System gebracht, aber das Gesetz bleibe wesentlich dasselbe. Er sagt: „Niemand heut zu Tage, in irgend einem Rechtsstreit, bey welchem die alten Formen des Rechts weislich beobachtet werden, kann die Meynung der Geschwornen über Etwas ansprechen, welches nach der Constitution ihrer Entscheidung nicht unterliegt. In Schuldklagen, in Prozessen über Vorenthaltung fremden Gutes, über Contraktverletzung, unrechtmäßige Besitznahme, Aufhebung eines Verhafts oder Beschlags, kann der Vertheidiger bloß das reine Faktum der Jury vorlegen, das Gesetzliche muß vor dem Gerichthofe ausgemacht werden, und wenn er, die Meynung der Richter fürchtend, seine Rechtfertigung unter einer allgemeineren Ausführung verbirgt, und dadurch vortheilhafter bey der gesetzlichen Untersuchung sich zu vertheidigen hofft; so darf dies nicht einmal zur Kenntniß der Geschworenen gelangen; jede gesetzmäßige Vertheidigung muß aus den Thatsachen hervorgehen, und die Autorität des Richters verhindert, daß Nichts

vor ein Tribunal gelange, was in dieſem Fall nicht vor daſſelbe gehört."

„Durch dieſe auferlegte Nothwendigkeit, jede Rechtfertigung in Bezug auf das Geſetz vor dem Gerichthofe zu führen, und durch dieſe Ausſchließung aller Zeugenausſage mit Ausnahme der Thatſachverneinung, wollten die Gerichthöfe unſtreitig ihre Richterbefugniß über alle Geſetzfragen behaupten und vor Eingriffen ſichern; und es giebt keinen Grund in den Geſetzen oder im geſunden Menſchenverſtande, warum nicht dieſelben Abgränzungen zwiſchen Thatſache und Geſetz nach derſelben Prozeßordnung auf Criminalfälle hätte übertragen werden können, wenn es Zweck geweſen wäre, die Gerichtsbarkeit der Jury, wie in Civilſtreitigkeiten, auf die Thatſache zu beſchränken."

„Aber keine ſolche Abgränzung ward je gemacht oder verſucht; im Gegentheil jeder durch Anklage oder Anzeige eines Verbrechens Beſchuldigte, zu allen Zeiten, von der Normänniſchen Eroberung bis auf die Stunde vermochte und war obendrein verpflichtet, ſeine Losſprechung vom Vaterlande durch allgemeine Berufung auf das Nicht ſchuldig zu erwarten;

er unterwirft seine ganze Vertheidigung der Jury, bestehe sie in einer Läugnung der Thatsache, oder in einer Rechtfertigung vor dem Gesetz; und es hat der Richter keine Befugniß, wie in Civilsachen, ein Zeugniß den Untersuchenden zu verweigern, als außer dem Streitpunkt gelegen, als coram non judice; — welche Befugniß er sicher haben müßte, wenn die Jury keine höhere Gerichtbarkeit in dem einen Falle hätte, wie in dem andern. Die auf solche Weise durch undenkliche Gewohnheit geheiligte allgemeine Prozeßführung mischt so sehr das Gesetz und die Thatsache durch einander, daß sie nur durch eine Willensbestimmung der Jury trennbar werden, wenn diese einen vereinzelten Spruch (special verdict) thut: die allgemeine Untersuchung der ganzen Anklage ist demnach vor ihr; und obgleich der Beschuldigte die Thatsache der Anzeige oder schriftlichen Anklage einräumt, bringt er nichts destoweniger vermöge seiner allgemeinen Vertheidigung Zeugnisse vor über verwandte Thatsachen, unterwirft sie als gesetzliche Entschuldigung oder Rechtfertigung dem Urtheil der Jury, und erwartet von ihrem Spruch eine vollständige, allgemeine, entschei-

bende Befreyung." (Speeches Vol. I. p. 277 — 279.)

Es erhellt aus dieſen Worten, die einer Rede für die Rechte der Jury angehören, daß Erskine jene vorausgeſetzte Trennung des Thatſächlichen und Geſetzlichen in Criminalfällen läugnet, in Civilfällen behauptet; aber für beydes ſtreiten muß, weil man durch unſichere Gränzbeſtimmungen der Geſchwornenanſtalt in England, wo ſie urſprünglich zu Hauſe iſt, ihr in Civilfällen manchmal zu viel Raum gewährte, und in Criminalfällen ſie ungebührlich einſchränken wollte. Wo dergleichen Unbeſtimmtheit nach Gebrauch und Uebung ſeit Jahrhunderten herrſcht, wo der Anwald eines Beklagten das Gericht ſelber über ſeine Befugniſſe des Urtheilſprechens zu belehren hat, wo er demjenigen, was die Geſchwornen in Civilſachen thun, die Bedingung beyfügt, „daß in dem Rechtsſtreit die alten Formen weislich beobachtet werden," welches mithin wohl nicht immer geſchehen ſeyn muß; da finde ich keine ſonderliche Vollkommenheit der Gerichtverfaſſung. Der eines Verbrechens Beſchuldigte ſteht vor der Jury, hält dieſelbe nach allgemeiner Sage für Schutz und

Schirm seiner Unschuld, und sein Anwald muß erst durchstreiten, daß Rechtfertigunggründe angenommen, und von Geschwornen erwogen werden dürfen! Er muß wider die gepriesene Theilung des Thatsächlichen und Gesetzlichen deren Mischung verlangen, damit seinem Clienten Recht geschehe! Er muß einen historisch politischen Beweisgrund zu Hülfe nehmen, um die Behauptungen der Gegner — auch Britten, auch Kenner des Rechtsganges — zu widerlegen! Dieser Grund ist folgender: „Während der sächsischen Periode und noch lange unter der Normännischen Regierung, war die gesamte Rechtsverwaltung, civile und criminale — in den Händen des Volks, ohne Aufsicht und Dazwischenkunft irgend eines von der Krone aufgestellten Richters. Sie war nicht auf einzelne Orte, oder geringere Klagen und Vergehungen eingeschränkt, sondern die Seele der gesamten Rechtsverfassung..... Als die Gerichthöfe zu Westminster in ihrer gegenwärtigen Form eingesetzt wurden, als Civilisation und Handel verwickeltere Rechtsfragen herbeyführten, mußte natürlich die Richterautorität in Civilsachen ihre Gränzen erweitern; die Eigenthumverhältnisse

eines gebildeten Gesellschaftzustandes überstiegen allmählig die Einsicht der unwissenschaftlichen Menge; und mit einigen wohlbekannten Einschränkungen wurden sie unstreitig Sache der Richter; doch mehr vielleicht aus Noth als durch freywillige Einräumung, da alle Rechtsverhandlungen künstlich in Normännischer Sprache geführt wurden, welche das Volk nicht verstand. Solcher Gerichtveränderungen sind undenkliche Gewohnheit und stillschweigende Einwilligung der Gesetzgebung Zeuge; worauf die Jurisdiktion der Gerichthöfe nach dem wahren Prinzip des Englischen Rechts beruht, und deren Wirkungkreis durch altes Herkommen bestimmt wird. Aber kein solches Zeugniß für die geringste Begebung oder Einschränkung des Volkrichtens findet sich in Bezug auf Verbrechen; im Gegentheil, jedes Blatt unsrer Geschichte ist voll von Kämpfen unserer Vorfahren um dessen Beybehaltung. Das Recht des Eigenthums wechselt mit neuen Gegenständen, und wird verwickelter durch erweiterte Anwendung; — aber Verbrechen sind immer auf dieselbe Weise untersuchbar: — sie beruhen gänzlich auf der Absicht, und je mehr sie von der Politik der Regierenden

vervielfältigt werden, deſto entſchiedner hängt alle öffentliche Freyheit an dem Feſthalten des Volks, daß ihm ſelber die volle Verwaltung der Strafgerechtigkeit bleibe. .... Wer nur im mindeſten mit der Völkergeſchichte oder der Geſchichte ſeines Vaterlandes vertraut iſt, muß eingeſtehen, daß, ſobald die Verwaltung der Strafgerechtigkeit den Händen der Krone oder ihrer Bevollmächtigten überlaſſen wird, keine größere Freyheit ſtatt haben kann, als die Regierung nach Gutbefinden oder Politik des Tages zu dulden geneigt iſt. Dieſe wichtige Wahrheit iſt nicht eine Entdeckung oder Behauptung von mir, ſondern ſie iſt in jedem Rechtswerk anzutreffen" (Speeches Vol. I. p. 272. 273.). Erskine beruft ſich auf Stellen im Blackſtone und dem fünfhundert Jahre älteren Brackton.

Wie alſo? Eine Wahrheit, die in allen Rechtsbüchern ſteht, welche nach obiger Behauptung geſchichtliche und vernünftige Gründe für ſich hat, bedarf eines feſten und beredten Vertheidigers, um nicht Richtern und Geſchwornen unbekannt zu bleiben? „Hoffentlich ſind die Tage vorüber," ſagt Erskine, „da Richter und Geſchworne bey Unterſuchung von Staat-

verbrechen stets verschiedne Wege giengen; wo der Gerichthof sich bemühte die Wirksamkeit des Schwurgerichts zu vernichten, und das Schwurgericht mit Ekel, Eifersucht und Widerwillen die Anträge des Gerichthofes hörte — jetzt darf man eine Untersuchung erwarten, voll jener schönen Harmonie unsrer gesetzmäßigen Verfassung; — wo die Jury ihre Unabhängigkeit behauptet, indem sie über die Absicht, als das Wesen jedes Verbrechens, urtheilt, aber auf die Meynung des Richters über den Zeugenbeweis und das Gesetz mit derjenigen Ehrfurcht und Besonnenheit merkt, welche stets das Ansehn, die Gelehrsamkeit und den redlichen Willen obrigkeitlicher Personen begleiten müssen und sollen" (Vol. I. p. 154. 155.). Erskine beweist durch diese Worte das Gegentheil dessen, was er sagt; denn er spricht sie zur Vertheidigung eines Dechanten von St. Aßaph im Jahre 1783. als die Jury durch des Richters Anklage irre geleitet worden, als er nebst dem Beklagten auch die Rechte der Geschwornen in Schutz zu nehmen hatte, als er seine Rede mit der nachdrücklichen Wendung schloß: „Was auch werden möge aus der Freyheit Englands,

nimmer soll man sagen, daß sie untergieng ohne Widerstand, so lange sie meinem Schutze anvertraut war" (Ebend. p. 262.).

Fast in allen Reden des ausgezeichneten Mannes kehrt der Gedanke wieder, eine Jury muß die verbrecherische Absicht finden. Georg Gordon war des Aufruhrs beschuldigt und hatte sich an der Spitze eines Haufens befunden, der Unfug verübt; „Ihr müßt finden, daß Georg Gordon diese Menschen mit solcher verrätherischen Absicht versammelte. . . . . Verbrechen aller Art bestehen einzig in dem Vorsatz des Willens, der die Handlung hervorbringt; die Handlung ist kein Verbrechen, wenn die Gesinnung nicht verbrecherisch ist. Dies ist der große Text, von welchem die ganze Moral der Strafgerechtigkeit abhängt; er steht an der Spitze jedes Criminalblatts durch alle Bände menschlicher und gefühlvoller Gesetze" (Speeches Vol. I. p. 84.). — Lord Gordon ward in der That unter dem größten Beyfall Londons freygesprochen. Der Dechant von St. Asaph hat eine Schmähschrift verbreitet und steht als Beklagter vor der Jury. „Widersinnig ist jeder Ausspruch des Schuldig, welcher nicht auf

einem vorausgegangenen Urtheil beruht, das Buch sey wirklich eine Schmähschrift und der Beklagte habe es mit verbrecherischer Absicht bekannt gemacht; denn, sobald ihr das Wort Schuldig ausspricht, ohne in dem Bekanntgemachten oder in der Gesinnung des Herausgebers Aufruhr zu finden, so verdammt ihr zu Schaam und Strafe die Unschuld dessen, den ihr zu beschützen wähnt, der Richter muß ihn gesetzlich verdammen in der Art und Weise, wie er angeklagt worden, als schuldig der Herausgabe eines Libells mit aufrührerischer Absicht, und sonach — ohne Untersuchung des einzigen Umstandes, der die Schuld ausmacht, und ohne daß ihr meynt, der Beklagte sey schuldig — werdet ihr verführt zu einem Spruch, wogegen euer Gewissen sich empört, und den eure Worte vielleicht vor der Welt Lügen strafen" (Ebend. p. 166.). „Die feindselige Gesinnung ist das Verbrechen, welches ihr pflichtmäßig entdecken sollt — der Ankläger bleibt bey der einzelnen Thatsache der Herausgabe stehen, ohne im Stande zu seyn dem Betragen des Angeklagten Vorwürfe zu machen, ja ohne einen Grund zur Wahrscheinlichkeit dieser Beschuldigung an-

zuführen" (Ebend. p. 195.). „Die Rechte des Eigenthums beruhen auf mancherley verwickelten Einrichtungen, deren Anordnung viele wissenschaftliche Kenntniß und deren Befestigung viel Bestimmtheit des Ausdrucks erfodert; aber Verbrechen bestehen gänzlich in der Absicht; und über dasjenige, was in der Brust eines Engländers Beweggrund seiner Handlungen wird, darf nur ein Englisches Schwurgericht entscheiden. Es ist in den meisten Criminalfällen unmöglich, das Gesetz von der Thatsache zu trennen, und mithin, ob eine Schrift Libell sey oder nicht, kann keine ausschließliche Gesezzesfrage für die Richter seyn". (Ebend. p. 200.). „Jener Grundsatz ward angeführt: Die Geschwornen beantworten die Frage über das Faktum, die Richter beantworten die Frage über das Recht; .... ich aber behaupte: keine Handlung, welche die allgemeine Theorie des Gesetzes verbrecherisch erklärt, ist in sich selbst ein Verbrechen, abgesondert von der bösen Absicht des Handelnden, und die Absicht, selbst in Fällen, wo sie nach einfachem Schluß aus erwiesenen Thatsachen erhellt, kann und soll mit Hülfe des Richters von der Jury ausgemacht werden;

.... die Hinstellung der Thatsache ist immer nichts weiter als ein Zeugniß für das Verbrechen, nicht das Verbrechen selbst, wenn nicht die Jury es dazu macht durch besondern Ausspruch und es dem Gerichthofe freywillig übergiebt" (Ebend. p. 245.).

Uns darf bey diesen scharfsinnigen Bestimmungen des brittischen Sachwalters wenig befremden, wenn er bisweilen in seinen Ausdrükken nicht ganz gleich zu bleiben scheint und wegen der Einheit des Absichtlichen und Thatsächlichen im Verbrechen bald dieses bald jenes Merkmal hervorhebt. So sagt er an einem Orte: „Lächerlich ist die Behauptung, das Schuldig sey ein Faktum, es ist der Rechtsschluß aus einem Faktum" (Vol. I. p. 310.); und anderwärts: „die verbrecherische Absicht, obgleich eine gesetzliche Folgerung aus dem Faktum, wenn der Beklagte keine Gegenbeweise vorbringt, wird eine Frage über das Faktum, sobald er der Jury Beweise für seine Rechtfertigung liefert" (Vol. I. p. 260.). „Die Absicht ist das Verbrechen, dessen Wirklichkeit zur Thatsache gehört, nicht zur Gesetzessache, sonach von der Jury erhärtet werden muß, sie wird dagegen die bloße Folge

einer gesetzlichen Entscheidung, sobald das Faktum nicht gradehin die Absicht umfaßt und einschließt, welche das Verbrechen ausmacht" (Vol. IV. p. 35.). Diese Worte setzen einen Unterschied zwischen Thatsachen und Thatsachen, fodern das absichtliche Geschehenseyn der Handlung zum vollen Verbrechen, welches dadurch eben ein wirkliches thatsächliches wird.

Unabläßige Vertheidigung solcher Grundsätze bey Rechtsverhandlungen über Schmähschriften und Staatverbrechen, welche allgemeine Theilnahme erweckten, brachte das Libellgesetz in England zuwege, durch For dem Hause der Gemeinen vorgeschlagen und durch Erskine lebhaft unterstützt. Es spricht aus: „Das Schwurgericht kann allgemein über Schuldig und Nichtschuldig, über die ganze vorliegende Sache in solchen Fällen entscheiden, und ist nicht gehalten, laut der Einleitung des Gerichthofes oder Richters, vor denen die Untersuchung geschieht, den Beklagten schuldig zu finden, lediglich weil er die als Libell betrachtete Schrift herausgab, und in dem Sinne, welchen die Anklage in der Schrift findet." So konnte dann Erskine zehn Jahre nach (1794.) jener

Verhandlung über den Dechanten von St. Aſaph, worin er ſeine Grundſätze entwickelte, bey ähnlicher Gelegenheit das Libellgeſetz und ſich ſelber zu Hülfe rufen: „Hatte ich unrecht meine Meynung zu behaupten, ſo war all mein Beſtreben gegen einen erleuchteten jetzt geſtorbnen Rechtskundigen verkehrt und falſch; ich widerſtand ihm während der Mittaghöhe ſeines Ruhms in der Lehre, daß geſetzlicher Rechtsſpruch über Libelle eine bloße Folgerung aus dem Faktum ſey, und nun hat die Geſetzgebung feyerlich meine Meynung beſtätigt, daß Geſetz und Faktum mit einander verſchmolzen ſind, und beyde vor die Jury gehören. Ich hätte nicht mein Haupt erheben mögen vor dieſem Gerichthofe noch vor der Welt, wenn anders entſchieden wäre, und ich begreife durchaus nicht, wie jemand gegenwärtig behaupten kann, daß die Fragen über Libelle behandelt werden ſollen gleich allen andern Criminalſachen, und daß dennoch die verbrecheriſche Abſicht eine bloße Rechtsfolgerung ſey. .... Geſchworne werden ſtets die ausdrückliche Meynung des Richters mit Ehrfurcht hören, aber ſie ſind verbunden die Meynung ſo ſtrenge zu unterſuchen, wie nur ein Anwald vor den Schran-

ken; — sie können nicht und dürfen nicht vergessen, daß der Richter Mensch ist, gleich ihnen selbst, mithin nicht ausgenommen von menschlichen Schwachheiten" (Vol.II. p. 414.). —

Mit der allgemeinen Untersuchung des Verbrechens, ohne Sonderung des Thatsächlichen und der strafbaren Absicht, wird die Jury in das gesamte Gebiet der juridischen Zurechnung gezogen, und hat, wenn sie gewissenhaft verfährt, kein leichtes Geschäft. Wir kennen ja, mein Freund, die ganze Schwierigkeit der Größenbestimmung innerlicher Schuld und überhaupt auch des sichern Wissens, ob der Wille gewollt, was die That anzukündigen scheint (Vergl. meine Rechtslehre ꝛc. S. 138. fg.). Bleiben die Richter Menschen, und menschlichen Schwachheiten unterworfen, gilt dies nicht zugleich den Geschwornen? Vermuthlich sind ihre Gedanken unbelästigt durch metaphysische Untersuchungen über menschliche Freyheit, und in wiefern ein vernünftig sinnliches Wesen sich selber angehöre in seinen Handlungen oder einem unausweichlichen Schicksal, unbelästigt durch die Erwägung, wie viel Einfluß die Vorstellungen vom Rechtsgesetz gegen sinnliche Begierden

und Leidenschaften haben mochten und konnten; sie unterscheiden schwerlich genau die Begriffe des Vorsätzlichen und Unvorsätzlichen (dolus, culpa), oder einer Vermischung von beyden (dolus indirectus, culpa dolo determinata), welche in den Lehrbüchern des Strafrechts verzeichnet stehen; sie urtheilen mehr nach unmittelbarem Gefühl, als nach Zersetzungen des abwiegenden Verstandes; aber wird denn allemal vermöge dieses Mangels ihr Urtheil sicherer, tadelloser, gerechter? Der Verstand kann fehlgreifen, trotz der sorgfältigsten Begriffscheidung; das Gefühl kann irren, trotz seiner unmittelbar ergreifenden Gewalt; nur die Vereinigung beyder gewährt dem Menschen eine für ihn erreichbare Sicherheit und Festigkeit. Rühmt ihr den gesunden natürlichen Verstand statt des Schulwitzes, ich ehre ihn hoch, und erinnere nur an seine Seltenheit; meyne auch, wo er sey, werde ihn der Schulwitz nicht verderben und umbringen. Immer beurtheilen die Geschwornen, was am schwersten zu beurtheilen steht, die sittliche Gesinnung, das Maaß des Guten und Bösen im Menschen, den Zusammenhang des Innern mit der äußern That,

vollkommen nur Gott erkennbar, mit behutsamer Vermuthung nur dem erleuchteten Verstande edler und erhabner Sterblichen.

Daher dann muß unser brittische Rechtsgelehrte seine Schwurgerichte häufig vor Uebereilungen warnen, ihnen die Richtschnur ihres Urtheils vorzeichnen. „Gedanken werden nicht gestraft durch das ehrwürdige Gesetz Englands. Von Menschen verfaßt, um menschliche Gebrechen zu heilen, und nicht von Gott, um die Reinheit von Engeln zu bewachen, überläßt es uns unsre Gedanken, unsre Meynungen, unser Gespräch, und straft bloß offne Handlungen des Ungehorsams und der Verachtung seines Ansehns. Dies ist nicht Redewendung eines Anwaldes für den Betheiligten, es ist nicht einmal meine Auslegung des Geistes unsrer Constitution, es ist Wort und Buchstabe des Gesetzes selbst. Unter den bedenklichsten Umständen unsrer Geschichte, wenn die Regierung für ihr eignes Daseyn und Fortbestehen Gesetze gab, überschritt sie niemals diese weise Mäßigung. Um die bestehenden Einrichtungen zu stützen, zügelte sie gelegentlich die dahin gehörigen Meynungen, aber die Strafen, obwohl blutig, legten keine

Schlingen einem unbedachtsamen Leben, und griffen niemanden durch Ueberraschung" (Speeches Vol. II. p. 346.). Anderweitig warnt er, aus den wahrscheinlichen Folgen einer Handlung die Strafbarkeit derselben und die Gesinnung des Thäters herzuleiten: „Wie weit eine Handlung oder eine Reihe derselben, unabhängig von ihrer Absicht, wahrscheinlich oder unvermeidlich natürliche oder politische Folgen hervorbringt, geht uns nicht an; das mag eine anziehende Frage für Casuisten oder Politiker seyn; aber es ist Bosheit und Thorheit zu erklären, daß Folgen, welche mit keiner Absicht und Bewußtheit zusammenhängen, vor dem Gesetz dasselbe sind mit verbrecherischer Gesinnung; ungeachtet diese allein vor Gericht gezogen wird, weil sie das Verbrechen ausmacht" (Vol. III. p. 332.). Wiederum die bloße Absicht, ohne im Betragen hervorzutreten, wird von keiner menschlichen Behörde gestraft, durch offene That muß sich die Absicht äußern (Ebend. p. 358.). „Und weil das Verbrechen seiner Natur nach unsichtbar und unerforschlich ist, bis es durch ein solches Betragen sich offenbart, was vor der Vernunft von der Absicht Kunde giebt, worin das

Verbrechen besteht; so ist keine offene That hinreichend, um darüber zu richten, auch nicht für eine Jury, um daraus den verbrecherischen Vorsatz zu folgern; sondern nur eine solche, woraus dies vernünftiger Weise gefolgert werden kann" (Ebend. p. 365.). Hinreichende Zeugnisse und Belege dürfen nicht fehlen. „Ich trat auf, um das Daseyn eines gesetzmäßigen und glaublichen Beweises von verrätherischer Gesinnung und Haß der Regierung zu läugnen, und ich werde aufgefodert zu beweisen, daß mein Client nie verrätherisch oder gegen die Regierung feindselig gesinnt war und ist? Sollen wir mit Lobreden auf die englische Constitution gekirrt, und dennoch ihres ersten und ausgezeichneten Charakters beraubt seyn, daß Unschuld vorausgesetzt werde, bis die Schuld entschieden ist" (Vol. II. p. 337.). Alle dergleichen Bemerkungen verstehen sich von selbst bey gründlicher Rechtsuntersuchung, mochten aber den Geschwornen nöthig seyn, und ob sie jederzeit dieselben beherzigten, scheint durch Endurtheile über die von Erskine vertheidigten Männer, so weit die Sache dem Leser vorliegt, sehr zweifelhaft.

„Folgen der Handlungen bestimmen nicht die Strafbarkeit, und die strafbare Gesinnung soll aus der That selber hinreichend erhellen.“ Jetzt nehme man: die meisten Menschen beurtheilen Handlungen nach ihren Folgen, erheben sie, verdammen sie, bestimmen darnach ihren Werth, sogar die Historiker thun es im Urtheil über einflußreiche Männer, sogar die Criminalgesetzgebung kann nicht ganz diesem äußern Maaßstabe entsagen, und straft tödliche Verletzungen anders als heilbare. (Vergl. meine Rechtslehre S. 137.) Was in einem Zeitbilde vollendet vor Augen schwebt, soll unvollendet in seinen Anfängen erwogen und nach Wahrscheinlichkeit und Nothwendigkeit des Werdens gedacht seyn, das heißt, man soll die angeschaute Wirklichkeit in Gedanken aufheben und stückweise prüfend wiederum zusammensetzen. Keine leichte Arbeit und von unsicherem Gelingen, während es viel einfacher ist, das Geschehene mit allen Folgen aufzufassen und nach seinem Ganzen zu würdigen. Unsre Geschwornen wählen vermuthlich den bequemeren Weg, urtheilen gleich den meisten Menschen, unbekümmert um die angesonnene kunstreiche Ab-

straktion. Wer ihnen diese in Worten entwikkelte, würde vielleicht gar nicht von ihnen verstanden. Vollends nun bey dem Schlusse rückwärts von Handlungen auf die Absicht liefert eine psychologische Phantasie das eigentliche Bild, die freylich Niemandem fehlt, aber oft sehr rasch entwirft und dann aus der Seele nicht mehr weichen will. Besonders in Criminalfällen pflegt diese Phantasie vorauszueilen, das Schädliche der That sucht seine Ergänzung in der Bosheit des Thäters und ist der Unschuld des Angeklagten durchweg ungünstig. Es bedarf keines in Criminaluntersuchungen ergrauten Hanges die Schuld des Verbrechers auszumitteln, um sie übereilt vorauszusetzen; die meisten Menschen thun dies von selbst, und beharren dabey mit hartnäckigem Glauben, trotz mangelhafter Beweise.

Ist es überhaupt schwer, wo nicht unmöglich, was vorhin angemerkt worden, reine Thatsachen aufzufassen, wie viel schwerer Thathandlungen, verbunden mit der innern freyen Zwecksetzung, worüber die Menschen in tausend Misverständnisse gerathen? Zugegeben, daß wissenschaftliche Bildung und juristischer Scharf-

ſinn wenig vor dem bloßen natürlichen Menſchenverſtande voraus hätten, wo liegt dann der überwiegende Vorzug des Schwurgerichts?

Haben wir nun deſſen Schattenſeiten in Bezug auf Criminalfälle, für die es beſonders geprieſen wird, kennen gelernt, ſo verdient noch der Gebrauch für Schriftſachen und Preßfreyheit Erwägung. Da ich ſelber Schriftſteller bin, dürfen ſie bey mir keine Gleichgültigkeit oder Feindſchaft gegen Bücher und die Guttenbergiſche Kunſt vorausſetzen, vielmehr würde ich jedes Mittel zur Förderung freyer Gedanken und Schriften eifrigſt empfehlen. Geiſteszwang drückt ſtärker als phyſiſcher Zwang, ja der letztere wird erſt durch das lebhafte Gefühl von jenem unerträglich. Was wird bey einer Klage über Mißbrauch der Preſſe angeſchuldigt? Der Sinn und die Abſicht des Schriftſtellers, worin einzig ſein Verbrechen beſteht. Nicht die Folgerungen, welche aus ſeinen Worten zu ziehen, nicht die Wirkungen, welche bey den Leſern entſtehen, machen ſtraffällig, ſondern die Geſinnung, deren ſtrafwürdige Beſchaffenheit aus möglichen Folgerungen, aus hinterher eintretenden Wirkungen keineswegs bewieſen iſt. Abſicht und Wort-

ſinn, die authentiſche Auslegung einer Schrift, kennt ihr Autor am beſten, und wie ſehr dieſe Erkenntniß vielfach von derjenigen des Leſers abweicht, bezeugen jene mannichfaltigen Klagen der Verfaſſer über Recenſenten, daß ſie falſche Abſicht und verkehrten Sinn in die Worte gelegt und Folgerungen gezogen, woran nicht von ferne gedacht worden. Mich ergreift Schauder, wenn ich erwäge, wie man zuweilen geleſen wird. Die Meiſten leſen aus ſich heraus, nicht in ſich hinein, und ein ſeltſames Gedankengewimmel entfliegt, welches der Schriftſteller gar nicht kennt, oder kennen konnte, ein Leſergemächt, welches möglicher Weiſe den Pranger oder Galgen verdient. Kommt nun dergleichen Gezücht vor die Jury und verklagt den Schriftſteller, hilf Himmel, ſie muß aus vortrefflichen Leſern beſtehen, wenn er nicht ſein Schuldig hören ſoll! Ließe man den Schriftſteller von ſeines Gleichen, nämlich von Schriftſtellern, richten; ſo ſind vielleicht Recenſenten darunter, gegen welche der Beklagte ſchon ſich heiſer geſchrieen, Partheygänger, Freybeuter, alte Syſtemfeinde, ungläubige Schranzen oder hochfahrende Sophiſten!

Daß eine Jury entweder aus Lesern, oder aus Schriftstellern, oder aus beyden vermischt, bestehen müsse, leuchtet ein; denn es wäre wohl widersinnig, die Preßvergehungen dem übrigens gebührend werthgeschätzten Verstande von Männern zu überlassen, welche weder Bücher gelesen noch geschrieben. Sind sie allerdings von jenen Gebrechen des Vorurtheils und der Leidenschaft frey, diese Verneinung giebt für sich noch keine Geschwornentugend. Straffälligkeit der Bücher entspringt aus ehrenrührigen Beleidigungen einzelner Bürger, aus Angriffen gegen Religion und Sitten, aus empörenden Grundsätzen oder Beschuldigungen gegen die Staatregierung. Vergehungen letzter Art kommen begreiflicher Weise am häufigsten zur Sprache, und sind für den Schriftsteller in heutiger Weltlage die gefährlichsten; weil Religion und Sitten theils ihre alte Strenge, theils den Beystand hierarchischer Macht verloren haben, und die Beleidigungen Einzelner, wenn sie nicht angesehene Personen treffen, wenig öffentliches Aufsehn erregen. Was ist nun Schmähschrift, Libell gegen die Regierung? Erskine hält von zwey Dingen Eines dazu nothwendig. „Entweder muß die Druck-

schrift Grundsätze angreifen und entstellen, auf welchen die Verfassung ruht, mit der Absicht, das Volk aufrührisch und unzufrieden zu machen; — oder sie muß, im Allgemeinen gute Grundsätze der Regierung zugebend, die bestehende Verwaltung einer Abweichung von ihnen beschuldigen, und zwar in solcher Art, um die Jury von der übeln Absicht des Schriftstellers zu überzeugen." (Speeches Vol. I. p. 168.) Wir sehen aus dieser Bestimmung, wie nothwendig die Absicht des Schriftstellers dem Britten für das Verbrechen erscheint, ein bloßer spekulativer Satz reicht nicht hin, eben so wenig ein Tadel der Verwaltung; der böse Zweck dessen, der die Feder führt, ist seine Schuld, ihn muß die Untersuchung ans Licht ziehen, ihn als das Straffällige betrachten. Dieselben Schwierigkeiten der Auffindung innerlicher Gesinnungen, welche für Criminalfälle überhaupt bemerklich gemacht wurden, kehren in diesen Libellverhältnissen alle wieder. Kein schlechter Gebrauch des Bücherinhalts von Seiten der Leser entscheidet darüber das Mindeste. „Wollten wir uns nach der Möglichkeit richten, daß menschliche Verworfenheit und Thorheit zum Bösen wenden kann, was gut

gemeynt ist, so müßten alle Tröstungen und Segnungen, welche der Schöpfer uns verliehen, und ohne welche wir unser Daseyn weder genießen noch verdienen könnten, als schädlich vertilgt werden, bis wir in den Zustand der Thiere geriethen. Die Bibel dürfte nicht gedruckt seyn; — denn obgleich sie Grundlage aller moralischen Verbindlichkeiten ist, welche Menschen an einander knüpfen, so hat doch ihre Lesung oft schwache Gemüther zu falschen Meynungen, Schwärmerey und Unsinn geführt. Der Gebrauch von Schießgewehren müßte verboten seyn; — denn obgleich sie nothwendige Werkzeuge zur Selbstvertheidigung sind, so wendet menschliche Rache sie doch oft gegen einander in Privatstreitigkeiten. Feuer müßte verboten seyn; — denn obgleich, unter gehöriger Anordnung, es nicht bloß eine Bequemlichkeit, sondern eine Nothwendigkeit des Lebens ist, so sind doch die Wohnungen der Menschen und ganze Städte dadurch in Asche gelegt und zerstört worden. Arzneymittel müßten nicht allgemein verkauft werden; — denn, obgleich sie, in der Hand geschickter Aerzte, Gesundheit wiederherstellen, können sie durch Quacksalber als Gifte wirken. Kurz, es ist Nichts so

vortreflich, was Bosheit oder Thorheit nicht von seinem ursprünglichen Zweck abwenden und verderblich machen können." (Vol. I. p. 184.)

In welcher Weite unser brittische Anwald den Gebrauch der Presse gestattet, ohne dem Schriftsteller verbrecherische Gesinnungen gegen die Regierung aufzubürden, lernen wir aus vielen Stellen. Locke schreibt: „Viele behaupten, Aufruhr werde gepredigt, wenn man dem Volke sagt, daß es vom Gehorsam entbunden sey, sobald widerrechtliche Angriffe auf seine Freyheit gemacht werden, und daß es gegen die Obrigkeit sich auflehnen dürfe, wenn diese, im Widerspruch mit dem bisherigen Vertrauen, das Eigenthum beeinträchtigt; es sey daher diese Lehre nicht zu dulden, als schmähend, gefährlich, den Frieden der Welt zerstörend. Aber solche Leute könnten eben so wohl sagen, man solle dem Volke nicht beybringen, daß ehrliche Leute Räubern und Corsaren widerstehen dürfen, weil dies zur Unordnung und zum Blutvergießen auffodern möchte." (Vol. I. p. 183.) Nebst Locke, der dieses drey Jahre nach Wilhelms Thronbesteigung drucken ließ und von

dem Könige zu Ehrenstellen erhoben wurde, ruft der Redner den großen Bolingbroke zu Hülfe, der die Waffen ergriff für Jacobs verlornen Thron, der die Jacobiten von dem Vorwurf befreyen wollte, daß sie wegen Vereinigung so vieler rechtlichen Ansprüche in der Person Jakobs seine Thronerbschaft nach Weise der alten Reichsverfassung in Schutz nähmen, mithin an sein göttliches Herrscher-Recht, unabhängig von den Gesetzen, glaubten. „Mein Zweck ist, vernünftige Begriffe von der Natur unsrer freyen Regierung allen meinen Landsleuten einzuprägen, und der nachtheiligen Folgerung aus jenen sclavischen Grundsätzen vorzubeugen, welche von schlechten und ränkevollen Menschen im Königreiche geflissentlich verbreitet werden. Wer das Volk blind machen und es von Belehrung über diese Gegenstände der Zeit zurückhalten will, ist mit Recht des Aufruhrs und des Hasses der Regierung verdächtig: wer aber es zu seinem Geschäfte macht, den Verstand der Menschen aufzuhellen durch Darlegung der wahren Grundsätze ihrer Regierung, zerschneidet alle Wurzeln der Partheyung; denn das Volk wird nothwendig für Erhaltung seiner

Verfassung streben, sobald es deren Vortreflichkeit und Weisheit kennt."

Hierauf fragt Erskine sich selbst, „soll man der Menge dies Alles vortragen? Antwort Ja. Ich behaupte, Nichts kann die Regierung des freyen und glücklichen Landes, in welchem wir unter dem Segen Gottes leben, besser schützen, Nichts kann ihr Dauer geben für alle Zukunft, als die Erkenntniß ihrer Vortreflichkeit und Weisheit, nicht bloß unter höheren Ständen, welche der aufrühreriſchen Menge unterliegen dürften, sondern bey der großen Masse des Volks, indem man unter ihr die wahren Grundsätze derselben verbreitet, indem man zeigt, daß sie nicht Holzhacker und Wasserträger für Andre sind, die von ihrer Arbeit und ihrem Fleiß sich gütlich thun; — sondern daß Regierung hervorgeht aus ihrem eigenen Vertrauen, ein Ausfluß ist ihrer eigenen Kraft, eine Wohlthat und ein Segen, welche die Prüfung der Zeit bestanden; — daß sie regiert werden, weil sie wünschen regiert zu seyn, daß sie freywillig den Gesetzen gehorchen, weil die Gesetze den Genuß ihrer Freyheiten sichern." (Vol. I. p. 186. 187.) —

Gesetzt aber, eine Schrift bringt noch andre Dinge vor als diese, und ist in England wirklich ein Libell, so ist die Bekanntmachung derselben dennoch kein Verbrechen, wenn nicht vor der Jury die strafbare Absicht des Herausgebers dargethan wird. Lord Mansfield erklärt: es giebt Fälle, wo das Faktum der Herausgabe eines Libells als gesetzmäßig oder schuldlos gerechtfertigt oder entschuldigt werden kann; denn keine nichtverbrecherische Thatsache, auch wenn die Schrift ein Libell ist, kann gleichkommen einer Herausgabe, deren der Beklagte schuldig befunden werden muß." (Vol. I. p. 191.) Wollte man das Gegentheil behaupten, so wäre schon die Anklage der Gerichtspruch selbst, und die Staatverbrecher wären allemal der Willkühr der Krone preisgegeben. (Ebend. p. 253.) „Die Herausgabe eines Libells, welches jemand nicht dafür hält, nachdem er es gelesen, ist ein weit günstigerer Umstand, als wenn er es ungelesen aus Irrthum herausgiebt; dieses, neunmal unter zehn, ist eine strafbare Nachlässigkeit, und giebt keine Entschuldigung; jenes, wenn der Leser das Werk für ungefährlich und nützlich hält, kann ihn keines Verbrechens überführen." (Ebend.

p. 359.) Erskine macht davon die Anwendung auf Worte und Reden, die als ernsthafte Herzensmeynung Ahndung verdienen, als zufällige Aeußerungen höchstens unziemlich und thörigt erscheinen. „Viele Dinge sind in der That unrecht und anstößig, welche nie ein Gegenstand der Criminaljustiz sind oder werden können, weil das Glück und die Sicherheit des geselligen Lebens, welche den Zweck alles Gesetzes und aller Gerechtigkeit ausmachen, ihre Mittheilung verbieten; — weil ein rechtlicher Sinn, weil zarte moralische Schicklichkeit entweder demjenigen das Ohr verschließt, was nicht gehört werden sollte, oder die Zunge mit den heiligen Verpflichtungen der Ehre bindet." (Vol. II. p. 343.)

Genug von der Ansicht des Britten über seine Schwurgerichte. Zwey Dinge also kommen bey Libellklagen vor die Geschwornen. Erstlich: ob ein bestimmter Angrif auf die Regierung gemacht ist? Hier nehmen die Menschen gewöhnlich entschiedne Parthey. Regierungfreunde, durch ihre politische Meynung oder durch Aussicht von Vortheilen bestimmt, halten Alles für Angrif auf die Regierung, was diese selber dafür hält; Regierunggegner freuen sich

über jeden der obersten Behörde zugefügten Schmerz; ist jene Gesinnung bey der Jury vorherrschend, das Buch wird verdammt; ist die letztere überwiegend, es gilt allemal schuldlos. Zweytens: hatte der Herausgeber eines Libells strafbare Absichten? Wiederum urtheilen die Partheyen nach ihrer Partheyung, rasch folgert die eine aus der Thatsache den Zweck, schadenfroh läugnet ihn die andre zur Aufrechterhaltung der Freymüthigkeit. Erskine selber machte davon die Erfahrung, bey seiner nach obigen Grundsätzen geführten Vertheidigung des Thomas Paine wegen des Werks Rechte des Menschen. Die Jury sprach ihr Schuldig, ungeachtet der Hauptgedanke des Werks, „Regierung stütze sich auf den allgemeinen Willen der Nation," dem Geist englischer Gesetzgebung entspricht (Vol. II. p. 111.), ungeachtet Erskine das Beyspiel Cromwells anführt, der ein Libell — die Oceana des Harrington — mit den Worten zurückgab: „wenn meine Regierung bestehen kann, hat sie Nichts von Papierschüssen zu fürchten" (Vol. II. p. 177.); ungeachtet er richtig bemerkt: wenn Paine's Lehren irrig sind, laß Andre sie widerlegen und die Wahrheit

wird aus dem Kampfe hervorgehen (Ebend. p. 178.); ungeachtet er am Schlusse seiner Vertheidigung erklärt: „alle Freyheit, welche ich in Schutz nahm, ist bloß die alte Freyheit unsrer eigenen einheimischen Verfassung; ich wünsche nicht, daß Thomas Paine freygesprochen werde nach andern Grundsätzen als denjenigen des Rechts, welches ihr beschworen habt zu verwalten: — mein großer Zweck war, einzuschärfen, daß Weisheit und Staatklugheit, die Stammhalter Großbritannischer Regierung, ein eifersüchtiges Auge über ihre Unterthanen verbieten." (Vol. II. p. 180.) — Aber damals, in den ersten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hatte Angst vor der französischen Revolution aller Gemüther sich bemächtigt, und Thomas Paine war verrufen. Angenommen, dergleichen Angst — mit Grund oder ohne Grund — herrsche in irgend einem Zeitpunkt; so werden die Geschwornen vereint mit der Regierung über den Schriftsteller herfallen.

Ich sehe deswegen gar nicht, welchen entschiedenen Vortheil das Schwurgericht in Bücherangelegenheiten gewährt, da alles von Umständen abhängig scheint — außer in dem einen

Falle, wenn die Regierung mit der öffentlichen Meynung gänzlich zerfiel, und jedweder Angrif — wirklich oder gewähnt, in guter Absicht oder böser — Billigung findet. Grade dann ist die Gefahr einer Revolution nahe, und für ihren außerordentlichen Zustand macht man nicht die Gesetze. Vielmehr wird aller ruhige Rechtsgang in Criminalsachen und Civilstreitigkeiten durch Revolution unterbrochen und schon durch die nahe Gefahr derselben unregelmäßig. Sind Unterbrechung oder Unregelmäßigkeit einmal vorhanden, dann wird weder Einführung noch Aufhebung der Jury Rechtssicherheit verschaffen, sondern die Flut der Leidenschaft wird den Schriftsteller hin und her werfen oder verschlingen.

Ein andrer Vortheil der Bücherjury, welcher in Entfernung eines Nachtheils besteht, kommt mehr den Schriften als dem Autor zu gut; ist aber in dieser Hinsicht einer Doppelbetrachtung fähig. Wo keine Schwurgerichte die Presse bewachen, sind Libelle, ungeeignete, der Regierung misfällige Schriften, oder welchen Namen sie sonst tragen, nach herkömmlichem Staatgebrauch den ordentlichen Gerichthöfen entzogen, und fallen ins Gebiet der Polizey. Diese — was

Ihnen aus meiner Rechtslehre erinnerlich seyn wird — bedenkt lauter Möglichkeiten; muß also zunächst die Möglichkeit des Schadens erwägen, den ein Buch anrichten könnte. Verfährt sie eifrig in ihrem Amt, welcherley Möglichkeiten sind nicht möglich für eine Schrift, die stark gelesen wird, weil sie etwa über den Staat, dessen Verwaltung und Regierunggrundsätze sich verbreitet? Dem Schaden muß sonach vorgebeugt werden, man muß das Lesen der Schrift verbieten, mit der Strafe die Verfolgung anfangen, das Gedruckte aus der Welt schaffen. Zwar entscheidet die Maaßregel kurz und ohne Umstände, Buch und Schriftsteller werden getroffen durch einen Wetterschlag aus blauer Luft, weder vorher noch hinterher giebt es darüber viel Redens, viel Untersuchens, was den Schaden manchmal vergrößern möchte; — nur scheint freylich die Schnelligkeit eine Rechtsverletzung, die Preßfreyheit gefährdet, und eine förmliche Verhandlung vor Geschwornen deren Schutzwehr. Inzwischen ist zugleich die Gefahr des Schriftstellers geringer, man bezüchtigt ihn keiner bestimmten Unthat, man mißt ihm keine böse Absicht bey, man behandelt den Vorgang mehr als

Vergehen denn als Verbrechen. Wie viel unangenehmer muß ihm eine weitläufige Rechtfertigung vor Gericht werden, als dieses einfache Losfahren gegen seine polizeylich zum Libell erklärte Schrift; die dennoch, im Fall nicht alle Exemplare vertilgt wurden, als verbotene Waare Leser findet, dadurch den nächsten Zweck ihrer Herausgabe erreicht, und möglicher Weise sogar dem Autor einen nicht ungünstigen Ruf zuwege bringt! Soll einmal der Schriftsteller als Libellist in Gefahr gerathen, sie geht am geschwindesten und leichtesten an ihm vorüber durch bloße Beschlagnahme des anstößigen Werks, verwickelt ihn nicht in verdrießliche Rechtshändel, hält die öffentliche Meynung schwebend zwischen Schuldig und Unschuldig, und er wird trotz des gewaltigen Windstoßes hoffentlich, wie das Libell selber, stranden und landen.

Vollkommen sicher vor Unfällen ist nur dann die Fahrt, wenn vor dem Erscheinen des Buches eine nach Grundsätzen der Polizey urtheilende Censur jedwedes Anstößige oder Verdächtige wegschneidet, mithin keine Libellklage oder Libellbeschlagnahme statt finden kann, sondern ein Werk, welches Censur bestanden, freymüthig und

unbehindert die Welt erleuchtet. Anzüglich bemerkt Erskine: „Die Regierung, nach ihrer eigenen Abschätzung, war zu allen Zeiten ein Muster der Vollkommenheit; bloß die freye Presse untersuchte und entdeckte deren Fehler, und das Volk verbesserte sie von Zeit zu Zeit. Diese Freyheit allein machte unsre Regierung zu dem, was sie ist; diese Freyheit allein kann sie erhalten; und darum kämpfe ich heute, unter der Fahne dieser Freyheit, für Thomas Paine." (Speeches Vol. II. p. 99.) Gewiß wäre der genannte Mann unverklagt geblieben, hätte sein Werk Censur erfahren und unter dem Schirm derselben seine Laufbahn angetreten! Vielleicht blieben gar die Rechte des Menschen ungedruckt, vielleicht würden die meisten politischen Schriften vor ihrem Eintritt in die Presse zerstäuben! Desto besser für die Schriftsteller, sie können dann ungestört durch Anklagen, Vertheidigungen oder Beschlagnahmen von vorne anfangen zu denken und zu schreiben. Gewährt ihnen irgend Etwas sonst mehr Sicherheit und Muße? Die Verfasser des Edinburgh Review (1813 Vol. XXII. p. 74. fg.) geben ein seltsames Bild des englischen durch eine Jury angeblich

geschützten freyen Preßzustandes. „Wir halten es für eine Eigenthümlichkeit der Libellverbrechen, daß die öffentliche Meynung selten oder wohl nie, mit der gesetzlichen Anklage übereinstimmt; und daß diese Anklagen dennoch scharf verfolgt werden, sobald irgend ein Wunsch vorhanden ist, sie durchzusetzen. In den letzten zwanzig Jahren giebt es keine Zeitung, die nicht von irgend einer Person oder Parthey verfolgt wäre. Das geschieht keinem Libell, wenn es nicht gegen mächtige Personen gerichtet ist; deswegen betrachtet man solche Anklagen als bloße Partheysache. Niemand tadelt den Straffälligen, und doch dürfen Richter und Jury auf diesen Umstand keine Rücksicht nehmen; die Geschwornen sind ein Werkzeug der Partheylichkeit in der Hand des Mächtigen, weil hunderte von Libellen täglich ohne Aufsehen die Presse verlassen." Wie soll nun ein Schriftsteller abnehmen, was er, ohne straffällig zu werden, drucken lassen darf? Hunderte vor ihm thaten vielleicht dasselbe und nur ihn stempelt man zum Verbrecher! Was würden wir sagen, wenn Raub und Mord täglich vorgiengen, ohne daß sich jemand darum bekümmerte, und bloß wenn eine mächtige Familie

beleidigt worden, griffe man den Thäter und verurtheilte ihn nach den Gesetzen? Sogar Schmeicheley und Lobpreisung der Regierungen und Regenten dürften nicht allemal den behutsamsten Autor retten. Im Jahr 1785. schrieb David Faßmann: „Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friederici Wilhelmi bis auf gegenwärtige Zeit.“ Der Verf. war im Tabackkollégium des Königs Zielscheibe des Witzes gewesen, und preiset auf 1088 Seiten ekelhaft schmeichlerisch alles, was der König gethan, und wenn er ja einige Unvollkommenheiten dieser allerglückseligsten und weisesten Regierung zugeben muß, so entschuldigt er sie damit, daß ja auch in Gottes Regierung sich Mängel und Gebrechen finden. Dennoch ward das Buch gleich nach seiner Erscheinung in Preußen confiscirt. (S. von Dohm Denkwürdigkeiten ꝛc. Bd. V. S. 467.)

Alle Ueberlegungen führen dahin zurück, was ich schon aussprach, die Jury sey kein unbedingt preiswürdiges Institut, habe keine Vernunftvortreflichkeit nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen, weder als Spruchbehörde für bürgerliche

Verbrechen, noch als Autoren- und Büchergericht, und ihr Gutes erscheine nur unter gewissen Voraussetzungen, und diene dann als Abwehr eines noch Schlimmeren. Angenommen, die oberste Staatmacht führt einen bleibenden Kampf gegen Rechte der Unterthanen, beyde Partheyen haben sich zu schützen und zu beobachten wie im Kriege, so bildet alsdann das Schwurgericht einen guten Wall wider die Angriffe des Feindes; dieser wird nicht im Stande seyn das Lager zu erobern, bis er die Schanzung überwältigt. Ich halte deswegen die Jury für ein Mittel, bürgerliche Rechtsfreyheit zu erkämpfen und zu sichern, nicht für das Wesen derselben, und finde jene Lobsprüche, die man ihr in England ertheilt, damit übereinstimmend. Erskine sagt: „Die Rechte der Jury sollen nach Absicht der weisen Urheber unsrer Verfassung, das Leben und die Freyheit der Engländer beschützen gegen die Eingriffe und Verderbnisse der Macht in den Händen obrigkeitlicher Personen." (Speeches Vol. I. p. 268.) „Ein Maaß ist dadurch dem Wirkungkreise der Gerichthöfe nach den wahren Grundlagen des englischen Rechts und nach alter Gewohnheit gesetzt." (Ebend. p. 272.)

„Unter der Herrschaft grausamer Staatnothwendigkeit, wird jeder Schutz des Gesetzes abgeschafft und zerstört; niemand darf unter Schrecken und Aufruhr sein Leben, seine Freyheit, seine Ehre oder sonst irgend ein Gut sicher halten; wenn Bündlerey, oder gemäßigte Denkart, oder Mangel an Bürgersinn, oder was sonst die wechselnde Mode und Partheysucht zu Staatverbrechen erhebt, zur Anklage dienen, wird man seine Freunde, seine Familie, das Licht der Sonne, nicht mehr sehen; Klage und Spruch werden Eins seyn, wie der Donner dem Blitze folgt. — So war einst der Zustand Englands." (Vol. III. p. 326.) — Dergleichen Vergangenheit scheint allemal den Engländern vorzuschweben, wenn sie von den Vortheilen der Jury reden. Craig (in seinen Grundzügen der Politik Lpz. 1816. S. 245.) gesteht: „wäre es möglich, in allen oder auch nur in vielen Fällen, die Thatsachen von den Rechtspunkten zu trennen, so wären die Geschwornen wohl aller Lobsprüche würdig. Aber eine so vollständige Trennung ist selten thunlich; — deswegen wird in englischen Gerichthöfen gewöhnlich nur ein allgemeiner Ausgang, der ein jedes Ding, die Thatsache, das

Gesetz und die Billigkeit des Falles unausgemacht läßt, dem Schwurgerichte vorgelegt." (Blackstone Comm. B. III. ch. 20.) Dennoch urtheilt derselbe Mann wie oben erwähnt: „Geschworne mögen in bürgerlichen Rechtssachen nützlich seyn, aber in peinlichen sind sie wesentlich zur Sicherheit eines jeden Bürgers. Es übersteigt den Scharfsinn des Menschen, die genaueren Schattirungen des Verbrechens zu finden. Es muß Vieles den Geschwornen überlassen bleiben, oder im Namen der Gerechtigkeit das offenkundigste Unrecht begangen werden!!!! (Grundzüge der Pol. S. 308. 313.) Manche Gründe, mit denen man außerdem das Institut in Schutz nimmt, sind schwerlich zureichend. Sherif Philipps z. B. in seinem Werke über Gewalt und Verbindlichkeiten des Schwurgerichts, vom Herrn Comte übersetzt, behauptet: „Der Ausspruch einer Jury ist weder eine Annäherung zur Wahrheit noch eine Angabe bloßer Wahrscheinlichkeit, er ist, im Sinn des Gesetzes, die Kuppel der Wahrheit. Gewißheit, nicht Wahrscheinlichkeit ist Zweck des Schwurgerichtes. Das sicherste Zeichen der Wahrheit ist die allgemeine Bey-

ſtimmung des menſchlichen Geſchlechts, und die einſtimmige Erklärung von zwölf Geſchwornen, die unter einander ohne Verbindung und frey von jeder Partheylichkeit ſind, iſt das am wenigſten zweydeutige Zeichen ſolcher Beyſtimmung. Sobald ſie daher nicht alle einig ſind, ſobald ſie nach Stimmenmehrheit entſcheiden, kann ihre Entſcheidung nicht als Wahrheit, ſondern bloß als größere oder kleinere Wahrſcheinlichkeit betrachtet werden, je nachdem die Zahl der Bejahenden und Verneinenden größer oder kleiner iſt.“ (Urtheile franzöſ. Rechtsgelehrten ꝛc. S. 54.) Wir wollen gern die Einſtimmigkeit beſſer halten, als Stimmenmehrheit, aber, aber — — Am treffendſten hat mir das Urtheil des Edinburgh Review geſchienen: „Unſer Syſtem der Geſetzgebung iſt eine große und ſehr verwickelte Maſchine, und man hat behauptet, ſderen Lebensprinzip ſey in den Schwurgerichten. So ſagten einſt die Anatomen, die menſchliche Seele wohne in der Zirbeldrüſe, trennt man ſie jedoch vom Körper, dann iſt ſie nichts als winzige todte Maſſe..... Es ſind nicht die Schwurgerichte, welche unſre Freyheit aufrecht halten; es iſt die freyſinnige Denkart der Richter und die Milde

der Regierung unter dem Einfluß des öffentlichen Geistes der Nation, es ist die öffentliche unter allen Classen der Bürger verbreitete Tugend" (Ebend. S. 98.). Maltebrun folgert hieraus ganz richtig: „Die Engländer thun wohl die Jury beyzubehalten, denn sie sind daran gewöhnt, aber man hätte Unrecht, diese Einrichtung in sich selbst zu vergöttern." Ich setze hinzu: wo öffentliche Tugend die Richter, die Regierung, den ganzen Staat durchdringt, da wird es an Freyheit und gutem Recht nicht fehlen; und wenn ohne diese Voraussetzung auch die Schwurgerichtverschanzungen nicht helfen, warum sie mühsam aufführen?

Hätten wir in Deutschland die volle Tugend, unsre Gerichthöfe würden in hellerem Lichte stralen, als die Geschwornen. Unser Rechtsgang genießt unstreitiger Unabhängigkeit von Einflüssen der Regierung, und wenn das Willkührliche sich einfinden will, trifft es an ihm allenthalben Hindernisse. Völker und Regenten leben nicht in einem Kriege, so daß jeder Theil fortwährend nach Waffen und Schutzwehren sucht, um sich wider den Angrif des Andern zu vertheidigen, es herrscht gutes Vertrauen und her-

kömmliche deutsche Gesinnung. Man müßte also annehmen, daß statt des Friedens der Krieg käme, daß die Gerichthöfe und deren gesetzliches Verfahren ganz ausarteten, daß man statt rechtlichen Schutz bey ihnen zu finden, gegen sie selber eines Nothwalles bedürfte; um Schwurgerichte vorzuziehen oder unentbehrlich zu halten. Bey uns liegt die Sache vielmehr ziemlich anders: wo das Willkührliche hervortritt, strebt es die Vergehen den ordentlichen Richtern zu entziehen, sie als Polizeygegenstand oder Verwaltungangelegenheit büreaukratisch zu entscheiden; wohl wissend, in der förmlichen Gerichtuntersuchung sey Gesetzlichkeit vorhanden und mit Machtsprüchen der Zweck unerreichbar. Hieraus wage ich die Folgerung: deutsches Volk hat keinen Grund die Jury eingeführt zu wünschen, keinen Sinn dieselbe zu handhaben, und im Fall eine Verpflanzung dieses Instituts geschähe, würden die Meisten gar nicht wissen, wovon die Rede wäre und darin eine Plage und verdrießliche Last erblicken.

Vielleicht ausnahmweise für Bücher und Autoren dürfte jemand dennoch die Schwurgerichte heilsam achten. Das öffentliche Recht der Preß-

freyheit hat außerhalb England nicht sonderlich gedeihen wollen, und ihm steht ja in seiner Heimath die Jury zur Seite! Hoch rühmt der Britte dieses öffentliche Recht, hält es mit seiner Constitution auf das engste verbunden, wodurch dann die Lobpreisungen der letzteren mittelbar auf die Jury zurückfallen. Hören wir Erskine's Worte: „Bey der ersten Einführung des Buchdruckens ward dies in England wie anderwärts, als Staatsache angesehen. Die schnelle und weite Verbreitung von Gedanken und Meynungen, welche diese unschätzbare Kunst herbeyführte, mußte von Regierungen aufgegriffen werden, deren Hauptstärke in der Unwissenheit des ihnen unterworfenen Volkes lag. Die Presse kam deswegen gänzlich unter den Zwang der Krone, und alles Druckenlassen, nicht bloß öffentlicher Bücher von religiösem oder staatgesetzlichem Inhalt, sondern jede Art der Bekanntmachung ward bestimmt durch die Verfügungen, Verbote, Freyheitbriefe des Königs, und endlich durch die Beschlüsse der Sternkammer. Nach der Abschaffung dieses gehässigen Gerichts übte das Lange Parlament, in Folge seines Bruchs mit Karl I. dieselbe Ge-

walt, wie vorhin die Krone; und nach der Restauration wurden dieselben Einschränkungen dem Vorrecht beygefügt durch das Statut Karls II. und aufrecht erhalten durch spätere Beschlüsse bis nach der Revolution. Auf welche Weise sie unter König Wilhelm endlich verschwanden, brauche ich nicht zu sagen; ihre glückliche Abschaffung und die vergeblichen Versuche zur Wiedererweckung am Ende der erwähnten Regierung stehen geschrieben in unsern Gerichtverhandlungen, ich denke als ein ewiges Denkmal von Weisheit und beharrlicher Kraft. Es genügt zu wissen, daß die Abschaffung dieser schimpflichen Statuten, durch die Verweigerung des Parlaments sie länger bestehen zu lassen, die große Aera der Preßfreyheit in diesem Lande herbeyführte, und die Krone jedes Vorrechts über die Presse beraubte, ausgenommen, was nach gerechten und vernünftigen Regierunggrundsätzen der ausübenden Macht allenthalben zukommen muß, nämlich das ausschließliche Recht, religiöse und bürgerliche Verordnungen bekannt zu machen; jedes Gesetz, nach welchem das Leben des Unterthans geregelt und regiert wird. Diese Dinge gehör-

ten stets, und müssen gemäß der Natur bürgerlicher Verfassung allemal dem Staatoberhaupt gehören" (Speeches Vol. I. p. 40. 41.). „Als Grundlage der Preßfreyheit, und ohne welche sie ein leerer Schall ist, behaupte ich: — daß jedermann, der nicht irreleiten, sondern was Vernunft und Gewissenhaftigkeit ihm als Wahrheit vorhalten, Andern mittheilen will, sich an die Gesamtvernunft einer ganzen Nation wenden darf, sey es in Bezug auf Regierungen überhaupt, oder auf Regierung seines Landes; — daß er die Grundsätze der Verfassung entwickeln, ihre Fehler und Mängel angeben, prüfen und bezeichnen, gegen deren gefährliche Folgen seine Mitbürger warnen, und die zweckmäßigsten Veränderungen der von ihm wesentlich oder durch Misbräuche fehlerhaft gehaltenen Einrichtungen vorschlagen darf" (Vol. II. p. 96.).

Weit gefehlt, daß diese Freyheit dem Staat oder dessen Oberhaupt gefährlich werde, sichert sie beyde. „Der unglückliche Karl, ungewarnt durch eine freye Presse, litt einen schmachvollen Tod. Sobald Menschen ihre Gedanken und Leiden, wirklich oder eingebildet,

frey mittheilen können, verschwinden ihre Leidenschaften in der Luft gleich dem auf eine Fläche hingestreuten Schießpulver; — aber eingesperrt durch Schrecken, wirken sie ungesehen, brechen mit einmal hervor und zerstören Alles in ihrer Nähe. Laß Vernunft gegen Vernunft, Gründe gegen Gründe auftreten, und jede gute Regierung ist sicher..... Karl II. erhob die Sternkammerverordnung von 1637. zum Parlamentbeschluß und darnach ward verfahren während seiner und der nächstfolgenden kurzen Regierung mit blutiger Strenge; — und was ist in aller Geschichte bekannter, als daß diese blinde und verächtliche Politik die Revolution vorbereitete und beschleunigte? Zu dieser großen Zeit zerstoben alle Spinnweben, — die Preßfreyheit ward wiedergeboren, und geleitet von ihrer Liebe, genießt das Reich seitdem ein Jahrhundert der Ruhe und des Ruhms. — So behaupte ich aus der englischen Geschichte: im Verhältniß als die Presse frey gewesen, war die englische Regierung sicher" (Vol. II. p. 141. 142.).

„Sind die Gemüther durch Schrecken vor Strafe überwältiget, dann können nicht Werke

des Genius erscheinen, welche das Reich der Vernunft erweitern, keine meisterhafte Schriften über die allgemeine Natur der Regierungen, deren Hülfe die großen Staaten des Menschengeschlechts ihre Entstehung danken, vielweniger giebt es eine nützliche Anwendung derselben in gefährlichen Lagen, wodurch, von Zeit zu Zeit, mittelst Bestrebung vaterlandliebender Bürger, unsre eigne Verfassung auf ihren rechten Standpunkt zurückgebracht worden. Unter solchen Schrecken muß alles Licht der Wissenschaft und Sittenbildung verlöschen, denn wo die Peitsche über dem Haupte schwebt, tauschen die Menschen keine freyen Gedanken. Es ist die Natur jedes Großen und Nützlichen in der belebten und unbelebten Welt, wild und unregelmäßig zu seyn — wir müssen es nehmen mit seiner Zuthat, oder es ganz entbehren. Das Genie durchbricht die Fesseln der Kritik, wandelt seinen Pfad in eigner Majestät und Weisheit; unterwirf es der Kritik, und es wird zahm und stumpf. Mächtige Ströme treten im Winter aus ihren Ufern, schwemmen die Heerden fort von dem Boden, den sie im Sommer fruchtbar machen; Eindeichung kann dem Ertrinken wehren, aber

die Heerde stirbt vor Hunger. Stürme erschüttern unsre Wohnungen und stören unsern Handel; aber sie mischen die trägen Elemente, welche sonst stocken würden zur Seuche. Gleichergestalt muß Freyheit, das letzte und beste Geschenk Gottes in seiner Schöpfung, genommen werden, wie sie grade ist; — du kannst sie herabbringen zu schaamvoller Regel und sie gießen in die Musterform eines genauen Gesetzes, aber dann wäre sie nicht mehr Freyheit, und du mußt zufrieden sterben unter den Streichen unerbittlicher Gerechtigkeit, die statt der Freyheitfahne eingetauscht sind" (Vol. II. p. 266. fg.).

„Unsre Constitution ist das Werk frommer Vorfahren, ein heiliges Vermächtniß von Geschlecht zu Geschlecht, hervorgegangen aus Weisheit und Tugend, — des Königes Macht wurzelt in der Liebe des Volks, sie ist die Grundlage des Throns, und jedes Volkes Liebe auf Erden wird stets eine Regierung aufrecht halten, welche gleich der unsrigen auf Vernunft und Einwilligung ruht, so lange nämlich die Regierung ihrerseits auf das Gesamtwohl merkt, als Zweck und Ursprung aller menschlichen Macht. Fern von uns jene unwürdige und unweise

bisher unbekannt geblieben" (Vol. II. p. 127. — III. p. 414. 428. 433. — IV. p. 438. 122.). —

Starke Worte, mein Freund, nicht ohne Stolz gesprochen, und von etwas beschämenden Sinn für das Festland! Ich habe sie grade deswegen hier zusammengestellt, weil Ihnen schwerlich das Buch zur Hand ist, und weil es immer Freude macht, das Spiegelbild eines von würdigen Gegenständen erfüllten, kühnen und hochfahrenden Herzens anzuschauen. Wir Deutsche dürfen so nicht reden, weder von Vergangenheit noch von Zukunft, und was auch von der letzteren die raschefte Phantasie und der gutmüthigste Glaube sich weissagen oder träumen, — jedes Volk, das eine andre Geschichte hinter sich hat, sieht auch eine andre vor sich. Deutschland hat nie Preßfreyheit in Verbindung gesehen mit constitutionellen Kämpfen, es hat sein größtes Zeitalter gelebt im gemeinsamen Kraftgebrauch wider den ausländischen Erzfeind seiner Sitten, Sprache, Wissenschaft; als Fürstenwille und Volkwille einig waren *wider* den Wechsel der Könige, als sie voll Verzweiflung die Waffen führten *wider* das Machwerk von Verfassungen, denen keine Gedankenfreyheit ihr Daseyn

und keine Preßfreyheit ihre Reife gegeben. Was von diesen Gütern uns zu Theil worden, haben unsre Vorfahren blutig der Hierarchie abgerungen, und nicht einmal für alle deutsche Gauen erkämpft; das Uebrige kam als freundliches Geschenk von den Höhen des Thrones, aus den Regierungsälen Friedrichs II. und Josephs II. Kein Wunder, wenn uns nicht die Schwurgerichte und öffentliches Verkommniß als Schutz und Schirm der Preßfreyheit erscheinen, wir genießen diese vielmehr als heilige Erbschaft unsrer Väter im vernünftigen Christenglauben, und als Folge der Freysinnigkeit von Regierungen, deren edle Natur in den Staaten Deutschlands stets irgendwo Wurzel schlägt. Der Britte sieht dies anders, von römischer Hierarchie hat ihn ein despotischer König losgerissen, von der Sternkammer die Revolution befreyt; der Franzose hat gleichfalls eine Revolution hinter sich, und hält deren Gaben fest, zumal wenn die öffentliche Volksmeynung mit Angriffen eines älteren Regiments in Gegensatz und Krieg geräth.

Ueberhaupt ist die Frage, ob vollkommenste Preßfreyheit im Staate denkbar sey oder heilsam,

nicht ganz leicht zu beantworten. Unbedingt wird sie in keiner bürgerlichen Gesellschaft gestattet seyn, sobald man auf Wort und Schrift irgend ein Gewicht legt, und sie nicht als bloßen Lufthauch und bedeutungslose Zeichen betrachtet. Wollt ihr jede Verkehrtheit unter das Volk schleichen, jede bösliche Gesinnung ihre Anhänger werben, jede dem Staatganzen und seinem Gesetz gefährliche Meynung ungestört der Menge predigen lassen, damit wahrscheinlicher Weise die Gemüther dem Vernünftigen entfremdet, der guten Bürgersitte und Rechtlichkeit ungetreu, jedes gesetzlichen Gehorsams müde und der Regierung widerspenstig werden? Das hieße dem bittersten Feinde die Thore öfnen, ansteckende Seuchen ins Land tragen, die Staatvernunft selber verläugnen und Thorheit an deren Stelle setzen. Erskine, indem er für Preßfreyheit kämpft und ihr Wesen zu bestimmen sucht, muß doch eine mögliche Straffälligkeit des Schriftstellers einräumen. „Wenn jemand schreibt, was er nicht denkt; — wenn er, das Elend Andrer betrachtend, böslich verdammt, was sein eigner Verstand billigt; — oder, sein wirkliches Misvergnügen mit der Re-

gierung vorausgesetzt, wenn er lebende obrigkeitliche Personen verläumdet, oder Individuen vorsagt, sie hätten ein Recht in ihrem Betragen der öffentlichen Gesinnung vorauszueilen, dürften mit Hartnäckigkeit oder Gewalt sich demjenigen widersetzen, was bloß ihre Privatmeynung misbilligt; dürften dem Gesetze Gehorsam versagen, weil ihr Urtheil dasselbe verwirft; oder dem öffentlichen Willen widerstehen, weil sie ernstlich ihn anders wünschten; — dann ist ein solcher Schriftsteller ein Verbrecher nach jedem Grundsatz vernünftiger Staateinrichtung und den unbenklichen Vorerkenntnissen englischer Rechtspflege; weil er Individuen von ihrer Pflicht gegen das Ganze wegzuführen sucht, und zu ofnen Vergehungen einen Theil des Gemeinwesens auffodert, statt durch Vernunftgründe den allgemeinen Beyfall zu ändern, welcher in unserm und jedem andern Lande das Wesen des Gesetzes ausmacht" (Vol. II. p. 96.). — Scharf genug scheiden diese Angaben das Thätliche und die Gedanken, das Aufrührerische und das Streben nach Verbesserung, das Lügenhafte böser Absicht, und das Ehrliche geprüfter Ueberzeugung. Wie leicht

aber wird in besondern Fällen Gränzverwirrung entstehen! Hume schon erweitert fast die Befugniß des Schriftstellers, wenn er sagt: „Es ist zu fürchten, daß willkührliche Gewalt auf uns einbricht, wenn wir nicht sorgfältig ihren Fortschritten begegneten, und es nicht ein leichtes Mittel gäbe, das Lärmgeschrey von einem Ende zum andern des Königreichs zu verbreiten. Der Geist des Volks muß oft aufgeregt werden, um den Ehrgeiz des Hofes zu beugen; und Furcht vor solcher Erregung muß gebraucht werden, um diesem Ehrgeiz zuvorzukommen. Nichts ist für diesen Zweck wirksamer, als Preßfreyheit, durch welche alle Gelehrsamkeit, aller Verstand und Geist der Nation für die bürgerliche Freyheit auftreten, und jedweder zu ihrer Vertheidigung angefeuert wird. So lange deswegen der republikanische Theil unsrer Verfassung sich gegen den monarchischen behaupten kann, wird er dafür sorgen, die Presse offen zu halten, als sehr bedeutend für sein eignes Bestehen." — Hier ist Krieg zwischen Volk und Hof vorausgesetzt, in welchem Fall dann allerdings die Bemerkung zutrifft, und die Engländer sehen ihren Staatzustand immer

durch die Augengläser ihrer Geschichte. Allgemeiner spricht Lord Stanhope: „Wenn unsre gerühmte Preßfreyheit lediglich in der Freyheit besteht, das Lob der Constitution zu schreiben, so ist dies eine unter manchem willkührlichen Regiment vorhandene Freyheit. Ich denke, selbst die Kaiserin von Rußland würde es nicht für unverzeihliche Beleidigung halten, wenn jemand eine Lobrede auf die Russische Regierungform schreiben wollte. Diese Freyheit dürfte schicklich eine Russische Preßfreyheit heißen. Aber die Englische Preßfreyheit ist ganz ein ander Ding, denn nach dem Gesetz ist nicht verboten, spekulative Werke über die Constitution herauszugeben, sie mögen Lob oder Tadel enthalten" (Speeches Vol. II. p. 147. 151.). Doktor Johnson gesteht: „Zwischen Frechheit und Freyheit ist ein solcher Zusammenhang, daß man nicht leicht die eine züchtigen kann ohne die andre zu verwunden, die wahre Gränze zwischen ihnen ist schwer zu erkennen; gleich einer verschieden spielenden Farbe, sehen wir deutlich den Unterschied, aber entdecken kaum, wo die eine aufhört und die andre beginnt" (Ebend. S. 149.). Erskine stimmt ganz diesen Worten bey,

hinzufügend: „Die Gefahr gegen die Presse einzuschreiten, liegt in der Schwierigkeit ihre Gränzen zu bestimmen.“ Er sucht dergleichen Bestimmung in dem Unterschiede „eines Schriftstellers, der lobenswerth seine Geistesgaben zur Untersuchung der Religion oder Regierung eines Landes gebraucht, und eines andern, der das Wesen jeder Religion und Regierung angreift und Widersinnigkeit und Thorheit sowohl dem Staate vorwirft, der jene heiligt, als den gehorsamen Werkzeugen, welche dem Betruge fröhnen“ (Vol. II. p. 198.). — Wir fühlen gewiß den Unterschied mit ihm, und müssen dennoch mit ihm sagen: „die Weite der Preßfreyheit kann nicht im Allgemeinen angegeben, sondern muß nach dem besondern Fall beurtheilt werden“ (Ebend. p. 268.). Das ist gleichbedeutend mit dem Satz: es giebt darüber keine bestimmten Gesetze.

Fehlen diese, dann urtheilt jeder nach jedesmaliger Einsicht, von Einflüssen und Umständen abhängig; die Jury so gut wie der Hof, der Schriftsteller so gut wie das gesamte Publikum. Nichts wird den Beklagten schützen, sobald ein böses Geschick ihn verderben will.

Umsonst fragt er dann nach dem Gesetz, es ist keines da, selbst nicht in England, dem gepriesenen Staate der Preßfreyheit, wo über jedwedes andre Verbrechen der Buchstabe des Gesetzes richtet! Umsonst beruft er sich auf Beyspiele, daß Leute vor ihm dieselben Gedanken geschrieben und gedruckt; — was heute zu Ehren bringt, führt morgen in den Kerker. Umsonst betheuert er seine guten Gesinnungen, seinen absichtlosen Fehler; — man muß das Anstößige wissen oder vermuthen, dazu brauche jeder seinen Verstand. Umsonst endlich flüchtet der Verfolgte zum Gewissen, zur Ehre, zur Gerechtigkeit seiner Ankläger und Richter; — ihr Gewissen fodert, ihre Ehre heischt, ihre Gerechtigkeit befiehlt unabänderlich des Verbrechens Strafe.

So steht nun der Schriftsteller in einem Verhältniß, wie keiner im Staate sonst. Der Mörder weiß vom Gesetz und leidet Uebel nach dessen Maaßstabe, der Dieb kennt das siebente Gebot und was ihn erwarte vor Gericht; der Schriftsteller weiß Nichts, erfährt Nichts, bis ihn die Klage festhält, wider deren Angrif er Himmel und Erde bewegen, Menschenrechte so-

dern, Geist und Gemüth zu Vertheidigern wählen darf; — wenn das Schicksal Untergang beschlossen, trifft der Blitz sein schuldiges Haupt, welches durch unbekannte Mächte der Rache geweiht worden. Giebt es im Staate beschränkte Preßfreyheit, niemand kennt die Gränzen ihres Gebrauchs; ist Preßfreyheit gestattet, jeder einzelne Fall kann die Zucht herbeyführen. Sichern auch Vermuthungen und herkömmliche Gewohnheit unter manchen Umständen, sie sichern nicht in allen; jeder Preßgebrauch betritt einen unbekannten vielleicht mit dem nächsten Schritte sich öfnenden Boden, der Autor schifft ins weite Meer, unwissend, ob ihn Sturm oder heitrer Sonnenglanz empfängt.

Der vielbestürmte Doktor Bahrdt fragt in seiner Lebensgeschichte: „Was kann ein Mensch dafür, wenn ihm ein Gedanke nicht aufstößt? Kann irgend ein Sterblicher den Ideen seiner Seele gebieten, daß sie zum Bewußtseyn kommen?“ — Wie soll denn ein Schriftsteller dafür büßen, daß ihn keine Angst ergriffen, daß er mit dem frischen Winde seines Eifers und seiner Lust die verhängnißvolle Reise angetreten? Doktor Bahrdt hatte ein Werk über Preßfrey-

heit geschrieben (Züllichau 1787.), worin die Worte stehen: „Das Recht zu denken und zu urtheilen ist ein allgemeines Recht der Menschheit, das heiliger ist, als alle Fürstenrechte, und das, eben weil es allgemeines Menschenrecht ist, über dem partikularen Fürstenrecht ist" (Ebend. S. 43.). Er hatte gutes Glück, genoß vieler Lobpreisungen, das königliche Kammergericht in Berlin erkannte seine Schrift für den richtigsten Maaßstab zur Beurtheilung schriftstellerischer Freyheiten, und krönte sie mit lautem Beyfall in der Sentenz über Stark und die Berliner Monatschrift (Lebensgeschichte Th. IV. S. 247.). Könnten wir dieselbe Gunst dem längstgestorbnen Manne auf einer zweyten Fahrt verbürgen?

Zum Trost gereicht, daß es allen Seefahrern und zwar besonders den Entdeckern unbekannter Meere und Länder nie besser gegangen. Sie wagen, und Wagnisse haben Reitz. Jeder Schriftsteller wagt, nämlich seinen Ruf bey den Lesern, seine Selbstzufriedenheit bey den Kritikern, und wenn öffentliche Angelegenheiten berührt werden, seine Gunst oder Sicherheit bey der regierenden Macht. Sucht er Schutz durch eine

Jury, dieser ist sehr ungewiß, und sie kann möglicherweise das Schuldig aussprechen, wider Vernunft und öffentliche Meynung. Vielleicht sind grade die Gefahren, denen sich der Schriftsteller aussetzt, ein Vorzug seines Berufs, ein Werth seines Daseyns, nicht zu vertauschen mit unangefeindeter Ruhe, nicht mit friedlichem Behagen zwischen Zimmerwänden; ins Freye hinaus soll der Gedanke, soll Regen und Wind nicht achten, ihn soll der Vater schirmen, und unter Ungewittern sich freuen, daß er einen Sohn draußen habe. Mir tönen immer die Worte eines Britten vor, der England mit Sicilien vergleicht, und die Ursachen aufsucht, warum England glücklich, Sicilien elend ist, da doch die Verfassungen beyder Inseln auf Feudalverhältnisse gestützt und in ihren Bestandtheilen ähnlich sind. „Sicilien," sagt er, „hat keine Preßfreyheit, weder gemäß dem Gesetz, noch trotz dem Gesetz. Eingestandnermaßen, selbst nach Burke, giebt es in England keine Preßfreyheit gemäß dem Gesetz. . . . . aber ungeachtet des Gesetzes, genießen wir unstreitig einen hohen Grad von Preßfreyheit. Wir genießen ihn, weil das Gesetz nicht in Ausübung kommt;

und weil unter uns Schriftsteller sind, welche hinlängliche Großherzigkeit besitzen, um die Gefahr einer freyen Rede über sich zu nehmen. (Edinburgh Review 1813. Vol. XXII. p. 114.). —

Kein Schriftsteller hat eine andre Wahl, als, wenn ihn Vernunft und anständige Besinnung leiten, seinem günstigen Sterne zu vertrauen. Daß er dieses darf, daß ihm die Möglichkeit eines Wagnisses vorliegt, ist der Vorzug freyer Verfassungen und einer mit ihnen verbundenen Preßfreyheit, welche nirgendwo auf andre Weise Daseyn gewonnen, nirgendwo als Schooßkind der Gesetze gepflegt worden, und eben darum unendlich höheren Werthes, als jede strenge oder milde Censur, welche den Autor vor allen Fährlichkeiten schützt. Luden hatte öffentlich erklärt, er werde kein Buch unter zwanzig Bogen schreiben, und man hatte ihn in Zeitschriften darüber getadelt. Ich schrieb eine Rechtfertigung des Vorsatzes für ein auswärtiges litterarisches Blatt; die dortige Censur strich so viel, daß Nichts übrig blieb, aus lauter Sorgfalt für das Blatt und mich. Dergleichen Sicherheit gewährt kein allgemein ausgesprochenes Ge-

ſetz, kein Schwurgericht. Sie könnten nur fruchten, wenn ein edler großartiger Sinn Regierungen und Volk durchdringt, wenn niemand zittert vor dem freyen Wort, ſondern es liebt und achtet; wenn die ſchwächliche Peinlichkeit der Scheu weder Schriftſteller noch Leſer äfft; wenn die friſche Geburt der Gedanken ein Gemeingut geworden, deſſen hohen Werth Jünglinge und Greiſe kennen, kurz, wenn dieſer vorgeſchrittene kräftige Zuſtand des Staates ſelber ſchon aus Uebung und Kampf der Preßfreyheit hervorgieng. Auch die geprieſenſte Conſtitution gewinnt ihr wirkliches Leben nur durch Wagniſſe, ſie iſt eine halbe Sicherheitwache für den Kühnen, damit er ſich unterſcheide von dem Feigen, deſſen Seligkeit von keiner freyen Verfaſſung erhöht, ſondern oftmals durch Despotismus ungeſtörter beſchirmt wird. Ich verweiſe wiederum auf Erskine.

„Die engliſche Verfaſſung war ſtets in der Theorie eine freye Verfaſſung, aber ſie ward es einzig in der Praxis durch die zahlreichen und am Ende glücklichen Kämpfe unſrer freyen und tugendhaften Vorfahren gegen drückende Misbräuche der höchſten Gewalt. Manche aus-

gezeichnete Männer, denen dies Land seine Freyheit dankt, standen angeklagt vor Gericht, wurden losgesprochen, und schufen allmählig in dem Herzen jedes Engländers ein allgemeines Mitgefühl, sobald jemand auf Leben und Tod vor seinen Richtern steht. Dieses ist ein entschiedner und ganz ausgezeichneter Charakter der Bewohner Großbritanniens. Er ist nicht bloß dem gemeinen Volk eigen, als Vorurtheil der Unwissenheit oder Schwäche der Seele; sondern er geht durch alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft; und entspringt aus einem natürlichen Mitleiden, aus einem Nationalgeiste des Stolzes auf unsre freye Verfassung, und aus einem Gefühl der dadurch gewonnenen Sicherheit. Kein Schluß ist deswegen falscher, wenn Leute, selbst auf entschiednes Zeugniß hin, über Verschwörungen gegen die Regierung angeklagt werden; daß diejenigen, welche für ihre Freysprechung Theilnahme äußern, darum nachtheilige Gesinnungen wider den Staat hegen. Engländer aller Klassen erhalten ihre Anschauung von Unschuld durch den Geschwornenspruch ihres Landes; und sie empfinden eine Art Befriedigung, welche nach meiner festen Ueberzeugung

in keinem andern Lande angetroffen wird. Gottvergessenheit und falsche Freyheit sah man Lust finden an Blut, an Opfern der Rache, ihnen däuchte Musik das Stöhnen gequälter Sterbenden, und der Anblick zerstümmelter Leichname ein Schauspiel des Triumphs; aber der Freyheitsinn eines durch freye Verfassung längst menschlich fühlenden Landes schaudert zurück vor den Wirkungen selbst der gerechtesten Verfolgung, — blickt mit mildem Auge auf den Beklagten selbst, bevor das Gewissen von seiner Unschuld überzeugt ist, und empfindet einen unwiderstehlichen Hang zur Freude über gesetzliche Lossprechung von Schuld. Lange, lange mögen dies die ausgezeichneten Züge unsers Landes bleiben!" (Speeches Vol. IV. p. 256 — 258.)

Unserm Deutschlande bleibe lange und für immer die Unabhängigkeit seiner Rechtspflege, das Vertrauen auf Freysinnigkeit seiner Regierungen; es wachse Achtung und Liebe der Wahrheit, samt Freude über deren anständiges Wort. Dann bedürfen die Gerichthöfe weder bey Sachklagen noch Strafuntersuchungen eines Schwurs der Jury gegen feindselige Mächte, dann be-

darf deſſelben nicht die Preßfreyheit für ihre Wagniſſe, im Fall keine Cenſur vor Gefahren ſichert. Wird aber das Wagen unmöglich, dann wird das Schwören und Richten überflüßig. Gewiſſen des Schwörenden und Gerechtigkeit des Richtenden ſind Zeugniſſe der öffentlichen Tugend; wo dieſe fehlt, ſucht der wagende Schriftſteller vergebens Schutz bey ſeines Gleichen; wo dieſe herrſcht, wird ihn die Tugend ſchützen, welche von ſeines Gleichen erzeugt und genährt worden, ein Schild der Ehre gegen feige Angriffe der Schande. Ich wünſchte, daß Deutſchland ſtolz ſeyn könnte auf ſeine Tugend und Preßfreyheit *ohne* Schwurgerichte, wie Britannien es *mit* denſelben iſt; ich möchte, daß Großherzigkeit die Geſinnungen der Schriftſteller beſeelte wie der Leſer und aller Schriftenrichter; daß nicht wie in England ein freyes Wort ſeine Wege fände *trotz* dem Geſetz, ſondern gehört und erwogen würde *gemäß* demſelben; daß freye Gedanken heilig wären von Natur durch alle Laute der Sprache; daß Bücher nichts zu fürchten hätten, als ſich ſelber, nämlich ihre eigene Nichtswürdigkeit, Bosheit und Lüge.

Fromme Wünſche, mein Freund, und wie

alles Fromme, im Herzen zu bewahren und zu pflegen! Was aber im Herzen waltet, hat oft die Welt verändert und gebessert. Keine Gabe des Himmels wird auf der Erde rein und ungetrübt empfangen, selbst nicht der Sonnenglanz, den ja Dunstkreise und Wolken brechen und verschleyern; gleichergestalt sind Schreiben und Druckenlassen, als Gedankenstralen, einer Brechung oder Hemmung ausgesetzt, ohne darum, so lange noch Tag ist, mit Leuchten aufzuhören. Nur die Nacht bringt Finsterniß, und auch in ihr schimmern Sterne und Mond bis zur neuen Morgenröthe. Jedes Volk ringt auf eigne Weise mit unzerstörbarer Gewalt um den vollen Besitz der Himmelsgaben, und stärkt durch Gymnastik den freyen Geist. Seine Tugend ist kein Traum, so lange sie sich selber nicht verläßt, seine Freyheit ist kein Unding, so lange nicht von Geschlecht zu Geschlecht jede Erbschaft derselben verloren geht, und matte Feigheit die letzten Trümmer derselben preisgiebt; — außerdem wirken sie unsterblich, führen unter göttlichem Beystande ihren rühmlichen Kampf durch alle Zeiten, bewahren das Höchste, was dem Leben Werth ertheilt, durchdringen das Chaos der Geschichte, schaffen in ihr am ersten oder letzten Tage Ordnung und Licht; — sie müssen wagen, dulden, und überwinden.

Anhang.

Aus den Papieren eines Geistlichen.

Der Glaube, den die heilige Schrift so nachdrücklich als Quelle der Tugend und Zufriedenheit, als Mittel zur Erlangung des göttlichen Segens, empfiehlt, hat zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Umständen eine abweichende Farbe. Selbst bey den Zeitgenossen Jesu Christi ist es damit anders vor seiner Auferstehung, anders nach derselben. Stärke und Schwäche, Beymischung mancher Vorurtheile, ja selbst Verirrung der Gläubigen kommen vor. In unsern Tagen pflegt man diesen Glauben der Vernunft entgegenzusetzen, und anzunehmen, beyde seyen unvereinbar. Dennoch ist es um die menschliche Ruhe geschehen, sobald Glaube und Vernunft in unserm Gemüthe nicht übereinstimmen. Sind die Rechte der Vernunft heilig und unverletzlich, so sind es die Rechte des Glaubens eben so gewiß. Das heilige Band beyder macht des Menschen

Glück, und unser Christenthum sey nie ohne Vernunft, unsre Vernunft nicht ohne Glauben. Gott fodert beyde, aber die Menschen verkennen ihre Bedeutung, klügeln und streiten, sich selbst in eigner geistiger Kraft und Wirksamkeit ein Räthsel.

Die Hauptsumma des Gebots ist: liebe von reinem Herzen und von gutem Gewissen, und von ungefärbtem Glauben. (1 Tim. 1, 5.) Aengstlichkeit, ob man Fleisch von Götzenopfern genießen, ein Geschäft am Sabbath vornehmen dürfe, ist keine Gewissenhaftigkeit, zumal, wenn sie mit Fühllosigkeit im Großen sich verbindet, oder vom Spiele der Leidenschaften sich beherrschen läßt, wie das Gewissen eines Geitzigen, eines Judas, Herodes; oder gar nur zum Blendwerk für Andre dienen soll. Die wahre Ehrfurcht vor Gott und Gewissen ist stille und ohne Geräusch, lehret des Lebens Uebel mit Geduld und Standhaftigkeit tragen, sucht in allen Verhältnissen die Pflichten der Menschlichkeit zu erfüllen, ernsthaft geschäftig den innern Menschen

zu bilden, voll Vertrauen zur Vorsehung und voll Hofnung einer andern Welt.

Das ist das menschliche Herz: Wir können viel von Verläugnung der Welt reden; gleich hinterher fühlet man den Werth dessen, was in der Welt ist, und neiget sich zu demjenigen, was man zu verläugnen gelernt haben sollte. Die Jünger Christi fragten, wer ist der größeste im Himmelreich? Gieng die Frage hervor aus eitlem Ehrgeitz, so ist sie verwerflich; gieng sie hervor aus dem Streben nach höherer Vollkommenheit und Prüfung des eigenen Verhaltens, dann hat sie christlichen Sinn.

Scheinbar bezeugen die Menschen viel Achtung für Wahrheit und Eifer sie zu suchen, darum des Grübelns, Streitens, Begründens, kein Ende. Aber die Liebe zur Wahrheit ist nicht so allgemein. Wenige möchten von Herzen beten: Herr, zeige mir deine Wege, lehre mich deine Steige, leite mich in deiner Wahrheit. Ps. 25, 4. 5.

Ein weit ausgebreiteter Pharisäischer Geist ist jener Geschmack, in Dingen der Religion und Tugend bey Kleinigkeiten lange und sorgfältig zu verweilen. Ob man am Sabbath heilen solle? Was für Vorschriften wegen der Sakramente, Gelübde, Schwüre, zu beobachten seyen? Dieser Geist verkennet Gott, macht ängstlich und betrübt, vergißt das Wesentliche. Das Evangelium vermeidet zu genaue Entwickelung, es zeigt immer im Großen die Hülfe des Lebens; wie der Mensch gebessert und erlöset werde, ist klar genug, aber die Lehre verträgt keine haardünne Zergliederung.

Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Ps. 90, 12. Wenige werden klug, im Sinne des Psalmendichters, wiewohl sie an ihrer Sterblichkeit nicht zweifeln. Sie entfernen die Bilder des Todes, und Gottes Weisheit verstattete dem menschlichen Herzen diese Möglichkeit, damit niemand den Gebrauch seiner Kräfte für das Leben vernachlässige. Aber nun tanzen die Menschen leichtsinnig und wild über den Gräbern. Der Tod

ward selten für Vorwelt und Gegenwart lehrreich, und wirkte selten wahre bleibende Entschließung und Kraft zum Guten; er wird immer Geringes wirken, wenn Gottes Gnade nicht die Seele auf einer andern Seite erleuchtet, heiliget, und zum vernünftigen Nachdenken und Anwenden führt.

Je größer und edler meine Vorstellungen von Gott sind und je deutlicher meine Erkenntniß seines Willens, desto richtiger ist mein Gottesdienst. Diesen hohen edlen Begrif verließen schon die Juden in übermäßiger Schätzung des levitischen Dienstes, und die Christen haben es ihnen oft nachgethan.

Forschet in der Schrift. Der Mensch hat eine natürliche Neigung, zu wissen, was mit seiner Wohlfahrt in Verbindung steht, und wird wegen des Einflusses der Religion auf Gewissen, Wandel und Seelenruhe doppelt zum Forschen ermuntert. Darum ist es ein Vorurtheil, zu sprechen: alle Glaubensmeynung sey gleichgül-

tig. Solches kann nie angenommen werden, wenn auch die Glaubenslehren auf verschiedene Weise zusammengestellt sind, manche Dunkelheiten nicht verlieren, und wenn statt eines bittern Streites darüber andre Beschäftigungen viel vernünftiger wären. Nur erwarte niemand überall gleiches Licht, und bemühe sich, was ihm als Wahrheit einleuchtet, im Leben fruchtbar zu machen.

Gott ist Vergelter aller Tugend, so lautet der Grundsatz vernünftiger Religion, und wird von der Schrift bestätiget. Aber ist die Tugend eines Menschen, sind seine guten Handlungen der Grund, auf welchem alle Hofnung künftiger Glückseligkeit ruht? Im Ganzen wohl, doch muß Vieles dabey näher bestimmt und sorgfältiger geprüft werden, zumal die Schrift den Menschen nicht bloß auf seine Tugend und Verdienste, sondern auf Gottes Erbarmung in Christo hinweist. Lasset uns annehmen, Gottes Gerechtigkeit entscheide das künftige Schicksal der Menschen, aber seiner Erbarmung sey kein Ziel gesetzt; seine Barmherzigkeit ent-

ſcheide; ohne daß ſeine Gerechtigkeit eingeſchränkt ſey.

Petrus fragte Jeſum: was ihnen, den Apoſteln, dafür werde, daß ſie ihm nachfolgten? In der Antwort (Matth. 19, 28.) liegt einige Unzufriedenheit mit der Frage ausgedrückt, und letztere ſcheint übereilt. Damals hatte Petrus noch wenig gethan, er verließ wenig, fand ſeinen Unterhalt bey dem Herrn, und für die kleinen Unbequemlichkeiten war der tägliche Unterricht ein reichlicher Erſatz, ſelbſt von ſeiner Liebe hatte Petrus noch wenige Proben abgelegt; er, der bald hernach die Worte zu ſeinem Troſte vernahm: der Satan hat dein begehrt, aber ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Eigentlich ſollte kein Freund an ſeinen Freund dergleichen Frage richten. Innige Liebe des Herzens pflegt das Andenken deſſen, wozu ſie uns bewog, bald auszulöſchen, ich berufe mich auf euer Gefühl, ihr Väter, Mütter und Kinder; ja die Handlungen aus ſolchem Geiſte ſind die edelſten. War Petrus aus Ueberzeugung und Liebe dem Herrn gefolget, ſo übermannte ihn in dieſem Augenblicke Etwas Kleinliches, was Klugheit und Gewandtheit ſonſt verſtecken,

aber des Apostels Offenheit ohne Rückhalt äußert.

Voll Liebe ist die Antwort, sie will nicht durch Empfindlichkeit kränken oder niederschlagen, sie ist groß und des Weltrichters würdig. Allein jene Worte: „die Ersten werden die Letzten und die Letzten die Ersten seyn;“ sollen den Fragenden auf sich selbst aufmerksam machen.

Spricht man deswegen, jeder müsse durch Tugend und edle Thaten das ewige Leben verdienen, spottet man des einfältigen Glaubens, der vielleicht noch am Ende der Tage den Erbarmer sucht, der die Welt in Christo versöhnte; — gewiß, zur Tugend ist aufzufodern, die guten Handlungen sind nicht überflüssig, alle Rechtschaffenheit bringt Segen. Bevor jedoch ein Sterblicher die Anwendung auf sich selbst macht und spricht: „Herr, ich habe die Welt verlassen und bin dir nachgefolget;“ gedenke er des Worts: „viele Erste werden die Letzten seyn.“

Ihr rühmet Verdienste und Tugenden. Habt ihr auch eine gerechte Wage für eure Thorheit? Kennt ihr den Werth eures Verdienstes bey Gott? Sähe der Mensch im Bewußtseyn der größten Rechtschaffenheit nur auf Gottes Wohl-

thaten in diesem Leben, er müßte schon rufen: Ich bin unwürdig aller Barmherzigkeit, welche der Herr an mir gethan! Um so weniger werden Verdienste das ewige Leben erwerben.

Gott ist Liebe, und Liebe in unserm Herzen ist wahre Anbetung. Sie läßt an sich selbst nicht denken, nicht Verdienste aufzählen, nicht Lohn fodern. Wer vor Gott stehet, vergißt seiner Tugend, oder es bringen die Worte Christi ihm in die Seele: die Ersten werden die Letzten seyn.

Lange schon ist das Christenthum in der Welt, und die wahre Natur desselben, dürfte man schließen, müßte längst nicht allein bekannt, sondern auch allgemein bekannt und ohne Widerspruch entschieden seyn. Das Gegentheil findet statt, Partheyung, Widerspruch, Tadel und Lob verschiedner Meynungen und Gebräuche, verwirren die Zeiten. Dem Unglauben bringt dieses keinen Sieg, aber es giebt ein Zeugniß von der Schwäche des menschlichen Verstandes.

Man unterscheide das Wesentliche im Christenthum von dem minder Nothwendigen oder

Ueberflüssigen. Ueberwiegt die Sorge für das Letztere, für Morgenopfer, Abendopfer, Tempeldienst; dann verschwindet das Größere unsern Augen. Christus unterscheidet beydes immer; dieses thun und jenes nicht lassen. Wir halten für billig, Kirche zu besuchen, Sakramente zu brauchen, andre Erbauungsanstalt zu nützen, wir halten für christlich, Allmosen geben, keine Rache zu üben, einem Freunde beyzustehen, in der Schrift die Wahrheit zu suchen, Jesum auch vor der Welt zu bekennen, zu beten, geduldig, fleißig, zufrieden mit Gott zu seyn; — das ist nicht Alles einerley. Jedes gut in seiner Art, aber Eines nothwendiger als das Andre. Verkehrte Auswahl bringt Selbstbetrug, pharisäischen Stolz, Zwiespalt, harte Urtheile, überhaupt Gefahr der Seele, zumal wenn Leidenschaften sich einmischen.

Von wannen die Regel der Unterscheidung? Freylich Vernunft; aber die des Schwärmers, des Kaltblütigen, des Aengstlichen, des Sinnlichen, urtheilt abweichend und oft seltsam — man feyert Feste, verehrt die Heiligen, bauet Klöster, hält Abendmal — und stellt vielleicht

Hurerey, Müßiggang, Prachtliebe, Hochmuth, unter die Nebendinge!

Also: der Wille Gottes durch Jesum Christum und sein Wort. Verlassen wir dieses, dann wird die wahre Verehrung Gottes in verunstaltete Ceremonien, Ruchlosigkeit, Aberglauben und Schwärmerey ausarten. So jemand nicht bleibet bey den heilsamen Worten unsers Herrn Jesu Christi, der ist verdüstert und weiß Nichts. (1 Tim. 6, 3.)

Nur geschehe die Anwendung dieses Grundsatzes mit weisem Maaß. Das Wissen blähet auf, aber die Liebe bessert. So jemand Gott liebet, der wird von ihm erkannt. Man gedenke dessen nicht verächtlich, was Andre hoch stellen, man erniedrige nicht zu sehr das Geringe, wenn es mit dem wesentlichen Höhern in genauer Verbindung steht, und gebe diesem allenthalben die Ehre. Handelt nach Gewissen, suchet Weisheit in der Liebe.

Drey Vorstellungen wurzeln unvertilgbar im Menschen; die von seinem eignen Seyn und Leben, einer Welt außer sich, und einem Gott

gen reichen. Deswegen bezeichnen wir den Uebergang aus einem Zustande des bloß thierischen Lebens zum eigentlich menschlichen Bewußtseyn, in unsrer Sprache mit dem merkwürdigen Ausdruck des Besinnens, gleichsam als ob dem vom Zorn oder irgend einer andern Leidenschaft Hingerissenen der reine freyere Gebrauch der Sinne fehlte. Eben so heißt das Aufhören oder nicht merkbar Werden der Vernunft, ohne gänzliches Aufhören des Lebens, Unbesinnlichkeit, Wahnsinn, Unsinn.

Daher begreife ich nicht, was man bey Aufzählung und Beschreibung menschlicher Kräfte und Wirksamkeit mit dem scharfen Gegensatz reiner Sinnlichkeit und reiner Vernunft sagen will. Giebt es irgend einen Vorgang in irgend einem Zeitpunkt des Lebens, wo der Mensch aufhören könnte sinnlich zu seyn? Aber seine Begriffe von Freyheit und Pflicht? Sie sind das Ergebniß seiner menschlichen erhöhten Sinnlichkeit, wie er sie nur bey sich und seines Gleichen findet. Es steht mir frey, sie wegen ihres Eigenthümlichen vernünftig zu nennen, und dem Menschen Vernunft beyzulegen, allein ich bin nicht berechtigt, diese sogenannte Vernunft

als ein von der Sinnlichkeit geschiedenes, für sich bestehendes Prinzip aufzustellen. Da steht eine Eiche, neben ihr ein Rosenstrauch, in beyden ist organisches Wachsen und innere Triebkraft. Aber wie verschieden! Der eine bleibt nahe an der Erde, die andre dringt in die Wolken. Benennet sie in dieser Hinsicht, wie ihr wollet, nennt die Eiche aetherisch; dürfet ihr darum das Aetherische zu einem besondern vom Organismus ganz verschiedenen Prinzip machen? Oder glaubt ihr, etwas Tüchtiges vorzunehmen, wenn ihr jene an der Eiche vorkommenden Erscheinungen zum Theil aus der reinen Organisation, zum Theil aus dem reinen Aetherischen herleitet?

Ich bin, die Welt ist; dies Doppelbewußtseyn liegt in mir, sobald ich Mensch bin. Meine sinnlich vernünftige oder vernünftig sinnliche Natur drängt mich, über beyde nachzudenken, ich werde größer und besser, je mehr ich an Einsicht von beyden gewinne. Wollte ich meine ganze Aufmerksamkeit auf die Dinge um mich her richten, nie auf mich selbst, so würde ich ein verschrobenes Wesen. Ich würde es nicht weniger durch bloße Beschauung meiner selbst, wenn diese möglich wäre. Beyde Arten von

Einsichten müssen sich harmonisch entwickeln, gegenseitig beleben und unterstützen. Hier liegt die große allgemeine Scheidewand zwischen Wahrheit und Irrthum, oder nirgends.

Zu den beyden erwähnten Vorstellungen setze ich die dritte, die von einem Gott. Daß der Mensch sie unter einer gewissen Anleitung von Menschen bekommt, ist kein gültiger Einwurf gegen ihre Ursprünglichkeit, weil wir überhaupt nur unter Vernunftwesen zum Bewußtseyn unsrer selbst gelangen. Die Vorstellung von Gott, als Quelle aller Religion, kommt mit dem vernünftig sinnlichen Leben, und ist von der Vorstellung einer Welt und meiner selbst eben so wenig zu trennen, als diese beyden von einander zu trennen sind.

Ist demnach die Trennung der Vernunft und Sinnlichkeit zu zwey besondern Prinzipien nur ein Wortspiel, so würde der Mensch in Wahrheit durch bloße Sinnlichkeit oder durch bloße Vernunft ohne Sinnlichkeit weder den Gegenstand der Religion finden, noch eine Welt, noch sich selbst. Gottes Daseyn ist mir, sobald ich zum Menschen mich entwickle, mit dem Daseyn der Welt und meiner selbst gegeben.

Wie ich im Nachsinnen über die Welt nicht mich selbst, und im Nachsinnen über mich die Welt nicht aus den Augen verlieren kann und darf, ohne daß mein menschliches Leben und Wirken verschroben wäre, so entstände gleichfalls ein Zerrbild, wenn in beydes sich nicht die Religion mischte, oder diese von jenen abgetrennt würde. Ein Mensch ohne Religion müßte in gewissem Verstande sich selbst und die Welt verlieren, gleichwie seine Religion eine seltsame Gestalt erhielte, wenn er nicht in gleichem Verhältniß sich selbst und die Welt kennen lernte. Sinnlichkeit, Vernunft, Religiosität, sind nicht drey verschiedene Prinzipien, sondern sie sind das eine unzertrennliche wahre reine menschliche Seyn und Leben, dessen verschiedene Zustände und Richtungen wir unterscheiden und mit besonderen Namen bezeichnen.

Aus diesen Bemerkungen ergeben sich einige wichtige Folgen, und Aufschlüsse über mancherley Zustände und Aeußerungen unsers Daseyns, welche uns ohne jene Voraussetzungen schlechterdings räthselhaft und ganz unbegreiflich bleiben müßten.

Erstlich: unsre schönsten und nach allgemei-

nem Eingeständniß erhabensten Empfindungen sind diejenigen, in welchen sich der ganze volle unzerstückelte Charakter der Menschlichkeit ausdrückt. Die Tonkunst z. B. muß nicht bloß unser Ohr, sondern unser Herz treffen, das mannichfaltige Schwingen der Saiten im harmonischen Steigen und Fallen muß uns zum innigen Gefühl unsrer selbst bringen, sobald wir es schätzen sollen, es muß uns begeistern, mit Geist erfüllen, oder vielmehr, den Geist in uns merkbar machen. Diese Begeisterung steigt aufs Höchste, wenn die Empfindungen des Ahndens, Sehnens, Strebens für ein höheres Wesen sich einmischen, dann schwingt sich die Erhabenheit der Kunst und Harmonie zum Aeußersten. So ist es gleichfalls mit der Ansicht der Natur. Die Einathmung reiner Luft, der Eindruck wechselnder Bekleidung der Erde, des hohen Himmels drüber, des unendlichen Lebens und Treibens in der Schöpfung, verbinde sich mit dem lebendigen Anschauen unsrer Selbstständigkeit, mit dem innigen Erkennen des allmächtigen Alles durchdringenden Geistes zu Einer wunderbaren und unbeschreiblichen Empfindung; dann trägt sie das Gepräge der vollen Menschlichkeit,

und in dieser Fülle ist Größe, Wahrheit und Freude. Sobald sich das Eine oder Andre von ihr ablöset, unter welchem Einfluß innerer oder äußerer Ursachen es geschehe, so ist der Mensch von seiner Höhe herabgesunken. Gänzliche Unbekanntschaft mit diesem Zustande, Unvermögen sich dahin zu heben, ist eine niedrigere Stufe menschlichen Lebens. Wer beweiset, daß sich aus Himmel und Erde und allem, was sie in sich fassen, das Daseyn Gottes nicht erweisen lasse, zeigt nichts mehr und nichts weniger, als daß der denkend zerstückelte Mensch den Menschen nicht begreife und noch weniger die von einander gerissenen Glieder zusammensetzen könne. Warum aber zerstückeln, warum in diesem zertrümmerten Leben die Wahrheit suchen?

Ferner: die Beschäftigung des menschlichen Geistes mit diesen ursprünglich gegebenen Gegenständen, ich meyne, Welt, Mensch, Gott, samt den daraus hervorgehenden Empfindungen, unterstützen und beleben sich wechselweise im vollendeteren Zustande unsers Daseyns. Ein gänzlicher Mangel des Einen oder Andern, oder ihr gegenseitiger Widerspruch, zeugt sicher von Irrthum, Schwäche, Verwirrung und einem weniger

edeln und weniger glücklichen Leben. Der grobe Epikureismus, welcher alle Wirksamkeit des Menschen auf die sinnliche Welt beschränkt, und eine strenge Ascetik, welche im Beschauen und Genuß des Unsichtbaren die sinnliche Welt vergessen machen will, tragen eben darin das Merkmal der Verwerfung. Wer bey seinem Glauben an eine Vorsehung oder eine überall wirkende Gottheit den innern Zusammenhang der Welt und ihrer mannichfaltigen Kräfte verkennt, ist auf einem Irrwege. Wer das Werden und Entwickeln der Dinge ohne Vorsehung zu erklären und zu begreifen meynt, ist es nicht weniger. Sinnlichkeit, moralisches Selbstgefühl und Religion müssen sich harmonisch stärken, wenn das vernünftige Leben seiner Vollkommenheit sich nähern soll.

Hieraus, scheint mir, ergiebt sich das allgemeine aber auch einzige sichere Merkmal des Glaubens und Aberglaubens. Ich kenne eine Welt und mich selbst als moralisches Wesen. Jede religiöse Vorstellung und Empfindung, welche mich mit mir selbst in Streit und Widerspruch setzet, muß mir schlechterdings verdächtig vorkommen. Nun sind unsre Einsichten auf allen Seiten beschränkt, und in verschiednen

Menschen nicht ganz dieselben; mithin werden unsre Urtheile über Aberglauben nothwendig bloß relativ seyn, und der einzige Weg, Andre zur gleichen Ansicht eines religiösen Gegenstandes zu bringen, ist, sie mit uns auf denselben Standpunkt der Welt und Selbstkenntniß zu stellen. So lange die Bewegung der Planeten und ihre Lage gegen Sonne und Erde unbekannt blieb, war es dem Menschen zu verzeihen, wenn er eine Sonnenfinsterniß als unmittelbare Wirkung der Gottheit ansah. Nur bey erhöheten Einsichten in die Weltordnung und verbessertem moralischen Gefühl konnte die Mythologie des Heidenthums ihre Achtung verlieren und der Aberglaube verdrängt werden.

Noch mehr: der Glaube, oder im allgemeinsten Sinn des Wortes, die dem sinnlichen Vernunftwesen eigne Richtung zur Religiosität, wird durch Wissenschaft keineswegs hervorgebracht, wenn sie nicht schon im Menschen vorhanden ist, auch durch keine Wissenschaft vernichtet, so wenig als die Ueberzeugung, daß ich denke, und in einer Welt lebe und empfinde. Allein eben deswegen giebt es keine Religion, ohne eine gewisse zum sinnlich ver-

nünftigen Leben des Menschen gehörige Ansicht der Natur und der Menschheit. Folglich wird auch unsre Ansicht der Welt und unsrer selbst mit unsrer Glaubensrichtung mannichfaltig in einander wirken, Eins muß durch das Andere und mit dem Anderen verstärkt und veredelt zur Vollendung hinstreben. Jeder Misklang im Innern und Aeußern fodert eine nothwendige Auflösung in reine Harmonie. So lange der Mensch diesen Misklang nicht merket, und seinem ungeübten Ohr die reinen und falschen Töne gleich klingen, wandelt er mit ungewissem Schritt; daraus entstehet die seltsame, in Geschichte und eigner Erfahrung wiederkehrende Verwirrung menschlicher Urtheile. Dieselben Personen, welche in den alten prophetischen Schriften Aussprüche der Gottheit verehrten, hielten es für Aberglauben, dem neuen Propheten von Nazareth zu folgen; derselbe Römer, welcher zum Apostel sprach: Paule, du rasest; bebte vielleicht in der Mitternacht vor dem Geschrey eines Unglückvogels, und ließ sich in den Geheimdienst der Isis einweihen. Die Frage: was ist Wahrheit? — hat in dieser Hinsicht Aehnlichkeit mit der: was ist Glaube?

Der Mensch lernt beyde, — wie auch Tugend, wie auch Recht — nur in demjenigen Maaß und Verhältniß kennen, und von ihrem Gegentheil unterscheiden, wie seine ganze sinnlich vernünftige Natur sich zum höheren Leben entwickelt. Auf jeder Stufe seiner unendlichen Fortschreitung siehet und empfindet er Anders. Hält er sich an das letzte Sehen und Empfinden, weil ihm das frühere weniger rein und klar vorschwebt, so folgt erstens; in wiefern noch ein Höheres im Fortschreiten möglich ist, wird in dem jedesmal gegenwärtigen Zustande seiner Wahrheit etwas von Dunkelheit oder Irrthum, seinem Glauben einiger Aberglaube beygemischt seyn, welche sich bey wachsender Vollendung allmählig absondern; — zweytens: wegen der verschiedenen Stufen, auf welchen der Mensch in seinem Fortschritt zur Vollkommenheit steht, läßt sich schlechterdings keine allgemeine Regel für Wahrheit und Irrthum, Glauben und Aberglauben aufstellen, vielweniger ein vollendetes System von Unterscheidungmerkmalen. Versuche dieser Art müssen immer, je weiter man sie treibt, auf der einen Seite zum Skepticismus, auf der andern zum Unglauben führen;

das heißt: sie werden dem innern Drange und Streben der vernünftigen Natur keineswegs entsprechen, sondern ihnen vielmehr entgegenwirken.

Das Evangelium ist den Armen gepredigt, Gottes Geheimniß den Unmündigen offenbaret, die Schwachen und Unwissenden sind erwählet zur Erkenntniß Gottes und Jesu Christi. So sagt die Schrift, und sie sagt auch, diese Erkenntniß sey die höchste Weisheit, das Geheimniß Gottes in der Versöhnung der Welt durch Jesum Christum könne von keinem menschlichen Verstande gefaßt werden. Paulus verkündet den Heiden (Eph. 3, 8.) den unerforschlichen Reichthum Christi.

Wirklich besitzt das Evangelium eine eigne Klarheit; seine Lehrsätze sind faßlich und leicht — und bey dem Allen sind hier dennoch Tiefen, die der geübteste Verstand nicht durchschauet, es hat einen Umfang von Wahrheiten, welche Niemand ganz erforschet, so daß der Mensch daran stete Beschäftigung findet.

Nicht bloß auf die dunkeln Seiten soll sich

diese beziehen, sondern vornämlich auf Einsicht des großen Werthes der Wahrheit, auf Festigkeit der Ueberzeugung gegen Zweifel und Irrthum, auf Anwendung im Leben, auf dadurch beförderte Liebe zu Gott, Freudigkeit zum Guten, Geduld im Leiden, Liebe der Brüder, Trost und Hofnung.

Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten? —

Gehet hin und saget, was ihr sehet und höret, die Blinden sehen, die Lahmen gehen — und den Armen wird das Evangelium gepredigt. (Joh. 11, 4. 5.) —

Aber, ist nicht das Evangelium für Arme und Reiche, ist es nicht für Alle? Freylich aller Welt verkündigt, dem jüdischen Volk wie den Pharisäern, den Zöllnern wie dem Herodes, den Griechen wie den Hebräern. Buße und Vergebung der Sünde, Glauben und gutes Gewissen brauchen alle, und Gott will, daß allen Menschen geholfen werde.

Sind jedoch die Armen unglücklich, gebeugt, (Jes. 61, 1.) in ihrer Betrübniß Hülfe suchend,

erhaben werden, Heiden und viel Völker hinziehen und sagen: Kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen, daß er uns lehre seine Wege und wir wandeln auf seinen Steigen. Von Zion wird das Gesetz ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem. (Kap. 2, 3.)

Ist jemand misvergnügt mit seinem Zustande, so ist er gewöhnlich weit entfernt auf die innre Lage seines Herzens und sein voriges Leben zurückzusehen oder die Ursachen seiner Beschwerden im eignen Betragen zu suchen. Lieber verklagt er eine halbe Welt, die gegen ihn ungerecht und menschenfeindlich handle, oder selbst die göttliche Vorsehung. Darum werden Kreuz und Trübsale selten ein Antrieb zur Verbesserung des innern Menschen, heilen selten Jemanden von nichtigen Einbildungen, von Stolz, Irrthum und Verwirrung, oder bringen ihn zur Vernunft, zur Tugend und zur Gottesfurcht.

Dagegen ist wiederum der Mensch im Glücke sehr geneigt, von dem Guten, was ihm begegnet, auf seine innere Würdigkeit zu schließen, und von seinem Herzen, seinen Verdiensten desto

günstiger zu denken, je mehr Vorzüge und Vortheile er vor anderen besitzt. Selbst das Urtheil der Welt, welches vom Aeußerlichen oft geleitet wird, der natürliche Zusammenhang der Dinge, welcher Gutes aus Gutem hervorgehen läßt, und die Ueberzeugung von einer Vorsehung, welche gerecht belohnt und bestraft, bestärken ihn darin.

Die Bibel bestimmt nicht das Maaß der Freuden dieses Lebens nach dem Maaß des menschlichen Werthes und der Tugend. Gott hat Wohlgefallen an dem Frommen, Gerechten, schützt und segnet ihn, aber in diesem Leben wird solches nicht immer sichtbar, das Glück eines Ungerechten darf nicht irre machen an der Verheißung, welche zu ihrer Zeit schon in Erfüllung geht. Nicht weil es uns wohlgehet, sind wir gut, sondern wenn es uns wohlgeht, sollen wir streben durch Güte der Wohlthat würdig zu werden. Sehet zu, daß ihr Gottes Gnade nicht vergeblich empfahet. Weißt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?

Es giebt ein christliches Streben nach guten Sitten. Was wahrhaftig, was ehrbar, was

keusch, was lieblich ist, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem jaget nach. (Phil. 4, 8.)

Die wissenschaftliche Ausbildung der Menschen, ihr ausgebreiteter Verkehr und geselliger Umgang haben darüber gewisse Urtheile herrschend gemacht, nicht allemal auf gleiche Weise, doch im Wesentlichen übereinstimmend. Vieles hängt von Gewohnheit ab, anderes entspringt aus Vernunft und Natur. Der ersteren füge dich, wenn sie den letztern nicht widerstreitet. Paulus suchte in diesem Sinne Allen Alles zu werden.

Aber setze keinen großen Werth auf allgemeine Sitte, wo kein innerer fester Grund ist. Entferne dich nie im Reden und Handeln von den ewigen Gesetzen der Gerechtigkeit und Menschenliebe. Es leite dich ein richtiger Verstand, ein wohlwollendes Herz, Wahrheit und Treue, ein milder Sinn, und du wirst das Anständige finden.

Viel Schönes ist von uneigennütziger Tugend zu sagen, was in der Anwendung oft von selbst

verschwindet. In der menschlichen Gesellschaft übernimmt man die Verbindlichkeit, nicht bloß für sich selbst zu sorgen, sondern auch für Andre, und erhält dadurch ein Recht auf Gegendienst und Hülfe. Jeder Arbeiter ist seines Lohns werth.

Eingeschränkt auf Erde und Menschen, führt dies jedoch nie zu edlen großen Handlungen. Ausgleichung aller Foderungen und Ansprüche giebt nur die Liebe; sie ist so wirksam, so geschäftig, so feurig, sie gewährt Ersatz für Alles. Gott ist nicht ungerecht, daß er vergesse eures Werks und Arbeit der Liebe. Hebr. 6, 10.

Salomos Bemerkung (Prediger 9, 2.) ist traurig, daß die Denkart und das Betragen eines Menschen keinen sonderlichen Einfluß auf sein Leben und Sterben zu haben scheinen; „es begegnet einem wie dem andern, dem Gerechten wie dem Gottlosen, dem der opfert, wie dem der nicht opfert, dem Guten wie dem Sünder, dem Meineidigen, wie dem der den Eid fürchtet; das ist ein böses Ding unter allem, was unter der Sonne geschieht.“

Allein dieſe Bemerkung iſt nicht allgemein zutreffend. Sichern auch Gerechtigkeit und Tugend nicht vor Leiden und ſchwerem Ausgange aus der Welt, ſo machen ſie doch einen bedeutenden — wenn auch nicht immer ſichtbaren — Unterſchied. Simeon wußte, er ſollte den Tod nicht ſehen, er hätte denn zuvor den Chriſt des Herrn geſehen. Und er gieng in den Tempel, nahm das Kind auf ſeine Arme, lobete Gott und ſprach: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Friede fahren.“

Dürften wir Menſchen die Umſtände unſers Lebens und Sterbens beſtimmen, ſo würden die meiſten wünſchen, nach vollbrachten zufriedenen Tagen auf dieſer Erde, in einem ruhigen Alter, ohne Geräuſch und umgeben von liebenden Freunden zu ſterben.

So ſtarb Jeſus Chriſtus nicht. Wie er in ſeinem Leben nicht unverborgen lehrte und handelte, ſondern öffentlich vor der Welt, wird er durch Gottes Rathſchluß auch im Sterben Gegenſtand der Betrachtung für Engel und Menſchen, Gute und Böſe.

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? — Nicht ohne Befremdung hören wir diese Worte des Psalmendichters (Ps. 22, 1.) aus dem Munde des Sterbenden. Wo war der hohe Geist, den er in seinem Leben zeigte, wo die Seligkeit des reinen Herzens, wo die Verachtung der Todesfurcht? Er redet eine Sprache gewöhnlicher Menschen, und viele derselben haben mit Standhaftigkeit und Würde ihrem Ende entgegengesehn, ihre Freunde getröstet, unter Martern Gott gelobet, Triumphlieder angestimmt, besonders manche Bekenner des Christenthums! Gewiß kannten die Apostel die Kraft der siegenden christlichen Hofnung, und hätten leicht ihren bewunderten Lehrer ganz Anders groß und herrlich zu schildern vermocht. Aber sie liebten Wahrheit, erzählen darum das Erhabne und Schwache, das Rührende und Anziehende, wie das Abschreckende und Zurückstoßende; was sie sahen und hörten. In demselben Augenblick da sie jene sonderbare Finsterniß über das jüdische Land, das Erdbeben, das Zerreißen des Vorhangs im Tempel, anzeigen, beschreiben sie Jesum als den eigentlichen Sohn des Menschen, der als

ein andrer Menſch erfunden wird. Außer daß wir hierbey zu bedenken haben, wie Jeſus Chriſtus bey aller ihm eigenen Würde und Hoheit ſeinen Brüdern gleich geworden, iſt es nicht bedeutſam, daß jene Worte am Kreuz aus einem Pſalme genommen ſind, deſſen übrige Stellen ganz eigentlich auf Jeſum zu paſſen ſcheinen? „Meine Kräfte ſind vertrocknet, und meine Zunge klebet am Gaumen, meine Hände und Füße haben ſie durchgraben, ſehen ihre Luſt an mir, ſie theilen meine Kleider unter ſich und werfen das Loos um mein Gewand!“ David erlebte keinen Zeitpunkt, in welchem er dieſe Worte von ſich ſagen konnte. Wie dunkel die Stelle auch ſey, ſie lehrt Vorſehung.

Bis zum Rande des Abgrundes ſchwebte die gekränkte leidende, ſinkende Natur, ein furchtbarer Schauder, ein finſtrer Gedanke durchdringt die Seele; — aber noch einen Augenblick, und ſiehe, der Geiſt ſammelt ſeine Kraft, der Glaube verbreitet Licht, wird ſtark, ergreift getroſt die frohe Hofnung des Gerechten.

Vater, ich befehle meinen Geiſt in deine Hände! — Heilig und groß iſt der Name Gottes, ſanfter und freudiger der Name

Vater; jenen braucht Jesus im Kampfe, diesen im Siege. Furchtbar sind Gottes Gerichte, schrecklich ist die Stunde der Rechenschaft; aber der Name des Vaters entwafnet allen Unwillen oder Zorn, und verdrängt in der Seele des Kindes jeden Zweifel, jede Besorgniß. —

Sowohl der Werth eines tugendhaften Lebens als besonders die Kraft des Christenthums kann den Geist des Menschen unter Prüfungen stärken und selbst im Tode große Freudigkeit gewähren. Allein man hat auch hier oft übertrieben und in die Vorstellung eines sterbenden Gerechten alles Schöne, Große und Liebenswürdige vereinigt, ohne die Natur des Menschen so wie besondre Lagen und Verhältnisse ins Auge zu fassen. Ein solches Bild findet sich dann in der Erfahrung nie, oder äußerst selten. Das Schauderhafte der Todesstunde bleibt, als eine gewaltsame Erschütterung der sinnlichen Natur und Zerstörung derselben; glücklich, wer im Glauben sagen kann: Vater! dieser Glaube überwindet die Welt, steht fest im Tode.

„Lieben Kindlein, habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So jemand die Welt

lieb hat, in dem iſt die Liebe des Vaters nicht. Denn Alles, was in der Welt iſt, nämlich des Fleiſches Luſt und der Augen Luſt und hoffärtiges Leben, iſt nicht vom Vater, ſondern von der Welt. Und die Welt vergehet mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit." (1 Joh. 2, 15—17.) — Das iſt eine der ſchönen Stellen, die in Johannis Schriften, des treuen Zeugen, des Lieblings Jeſu, vorkommen, und mit eindringender rührender Herzlichkeit den Glauben an Jeſum Chriſtum und die Ausübung ungeheuchelter Bruderliebe empfehlen. Nur von wenigen Anhängern des Evangeliums wird dergleichen ganz erkannt und geſchätzt, wie überhaupt die chriſtliche Sittenlehre; — denn dieſe iſt freylich auf Menſchennatur, auf Grundſätze des geſunden Verſtandes gebaut und erſcheint in natürlicher Einfalt; aber ſie iſt zugleich feyerlich und erhaben, was Viele nicht faſſen, Manche ſogar unter die Ausbrüche einer verwilderten Einbildung ſetzen. Kann der Menſch in dieſer Welt leben, für ſie empfinden, auf ſie wirken, mit ihr in tauſend nothwendigen Verbindungen ſtehen, und dennoch ſie nicht lieben? Die Stelle hat Aehnlichkeit mit einer an-

dern, 1 Cor. 7, 30. „Die da weinen, sollen seyn, als weineten sie nicht, die sich freuen, als freueten sie sich nicht, die da kaufen, als besäßen sie es nicht, die diese Welt brauchen, als brauchten sie dieselbe nicht, denn das Wesen dieser Welt vergehet.“ — Viel gefodert, und auch räthselhaft; aber darum nicht minder wahr und schön!

Die Kinder Gottes entgehen nicht dem Aergerniß. „Warum leben die Gottlosen, werden alt, nehmen zu an Gütern, die doch sagen zu Gott: hebe dich weg von mir, wir wollen von deinen Wegen Nichts wissen? Was sind wir gebessert, daß wir ihn anrufen? (Hiob 21, 7.) Es verdroß mich, als ich sahe, daß es den Gottlosen so wohl gehet. Siehe, dachte ich, sie sind glücklicher in der Welt und werden reich. Solls denn umsonst seyn, daß mein Herz unsträflich lebet, und ich meine Hände in Unschuld wasche? Ich bin geplaget täglich und mein Leiden ist alle Morgen da?“ (Ps. 73, 3. 12. 13.)

Die Kinder Gottes entgehen nicht der Traurigkeit. „Wahrlich ich sage euch,

die Welt wird sich freuen; *ihr aber werdet traurig* seyn!“ (Joh. 16, 20.) Den Jüngern war die Trennung von Jesu schmerzlich, und dennoch sagt er, sie sey gut. Der Geist wird kommen, die Welt strafen, das heißt, sie *überführen* von Sünde, Gerechtigkeit, Gericht. Geht Jesus zum Vater, so leuchtet Gerechtigkeit, und das Reich des Fürsten dieser Welt *hat ein Ende*. Reitzen euch in der Welt Augenlust, Fleischeslust, Macht und Ehre; — lieben Kindlein, ists auch von Gott? Da stehet nun einmal Christi Wahrheit und strafet den Stolz, die Wildheit, den trägen sinnlichen Geist! Ihr sollet tragen, und eure Traurigkeit soll in Freude verkehret werden.

Auf die Liebe der Menschen schließet man aus ihren Bemühungen für unser Glück. Wie kann der Christ wissen, daß Gott ihn liebt, wenn Gott sein Leiden nicht endigt?

Der Christ weiß, daß seine Gedanken mit den Absichten Gottes übereinstimmen, wenn er an seinen Sohn glaubt und ein gutes Gewissen zu bewahren sucht. Leidet er ungerecht, es ist Beweis seines Gehorsams. Der Vater hat euch

lieb, sagt Christus, und versagen doch gute Väter auf Erden ihren Kindern Manches aus Liebe, bleibet doch die Fähigkeit und Freudigkeit zum Gebet! Bittet, so werdet ihr nehmen; eure Seele wird über die Verwirrung des Lebens erhaben seyn.

Verpflichtung zum Glauben an Christi Wort ist nicht der willkührliche Gedanke eines Menschen, sondern gründet sich auf die unveränderliche Natur Gottes und der Menschheit. Jede Belehrung von einigem Werth ist eine Wirkung der göttlichen Vorsehung, welche Gaben und Kräfte dem menschlichen Geist ertheilte, sie ausbildete, sie zur Erkenntniß nützlicher Wahrheit leitete. Aber nie war diese Vorsehung so sichtbar, als bey den Jüngern des Herrn, durch ihr eigenthümliches Gewahrwerden der höchsten Wahrheiten, durch Zeichen und Wunder, durch die Erhaltung des Lehramts unter tausend Anfechtungen. Nie war diese Vorsehung so sichtbar, als bey Jesu Christo, dem Muster aller Tugend, dem auf Gott Vertrauenden, dem Menschenliebenden, dem bis zum Tode am Kreuz

Gehorsamen, dem Erstling der Auferstehung und ewigen Herrlichkeit. Christi Wort hat Gottes Urtheil für sich, das die Vernunft nicht wirken kann.

„Herr, es wartet Alles auf dich, daß du ihnen Speise gebest zu seiner Zeit. Wenn du ihnen giebst, so sammeln sie; wenn du deine Hand aufthust, so werden sie mit Gut gesättigt. Verbirgest du dein Antlitz, so erschrecken sie, du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie, und werden wieder zu Staub; du lässest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen, und erneuerst die Gestalt der Erde." Ps. 104, 27.

Liebliches Pfingstfest, das Fest des grünenden Frühlings, du bist keine Zerstörung der Winterwelt, sondern sanftes Wecken, Treiben, Reitzen der Naturkräfte! Zugleich ein schönes Bild der Welterneuerung durch den Geist Jesu Christi, welchen er ausgegossen hat über alle, die an ihn glauben. Stimme der Liebe, die uns zur Liebe rufet!

Liebe Gottes erzeugt Liebe zu den Menschen. Das Heidenthum erkannte wohl die Pflicht,

Eltern und Wohlthäter zu lieben, aber wo sprach man von der Liebe Gottes? Moses gab das große Grundgesetz: du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele. Das Christenthum führet eben dahin durch sanftes Wort und Beweise der göttlichen Verheißung. Nichts ist freyer, als diese Liebe.

Der Glaube ist Mittel, die Liebe ist Zweck. Denen, die dazu erneuert werden, folgt Segen, in ihrer Seele ist Friede, sie kommen in kein Gericht, sondern zum Vater, und bleiben bey ihm.

Gerne vertheidigen sich die Menschen gegen Vorwürfe, die ihrem Betragen gemacht werden, sowohl auf den großen Schauplätzen des Lebens, als in kleinen häuslichen Geschäften, und oft selbst dann, wenn das Fehlerhafte und Unrechtmäßige augenscheinlich ist. Manchmal wäre schwer zu entscheiden, ob ihnen mehr daran liegt, richtig zu urtheilen und recht zu handeln, oder die Kunst der Vertheidigung und Beschönigung des Falschen und Schlechten zu lernen und zu

üben. Geständniß und Misbilligung eines Fehlers ist dessen eigentliche wahre Entschuldigung. Sie gilt allein vor Gott; vergebens wälzt Saul die Schuld seines Ungehorsams auf das Volk, 1 Sam. 15, 21. vergebens Adam auf das Weib, 1 Mos. 3, 12. Die zum großen Abendmahl (Luc. 14.) Geladenen entschuldigen sich mit Geschäften, und — sie werden nicht weiter gerufen.

Unsre Ruhe in der Welt ist von dem Urtheil, welches wir über uns selbst fällen, von der Vorstellung unsrer Fähigkeit zu Geschäften, unsrer Verständigkeit und Grundsätze, unsers ganzen sittlichen und bürgerlichen Werthes sehr abhängig. Aber auch dem Narren gefällt seine Weise, und gewähret ihm Zufriedenheit für den Augenblick. Es ist das Geschäft der Religion, hierüber die Fackel der Wahrheit zu schwingen, Täuschungen zu zerstören, wie Jesus den Stolz des jüdischen Volks demüthigt.

Ehe der Mensch sich selbst kennen lernt und die Natur, ist er geneigt, die äußeren Dinge nach ihren Beziehungen auf sich zu würdigen.

Vor seiner Seele schwebt das Bild einer hohen unwandelbaren Seligkeit, welches mit dem Bewußtseyn seiner selbst durch die Vernunft wie hervorgezaubert, Wünsche und Hofnungen weckt; er sucht dann das herrliche Kleinod zu erreichen und wähnet es in dem Besitz und der Aneignung der umgebenden Dinge zu finden. So überträgt er den Werth der ihm vorschwebenden Herrlichkeit auf die sichtbaren Gegenstände, denkt durch ihr Häufen und Zusammensetzen alles Sehnen und Streben seines Herzens zu befriedigen. Hier die Quelle seines Irrthums. Wie schön und reich an Freude diese irdische Welt auch ist; was die Vernunft uns vorhielt, liegt hoch darüber hinaus, und wird auf wandelbarem Boden für den Menschen der sterblichen Hülle nicht gefunden. In den Gütern der Erde suche niemand sein großes Heil, sie können geraubet und von Motten zerstöret werden; die Welt vergehe mit aller ihrer Pracht; wir sollen nach dem Reiche Gottes streben.

Wenn Jemands Wege dem Herrn gefallen, so machet er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.

Sprichw. 16, 7. — Warum geſchieht dieſes ſo wenig in der Welt? Ihr ſprecht: wir haben nicht beleidiget, ſondern ſind beleidiget, wir wollen uns verſöhnen, aber man bietet nicht die Hand, unſre freundliche Annäherung wird mit Bitterkeit erwiedert. — Es ſey; doch iſt Friede mit Feinden ein großes Glück des Lebens, mindert Verdruß und Gefahr, iſt beſſer als die Gerechtigkeit der Schriftgelehrten und Phariſäer, iſt eine Verheißung und Gabe Gottes.

Wie für das ſinnlich Schöne und Angenehme der Menſch nach Maaßgabe ſeiner Sinne eine gewiſſe Empfindlichkeit beſitzt, ſo hat er ſie auch für das Wahre und ſittlich Schöne. Erziehung kann beyde ausbilden oder erſticken. Wenn die junge Seele von der Aufmerkſamkeit auf wahre Schönheit zu Nebendingen, von der eigentlichen Würde und Hoheit des Menſchen zur Schätzung äußern Standes und Ranges, von der göttlichen Hoheit der Religion zu Schein und Kleinlichkeit gelenkt, und durch Beyſpiele des Eigennutzes, Zorns, der Rachgierde, Schadenfreude, irre geführt wird, ſo verſchwindet

zuletzt dieſe natürliche ſittliche Empfindung immer mehr. Halte dann das Bild der Wahrheit und Tugend vor — die Menſchen bleiben kalt, ſie haben nicht einerley Empfindung mit dir, du redeſt eine fremde Sprache — mit hörenden Ohren hören ſie nicht.

Rühret die Schönheit der Wahrheit und Tugend nicht für ſich den Menſchen — dann auch nicht das ſinnliche mannichfaltige Uebel, was auf Sünde und Thorheit folgt; nicht Armuth, Verachtung, Empörung, Plage der Feindſchaft und des Geizes. Ohne den Glauben an eine gerechte, weiſe, heilige Vorſehung wird der Menſch die feſte Verbindung zwiſchen Glück und Weisheit nicht finden, er ſchmeichelt ſich mit ſeiner Klugheit und zufälligen Erfahrungen des Gegentheils. Darum ſind die Winke und Warnungen der Vernunft und Religion bey Vielen ſo fruchtlos.

Wer erhöhet ſich ſelbſt? — Der da ſchwere und unerträgliche Bürden bindet, ſie den Menſchen auf den Hals leget, aber keinen Finger rührt ſie zu heben; der Werke thut, daß ſie von

den Leuten gesehen werden, Denkzettel breit machet und die Säume an den Kleidern groß. Matth. 23, 4. 5. — Ein Pharisäer war von der einen Seite ein bürgerlich guter Mann, von der andern ein tief gesunkener Mensch. Vergißt man dieses, so könnte der Spruch, „wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werdet,“ Misverstand veranlassen, als ob bloß die Demüthigung des Zöllners vor Gott, sein ängstliches furchtsames Betragen — wie bey Menschen, welche oft mehr auf äußere Ergebenheit als auf wahres Verdienst sehen — Gottes Gnade gewinne.

Ohne Vernunft wäre der Mensch Nichts als Thier; ohne Sinne weniger als Thier, nämlich für diese Welt.

Es ist mit der Nachahmung sittlich edler und schöner Handlungen nicht Anders wie mit der Nachahmung sonstiger Dinge. Wir geben angehenden Künstlern und Jünglingen die Werke großer Meister in die Hände, nicht immer, um Einzelnes derselben nachzumachen, sondern um ihren Geist zu der Vorstellung des Großen und

Schönen, zum feinen Sinn, zur Empfänglichkeit für das Wahre und Würdige zu bilden. Jede andre Nachahmung macht ängstlich, verlegen, ungleich; verwechselt das Zufällige mit dem Wesentlichen, setzt das Gute an die unrechte Stelle, verabsäumt das Ganze. Dies ist die Bedeutung der Worte: Gehe hin und thue desgleichen.

Die gewaltsamsten Erschütterungen, welche die Kirche Christi zu irgend einer Zeit erfahren hat, sind fast immer nur durch diejenige Seite des Christenthums verursacht worden, welche es in den Augen der Vernunft ewig ehrwürdig macht. Das Evangelium predigt eine Religion der Freyheit, es will frey und ohne Zwang angenommen werden, es verschmäht jedes Mittel seiner Ausbreitung und Erhaltung, welches nicht auf innere, des vernünftigen freyen Menschen würdige Ueberzeugung hinwirkt. Freyheit, wahre hohe Freyheit des Geistes ist das Ziel.

Sollte man denken, daß grade diese edle Eigenschaft des Christenthums ein Hinderniß seiner Ausbreitung und eine Quelle der traurigsten Ver-

wirrungen werden konnte? Dennoch ist seine ganze Geschichte und die Erfahrung aller Zeiten ein Beweis davon.

Eine doppelte Gattung von Menschen hat sich besonders geschäftig gezeigt, den segenvollen Einfluß der heilsamen Lehre auf Menschenglück zu verhindern. Erstlich diejenigen, welche, durch Furcht, Vorurtheile oder niedrige Leidenschaften geblendet, das knechtische Joch abzuschütteln und dem großen Führer zur Freyheit der Kinder Gottes nachzufolgen, weder Muth noch Redlichkeit genug hatten. Dahin gehörten so Viele der Jüdischen Nation, nicht abzubringen von den alten Satzungen ihrer Väter, denen Christus und seine Apostel bemüht waren, über das Wesen der Anbetung Gottes die Augen zu öfnen. Dahin gehörten so Viele unter den Heiden, welche an Tempeln, Götzenbildern, Opfern, öffentlichen und geheimen Feyerlichkeiten ein Wohlgefallen fanden. Die zweyte Gattung bilden diejenigen, welche, durch Liebe zur Freyheit geweckt, die alte Knechtschaft verließen, aber den wahren Sinn und die hohe Freyheit des Evangeliums miskannten, und der alten Knechtschaft wiederum huldigten.

Beyde Gattungen von Menschen sind immer in der Welt geblieben, und es ist schwer zu sagen, welche von beyden der Wahrheit am Nachtheiligsten gewesen.

Vieles wird in den Briefen der Apostel gegen diese Abweichungen vom Christenthum geäußert. Der ganze Brief an die Galater ist in dieser Absicht geschrieben. „Ihr, lieben Brüder, seyd zur Freyheit berufen. Allein sehet zu, daß ihr durch die Freyheit dem Fleische nicht Raum gebet, sondern durch die Liebe diene Einer dem Andern.“ Gal. 5, 13. — Diese Worte enthalten feste Behauptung, Warnung und Lehre.

So lange das Volk Israel in der Knechtschaft lebte, war sein sittlicher Zustand dem äußeren Elende ähnlich, roh und ungebildet, ohne Erkenntniß, ohne Muth, ohne Kraft, in manchem Aberglauben, in mancher Unreinigkeit. Mit der Freyheit und den übrigen großen Vorzügen, die es unter der Regierung Gottes in seinem neuen Zustande zu genießen anfieng, mußte es billiger weise auch seine Verbindlichkeit fühlen, sich zu veredeln, den Sinn der Sclaverey abzu-

legen, das Heidnische zu verlassen. Davon macht Paulus 1. Cor. 5, 7. 8. eine Anwendung auf die Christen. Durch den Tod Christi ist die verheißene Erlösung des Menschengeschlechts eingetreten, wir sind frey von der Sünde und der Furcht des Todes, von dem Dienst äußerer Menschensatzung. Diese geoffenbarte Liebe Gottes und die Herrlichkeit unsers Berufs soll Dankbarkeit, reine Gesinnungen der Ehrfurcht erwecken, die Lüste der Welt schwächen, die Christen von den Heiden durch Unschuld ihrer Sitten eben so sehr unterscheiden, als sie über dieselben durch größeres Licht der Wahrheit, höheren Trost und schönere Hofnungen erhaben sind. Lasset uns Ostern halten, nicht im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, sondern im Süßteige der Lauterkeit und Wahrheit.

Das menschliche Leben ist ein Schlaf! Ps. 90, 5. — Ehe wir inne werden, daß wir schlafen, vergeht die Nacht wie eine Stunde, in Geschäften, im Nachdenken, im geselligen Umgange vergeht unser Leben wie eine Nacht, in Freuden oder Sorgen schleichen die Jahre

unbemerkt dahin. Dunkle Bilder verwirrter und wenig zusammenhängender Vorstellungen, gleich Träumen, sind die Leiden und Freuden eines vergangnen Jahres.

Doch ist das menschliche Leben kein bloßer Schlaf. Gewisse Handlungen haben bleibenden Einfluß auf einen künftigen Zustand, sind Denkmäler der Weisheit oder Thorheit Dem fleißigen Landmann entschwindet die Zeit so schnell, und schneller, als dem Müßiggänger, aber nur jenem zeiget die blühende Saat die Wirksamkeit eines vergangenen Lebens.

Stufen leiten fort zu immer höherem Bewußtseyn, immer stärkerer Empfindung, bis zu einer zweyten Welt.

Der Mensch ist ein freyes Geschöpf, das heißt: Er hat das Vermögen bey seinen Handlungen und in Anwendung seiner Kräfte sich selbst zu entschließen und zu lenken. Glückseligkeittrieb, verbunden mit mannichfaltigen Empfindungen von dem was gut und böse ist, nebst der überlegenden Vernunft sind seine Führer. Ihm ist es Pflicht, diese Freyheit zu behaupten und

nach seinem innern Triebe, daß heißt, nach seiner Ueberzeugung vom Guten, zu handeln. Die Weisheit bittet nur um ruhige Ueberlegung und Gebrauch der Vernunft, damit der eigene Entschluß nicht gefährlich werde durch unrichtige Eindrücke der ersten Empfindung.

Inzwischen giebt es Fälle genug, wo der freye vernünftige Mensch eine Verbindlichkeit hat, nicht seinem eigenen Urtheile und seiner eigenen Wahl, sondern dem Urtheile eines Andern zu folgen. Unterthanen sollen den Regenten gehorchen, Knechte ihren Herren, (1 Petr. 2, 18.) Kinder ihren Eltern. Fodern die Befehlenden, wozu der Mensch auch durch eigene Vernunft sich verpflichtet fühlt, so entsteht eine doppelte Verbindlichkeit, eine innere und äußere, wie bey weisen Gesetzen.

Der Gehorsam gegen Gott hat diese doppelte Verbindlichkeit, weil Gottes Gebote immer weise und gut sind, gesetzt auch, der Mensch kennete nicht die Absicht und den Zweck des Gebotenen, sondern wüßte bloß, das Gebot komme von Gott. Dies nennen die Apostel den Gehorsam des Glaubens, und daß sie ihre Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi.

Kann nun die menschliche Gesellschaft ohne Ordnung und Folgsamkeit nicht bestehen, und ist die Kunst zu gehorchen die beste Vorbereitung für die größere und schwerere zu befehlen, wie viel weniger besteht ohne Gehorsam das Reich Gottes, wie viel weniger die Ausbildung des menschlichen Verstandes zur wahren Weisheit! Der Gehorsam gegen Gott ist eigentlichste Frucht der Liebe und des Vertrauens; darum spricht Samuel zu Saul: Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer. 1 Sam. 15, 22.

Zur Furcht sind die Menschen so geneigt, daß sie sich dieselbe auch ohne Ursache durch Ahndungen und ängstliche Erwartungen schaffen. Erfahrung, Uebung in Gefahr und Verlegenheit vermögen dawider sehr viel, aber es scheint ganz besonders zum Zwecke des Sohnes Gottes zu gehören, uns von aller Art der Furcht zu befreyen.

Ist die Rede von boshaften gefährlichen Menschen? Ihr sollt euch nicht fürchten vor Menschen. Ist die Rede von Bedürfnissen des Lebens? Fürchte dich nicht du kleine Heerde, denn

es ist des Vaters Wille, daß ihr das Reich ererbet. Luc. 12, 32. Ist die Rede vom Tode? Christus hat darum Fleisch und Blut angenommen, daß er uns von den Schrecken des Todes befreyte. Ist die Rede von Sünde? Fürchte dich nicht, dir sind deine Sünden vergeben. — Wir sollen Gott dienen ohne Furcht unser Lebenlang.

Wenige Menschen leben ohne Religionzweifel. Einige betrachten sie als sündliche Gedanken, suchen sich von ihnen loszureißen, und gerathen, wenn sie das nicht können, in Betrübniß. Andre betrachten sie als Wirkungen der Vernunft, welche Wahrheit sucht, und weil sie Verbindlichkeit fühlen, der Vernunft zu folgen, so nähren sie den Zweifel, wollen ihn aufgelöset wissen, durch ihn den Irrthum zerstreuen, und versagen, wenn dies mislingt, diesen oder jenen Lehren des Christenthums ihren Beyfall.

Beyde Vorstellungen haben Wahres und Falsches. Bedenkt doch: fast über alle Dinge ist unsre Erkenntniß beschränkt, über die Ursachen und Heilmittel körperlicher Krankheiten, über Erziehung der Menschen und ihr Glück,

über Verbesserung der Staaten, selbst über Sinn und Gemüth des vertrauten Freundes. Wie viel mehr in Dingen der Religion?

Was die Bibel vom Fall des Menschen und der Verdorbenheit unsrer Natur, von der Erneuerung und Herstellung durch den Glauben, von Jesu Christo und seiner Menschwerdung sagt, ja der ganze natürliche Begrif einer Vorsehung wird nur dunkel gefaßt. Ein Aengstlicher kommt bey Allem in Verlegenheit, übertreibt seine Zweifel, stört die Ruhe des Herzens. Selige Ueberzeugung der Apostel! Welche Ruhe, welche Hofnung!

Allen Zweifeln zu begegnen, ist unmöglich. Suche dich mit denjenigen Lehren der Religion, welche deinem Herzen und Verstande nahe liegen, vertraut zu machen, sie nach ihrem Inhalt, nach Gründen und Folgen zu erwägen. Vergiß nicht, alles unser Wissen sey nur Stückwerk. 1 Cor. 13, 9.

Sonderbar sind manche Foderungen an Lehrer der Religion, sie sollen Alles entwickeln und zum Ganzen fügen. Das konnten die Apostel

nicht, das können wir nicht. Nur Unvorsichtigkeit und Eitelkeit wollen Jegliches verbinden und beweisen, ein Menschengebäude aus Bruchstücken göttlicher Wahrheit aufführen. Es ist nicht Weisheit, Einwendungen und Bedenklichkeiten zu häufen. Das Leben ist sehr dunkel. Die hin und wieder leuchtenden Stralen des Lichts zu nützen, das ist Weisheit.

Aufmerksamkeit verdient, wie oft die Apostel wiederholen, Jesus sey ein wahrhaftiger Mensch gewesen, und man darf nur die Geschichte eines einzigen Evangelisten lesen, um sich davon zu überzeugen. Es muß wohl Etwas an Jesu sich gefunden haben, wodurch seine Bekenner, die ihn sahen, oder von seinen Reden und Thaten nur gehört hatten, auf die Vermuthung kamen, es sey in Jesu ein viel Höheres und Herrlicheres, als was man sich sonst bey dem Namen eines Menschen denkt. Aber grade in denjenigen Stellen, wo die Apostel von seiner Menschheit reden, sprechen sie zugleich von seiner unbegreiflichen Größe. Blei-

ben wir bey dieser Lehre mit einfältigem Sinn, ohne Grübeley.

Paulus warnt seinen Timotheus oft vor unnützen Spitzfindigkeiten im Religionvortrage. 1 Tim. 6, 3. 4. Denn der menschliche Geist bleibet nicht lange auf derselben Bahn, er geräth vom guten Lande unter die Dornen, und sucht sich herauszuarbeiten. Alle Verheißungen Gottes sind in Christo Ja und Amen. Die rechten Kinder Abrahams sinds nicht nach dem Fleisch, sondern durch die Aehnlichkeit des Glaubens und Gehorsams. So auch bey Christo. Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.

Furcht ist nicht in der Liebe. Freude äußern Zacharias, Simeon, Hanna, über die nahe Erscheinung des Erlösers; auch die Engel verkündigen Freude, — aber Herodes erschrickt. Und warum? Hatte er doch bey aller äußern Achtung für das Judenthum keine innere Achtung für dasselbe, machte er sich doch nichts aus den Weissagungen, war er doch alt, und der neu-

geborne König ein Kind, sorgte er doch sonst nicht für seine Nachkommen!

Herodes ist ein Bild von Menschen, welche sich um Religion nicht viel bekümmern und dann früher oder später durch sie in große Unruhe versetzt werden.

Alle Gabe Gottes ist gut. Seyd fröhlich mit den Fröhlichen. Die Weisheit führet den Menschen bald zu Einsamkeit und Ernst, bald zu Gesellschaft und Freude, und eben dadurch zu seiner Bestimmung.

Das Gleichniß vom Weinberge Matth. 20. und die gleiche Austheilung des Lohns an die frühen und späten Arbeiter befremdet. Des Hausvaters Betragen streitet zwar nicht mit Gerechtigkeit, allein es scheint doch in seiner Wohlthat etwas Unbilliges, minder Weises zu liegen.

Alles Gute, was der Mensch thut, hat seinen Werth und Lohn, der Mensch soll empfangen nach seinen Werken, wer viel säet, wird viel

Erndten, Gott ist nicht ungerecht, daß er vergesse eures Werks und eurer Arbeit in der Liebe. Dennoch werden am Tage der Vergeltung Manche, die Viel gearbeitet haben, den weniger Arbeitenden nicht vorgehen.

Dieser Gedanke schwächt das stolze Tugendsystem, welches Vielen wohlgefällt, als ob der Mensch durch seine Werke und Verdienste Alles werde; dieser Gedanke widerspricht dem übereilten Urtheile, welches man oft über späte Buße fället. Kann ein Aufschub der Buße nicht genug bestritten werden, so dürfen wir doch keine Unmöglichkeit der Begnadigung behaupten.

Ihr wahren Freunde der Tugend, die ihr für die Welt so viel Gutes wirkt, als ihr könnet, — bleibet in diesen Gesinnungen! Gott ist gerecht und treu, aber unser Verdienst ist klein, wir sind Gott wohlgefälliger durch demüthiges Vertrauen und demüthigen Glauben, als mit allem Tugendprunk.

O Weib, dein Glaube ist groß, dir geschehe wie du willst. Matth. 15. 28. — Das sagt Jesus zu einem Cananäischen Weibe

welche, im Heidenthum geboren, bey schwachem Licht, das etwa vom Judenthum ihr geworden, ohne Bildung und Anleitung zu höheren Stufen menschlicher Würde — ihm nachrief. Ist denn die hohe Vollkommenheit, der Glaube, dieser Inbegrif alles Großen und Edlen nach der Schrift, so leicht zu erreichen, daß man ihn in der niedrigsten Hütte ohne alle Bildung Gestalt gewinnen sieht, und der Nachdenkende, Prüfende, Strebende nicht früher, als der Schwache Dürftige, Unwissende, ins Reich Gottes bringet? Wenn wir jede Kraft an den Wirkungen erkennen, den Menschen an seinen Früchten, selbst den Glauben an seinen Werken; — was liegt Großes in dem Betragen des Weibes, an welchen Zügen erkennt man die Stärke ihres Geistes? Daß sie ihr Kind liebt und Hülfe sucht, ist natürlich, daß sie Christo vertraut, ist gut, aber, wie es scheint, Nichts mehr, nicht ausgezeichnet, nicht hervorragend.

Gewiß, die ganze Schrift nennt häufig diejenigen als Muster des Glaubens, an denen wir keine besondern Anlagen, Vorzüge, Unterweisungen, wahrnehmen. Das schmeichelt eben nicht dem menschlichen Stolze, weil der Nie-

drige werden kann, was der Mächtige zu werden wünschen muß, weil ein durch Forschen und Denken geprüfter Geist von einem Weibe oder Fischer lernen soll, was hohe Vollkommenheit ist.

Ich sehe darin hohe Weisheit Gottes. Zur Macht gelangen nur Wenige durch Geburt, zur Menschlichen Weisheit nur Wenige durch Glück und Umstände, zum Reiche Gottes kann Alles kommen. Der König verlasse den Thron, der Weise seine Weisheit, um diese Thüre zu finden, — mit ihnen geht der Arme und Unwissende hinein.

Aber ists denn umsonst, daß wir suchen und forschen, lernen und denken? —

Keineswegs; alle Erkenntniß ist gut, aber nicht jedes Forschen und Denken ist weise. Wir suchen oft in der Ferne, was sehr nahe liegt; die mühsamste kostspieligste Erziehung ist nicht immer die beste zum Glück des Lebens. Was unser Glück in Zeit und Ewigkeit gründen soll, könnten wir leicht und schnell finden, aber wir übersehen es. Die höchste Weisheit, die höchste Tugend, sind einfach.

Und dann — der Glaube des Cananäischen Weibes hat zwar nichts scheinbar Großes —

was könnte er dennoch unter andern Umständen werden? Vielleicht eine Welt in Bewegung setzen! Das kleinste Feuer ist immer Feuer; traget Brennstoff hinzu, und es lodert mit gewaltiger Flamme empor.

So oft ich die hundertmal gelesene evangelische Geschichte von der Auferstehung Jesu Christi wieder lese, entsteht in mir eine gewisse frohe Empfindung von Allgewalt und Güte Gottes in der Verherrlichung seiner Freunde, und eine lebhafte Ahndung und Hofnung von Auferstehung. Als Knabe, Jüngling und Mann hatte ich und habe ich dieselbe Empfindung und ergreife sie gerne. Sie ist mir wie eine Erwartung des wiederkehrenden Frühlings, wie ein Blick auf die erneuerte schöne Gestalt des Feldes und Waldes.

Christus ist auferstanden. — Sieh die Thatsache, sieh die Unmöglichkeit, daß Christus im Tode bleiben konnte. Zwar haben die Weltweisen Viel Sinnreiches über Mögliches und Unmögliches gesagt, auch die Grundsätze angegeben, wornach wir es prüfen können. —

nur wissen wir meistentheils nicht, wann und wie diese Grundsätze anzuwenden sind, weil wir die Natur der Dinge zu wenig kennen.

Im biblischen Verstande ist Alles möglich, was Gott will. Auf solchen Rathschluß Gottes bauen die Apostel die Unmöglichkeit des bleibenden Todes Jesu. Jesus sollte seyn das Haupt der Gemeine, der Erstgeborne von den Todten, Col. 1, 18. Gott wollte kund thun, welches da sey der herrliche Reichthum seines Geheimnisses unter den Heiden, welcher ist Christus in euch, der da ist die Hofnung der Herrlichkeit. Col. 1, 27. Der ganze Zweck Gottes in der Sendung seines Sohnes gienge verloren ohne Auferstehung; sie ist zugleich geschehen, daher war sie nothwendig. 1 Cor. 15.

Die Weiber kamen zum Grabe; der Engel sagt: er ist nicht hie. Auch wir finden unser Grab, aber werden nicht ewig drinnen seyn.

Brannte nicht unser Herz in uns, da er redete auf dem Wege, als er uns die Schrift öfnete? — So sprachen die Jünger in Emaus. Was sagen wir, wenn wir über die Lehre von der Auferstehung recht nachdenken?

Sey nicht ungläubig, sondern gläubig — sagt Jesus zu Thomas. Käme dieser Ausspruch aus irgend einem andern Munde, es ließe sich Manches dagegen einwenden. Jetzt finden wir darin einen Leitfaden unsrer Gedanken.

Ich fürchte keine Schwierigkeiten bey klaren Aussprüchen Christi. Erfahrung hat mich gelehret, wie oft diese Schwierigkeiten von selbst sich schnell verlieren. Ich will dergleichen anführen, es betrifft die damalige Zeit.

Die Juden waren sehr abergläubig, zu Wundern hingeneigt, voll ausschweifender Vorstellungen von Engeln und Teufeln, von dem Werth ihrer Opfer, ihres Tempels, zu geschweigen ihrer Zaubereyen und Wahrsager, woran Viele glaubten, wie im Heidenthum, und wodurch sie leicht von Betrügern getäuscht wurden, welches Gelegenheit zu ihrem Untergange gab.

Nun pflegt man Jesu überall den ehrwürdigen Namen eines Lehrers der Welt beyzulegen, — er war es also noch mehr für sein Volk. Nach unsern Begriffen müßten wir erwarten, daß er alle seine Freunde vor Aberglauben warnete, und jede Neigung, wunderbare Erzählungen nicht zu glauben, sondern erst selbst zu prüfen,

gelobt hätte. Thomas zeigt sich in diesem Fall.

Aber Jesus thut grade das Gegentheil. Wir lernen daraus: zu allen Zeiten giebt es gewisse herrschende Vorurtheile unter den Völkern, Verirrungen des Verstandes und Herzens. Der Geschmack darin wechselt, allein sie haben fast immer nachtheiligen Einfluß auf menschliche Glückseligkeit. Menschen von mehr Einsicht bemerken dies, und pflegen sich dagegen größtentheils mit solcher Heftigkeit aufzulehnen, daß sie eine ganz entgegengesetzte Denkart befördern. Ruhiger überlegend, müßte man eingestehen; sobald sich die Menschen verirren, sind sie meistentheils von einem richtigen Grundsatz ausgegangen, haben ihn aber nach und nach falsch verstanden, und unrecht ausgebildet, wie z. B. im Ceremoniengeist, in der äußerlichen Andacht und Ehrfurcht vor Gott, in Reinheit der Lehre. Statt heftiger Auflehnung dagegen lasse man ihnen lieber den Grundsatz, und verbessre ihn, wo man es vermag, das ist weiser.

Sind die Menschen ungläubig, verirren sich in ihren Vernunftschlüssen, und setzen sie dem Ausspruch Gottes entgegen; so erhebe das Evan-

gellum sein Licht, aber kämpfe nicht gegen Vernunft.

Zwischen beyden giebt es eine Verbindung, sonst wäre das menschliche Geschlecht in der traurigsten Lage. Ich werde deshalb immer sprechen: sey vernünftig; aber zugleich: laß keine Neigung zum Unglauben in deiner Seele wurzeln und Ueberhand nehmen; sey nicht ungläubig, sondern gläubig. Gott ist wahrhaftig; menschliche Leidenschaft, menschlicher Ehrgeitz oder Eigensinn sind ein Spiel des Betrugs.

Ob wir in einem künftigen Zustande unsre Freunde wiedersehen? pflegen Christen zu fragen. Die Schrift schweigt hierüber, Christus sagt seinen Jüngern: ihr werdet mich wiedersehen, denn ich gehe zum Vater, — von andern Erdenverbindungen ist nicht die Rede.

Inzwischen folgt doch aus diesem Wiedersehen Christi: es ist unmöglich, daß wir bey bleibendem Bewußtseyn Erinnerungen der Freundschaft ablegen sollten, zumal da die Handlungen und Gesinnungen unsers Lebens dort vor Gericht kommen. Selbst eine nähere sichtbare Verbin-

bung mit Jesu Christo muß uns Menschen nahe bringen, die wir hienieden geliebet haben. Das Verlorengehen Mancher hüllt freylich die Sache wieder in Dunkelheit, allein ich denke, an Trost wird es dort so wenig fehlen, als hier.

Die Unsrigen sterben; aber wir hoffen Alles für sie und uns durch Gottes Barmherzigkeit, hoffen mit ihnen am Orte der Freude zu seyn.

Unglaube und Leichtsinn haben ihre stärksten Einwendungen gegen das Gebet fast immer von der vorausgesetzten Unmöglichkeit hergenommen, daß daraus ein Nutzen oder besonderer Erfolg für das Leben hervorgehe, oder von der wirklich wahrzunehmenden Schwachheit mancher Betenden.

Hierauf ist viel Vernünftiges zu antworten, und der Christ braucht sich des Glaubens, das Gebet werde erhöret, nicht zu schämen.

Indessen ist die eigentliche Erhörung des Gebets nicht einmal der wesentlichste Umstand, viel weniger der einzige, wodurch das Gebet seine Würde und Hoheit erhält, und ich möchte deshalb nicht grade von dieser Seite zuerst es em-

pfehlen. Lieber möchte ich einen vernünftigen Freund der Religion vorher auf die Quelle aufmerksam machen, daß heißt auf Gesinnung und Denkart des Menschen, woraus das Gebet entspringt.

Diese Quelle ist eine hohe lebendige Vorstellung der Größe Gottes, seiner Weisheit, Güte, Macht, Allgegenwart, verbunden mit einem Gefühl unsrer Verbindung und freundlichen Gemeinschaft mit diesem Wesen. Schon menschliche Freundschaften entstehen aus Achtung und Verbindung mit dem Geachteten, und giebt es auch Afterfreundschaften, so läugnet darum niemand die wirklichen. Beten nun Viele aus Eigennutz, was beweißt dies gegen das wahre Gebet?

Wie ehrwürdig wird das Gebet nur allein in dieser Hinsicht!

Laut genug sind in der Welt die wichtigsten Wahrheiten verkündiget, aber man verkennt sie; das Licht scheint in der Finsterniß, und die Finsterniß habens nicht begriffen. Joh. 1, 5.

Unter andern gilt dies von der Vergeltung

nach dem Tode, welche zu bezweifeln, die Menschen einen Hang haben. Bey den ältesten Völkern gründete sich die Vorstellung vom Glück und Unglück des künftigen Lebens auf Sagen, fabelhafte Ueberlieferungen; man konnte Furcht und Hofnung nicht verläugnen, doch lagen Zweifel an diesen Dingen nahe genug. Fand hernach die Vernunft einiger Menschen Gründe für diese Lehre in der Natur des Menschen und der Gottheit — gleich gab es Andre, welche ihnen Einwendungen und Zweifel der Vernunft entgegenstellten. Selbst wenn das Christenthum ganz unverhüllt und entschieden darüber spricht, suchte man das Ansehen desselben zu erschüttern, und gleichsam wie das Licht stärker wird, wächst auch das Bemühen seinen Glanz zu verdunkeln.

Dies darf uns nicht in Verwunderung setzen, denn sehr viele Menschen werden ja nicht weiser und besser für die Gegenwart, ungeachtet der gründlichsten Vorstellungen, welche man ihnen über die Folgen ihrer Gesinnungen und Handlungen macht. Sie glauben nicht, sie überlegen nicht, und wähnen sich immer gerechtfertigt. Ueber die Zukunft sind sie dann noch weniger besorgt — vergebens warnt Loth seine Freunde

in Sodom, vergeblich reden die Propheten zu Königen und Volk.

Gegen diesen Strom des Verderbens hat zu arbeiten, wer Vernunft und Religion liebt. Schweigt die Stimme der Verführung nicht, so schweige auch die Stimme der Wahrheit nicht.

Ein Sünder ist ein Verirrter, er hat den Weg zur Glückseligkeit, seine Freunde, seinen Gott verlassen. Thut er Buße, so wird er wiedergefunden für Gott, Engel, Menschen. Aber die Behutsamkeit der Worte Luc. 15. ist merkwürdig. Es heißt nicht: Gott freuet sich des Wiedergefundenen; sondern: die Engel freuen sich. Von Gott heißt es Matth. 18, 14. Er will nicht, daß jemand verloren werde.

Die Aufklärung des menschlichen Geschlechts, wie überhaupt in Wissenschaften, Künsten, Entdeckungen, Erfindungen, so auch in Ansehung der Religion, ist stufenweise fortgegangen. Zwischen Mitternacht und Mittag giebt es viele Grade des Lichts, und nicht alle Menschen auf

der Erde haben zu einerley Zeit Tag und Nacht, sondern nach einander.

Warum diese Stufenfolge der göttlichen Vorsehung im Geschenk des Lichts? — Die beste Antwort ist: Gott hat uns wissen lassen das Geheimniß seines Willens nach seinem Wohlgefallen. Eph. 1, 9.

Besondre Gemüthverfassungen und Gesinnungen sind schwer zu beschreiben, verlieren sich leicht in Dunkelheit. Am deutlichsten wird eine Sittenlehre, wenn sie durch Erinnerung an dasjenige, was wir selbst empfunden haben, oder durch eine Vergleichung damit zur Vorstellung gelangt.

Jesus führt die Jünger auf Empfindungen der Kindheit zurück; ihr müsset umkehren und werden, wie die Kinder.

Er fodert gewiß nicht das Unmögliche, obgleich jedes Alter des Menschen sein Eignes hat, welches in ein andres Alter nicht übergehet, und darin weder passend noch schicklich wäre. Da ich ein Kind war, handelte und dachte ich wie

ein Kind, da ich aber ein Mann ward, thät ich ab, was kindisch war. 1 Cor. 13, 11.

Inzwischen hat das kindliche Alter bey aller Schwachheit und Unerfahrenheit etwas ungemein Edles und Zartes. Dies darf behauptet werden, ungeachtet der Annahme eines natürlichen Verderbens, und daß späterhin manche gute Züge nicht mehr so kennbar sind, sondern verwischt werden durch voreilige Erziehungkünste, durch Kenntniß der Welt, Begierden, Sorgen, schlechte Beyspiele. Daher dann bey dem Kinde eine große Empfänglichkeit für gute Grundsätze und Empfindungen. Freylich auch für das Böse, aber doch ist es im erwachsenen Alter schon Anders, das Bewußtseyn der Schuld, die Herrschaft schlechter Triebe, ein für die Welt eingenommener Sinn, erschweren den Eingang der Wahrheit; — um Kinder schweben noch Engel.

Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes. Matth. 19, 14.

Güte des Herzens ist sehr verschieden von Gerechtigkeit. Jene weinet, wenn dieser Ge-

nüge geschiehet. Sey nicht allzugerecht und nicht allzuweise, daß du dich nicht verderbest!

Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen. 1 Mos. 6, 4. So steht im Moses geschrieben von einer Zeit vor der Sündfluth. Unverkennbar ist dieser Geist kein Geist der Rache und Vergeltung, sondern des Zeugens, Lehrens, Warnens.

Noch heute ist ein Geist des Herrn, der unter den Menschen zeuget und warnet. Wir hören ihn in den Gesetzen der Völker, auf denen Bürgerthum und menschliche Gesellschaft ruht; es heißt in allen Landen: du sollst nicht tödten, nicht stehlen. Diese warnende Stimme hindert manches Böse, schützt friedliche Menschen, macht aber für sich nicht tugendhaft, und lautet hart und drohend, gleichwie Mosis Tafeln von Stein waren.

Der Geist Gottes spricht auch, wo bürgerliche Gesetze unglücklicherweise nicht sind oder verstummen, in den Gefühlen der Menschlichkeit; dies Gesetz in uns warnet, seine Stimme ist oft sanft und milde, oft auch furchtbar und drohend in den Vorwürfen des Gewissens.

Gott hat immer auf manche Weise zu den Menschen geredet, aber am letzten durch den Sohn, in der Predigt vom Glauben und Kreuz. Macht auch der Glaube die Sünde schrecklicher, so entwickelt er zugleich die zartesten Gefühle der Menschlichkeit.

Ein wilder Sinn, Verdorbenheit des Herzens, kalter Uebermuth, reißen den armen Menschen los von Gesetzen, von seinem Gewissen, von Gott. Ich richte mein Zeitalter nicht, aber die sichtbar werdenden Züge desselben bilden ein trauriges Gemälde. Die Anmaßungen der jüngeren Welt, dieser rasche Gang des Eigennutzes, dieser Leichtsinn, diese Ablehnung freundlicher Warnungen, sie führen zu der Frage: wollen sie sich den Geist des Herrn nicht mehr strafen lassen?

Dennoch bleibt der zeugende Geist ein Geist der Wahrheit. Was wird ohne ihn aus dem Menschen selbst, was aus der menschlichen Gesellschaft? Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe, halten Alles zusammen; wo sie fehlen, herrscht Mistrauen, Unwille, Traurigkeit; und selbst die äußeren Bande der Gesetze werden endlich gelöst.

Die Vorsehung, welche den Menschen im sten Leben hülflos und schwach, ohne Kraft nd Erkenntniß auf die Erde setzte, und ihn durch zur höchsten Abhängigkeit von Menschen estimmte, warf ihn nicht umsonst in die Arme der Liebe, welche von der kleinlichen Eitelkeit des Befehlens und allem selbstsüchtigen Herrschen weit entfernt ist. Ihr Kinder, seyd gehorsam; ihr Eltern, erbittert die Kinder nicht!

Man hat oft die christliche Lehre vom Glauben, woran Gottes Verheißungen geknüpft sind, beschuldigt: sie erzeuge den Gedanken, vorläufig der Sünde nachzugeben, um in der Folge zu glauben und sich zu bekehren. Ein solcher Gedanke ist ganz unnatürlich und widersprechend. Wer sich zum Glauben zu wenden denkt, der erkennt schon in diesem Augenblick die Wahrheit und ihren Werth. Vergessen, irren, fehlen kann der Mensch im Glauben, aber nicht ihn freywillig verlassen und doch wiedernehmen wollen.

Ein Gemüth, in welchem Zweifelsucht mächtig geworden ist, flieht gleichsam das Licht

und ſuchet die Finſterniß. Wo die Wahrheit helle ſcheint, ſchließt ſich dann das Auge des Verſtandes, und öfnet ſich nur, wenn die Nacht einbricht; wo unſre Erkenntniß zur Gewißheit kommen kann, fehlt es dem Geiſte an Fleiß und Thätigkeit, die Quelle zu ſuchen; wo unſre Einſichten zu wanken anfangen, erwachet der Geiſt zum Zweifel und nährt ſeine Ungewißheit. Ich begreife nicht, warum Menſchen dieſer Denkart ſcharfſinnig oder ſtark an Geiſte genannt werden, ich entdecke vielmehr eine ſichtbare und große Schwäche. Der geſunde Körper zieht aus jeder Speiſe geſunde Nahrung, ſo auch die ſtarke Seele; ſie ſieht Gott und ſeine Wahrheit in der Natur, ſieht Licht in der Schrift; ſie ergreift die Wahrheit, freuet ſich des Lichts, und findet die Quelle des Segens.

Weg mit finſtrer Sittenlehre; an Freuden und Ergötzlichkeiten des geſelligen Lebens darf der Chriſt theilnehmen. Jeſus weilt unter den Fröhlichen auf der Hochzeit zu Kana, wenn gleich die Kindlein, die am Markt ſitzen, ihren Geſellen zurufen: des Menſchen Sohn iſt kommen, iſſet und trinket!! — Matth. 11, 19.

Warum fasten die Pharisäer so viel, und die Jünger des Herrn fasten nicht? Matth. 9, 14. — Weil das Christenthum nicht die natürlichen Triebe des Menschen ändern will. Es verpflichtet uns zu den Arbeiten und Sorgen des Lebens, wie sollte es uns seine Freuden versagen? Es fodert Alles aufzuopfern um des Herrn willen, aber verlangt nicht, jedes Glück des Lebens von sich zu stoßen.

Nur meide der Christ, was an sich lasterhaft und strafbar ist, sonst stellt er der Welt sich gleich und übt Freundschaft der Welt. Nur fliehe der Christ den Misbrauch des für sich unschuldigen Vergnügens und heilige seine Freude durch Gebet. Alle Gabe Gottes ist gut, wenn sie mit Danksagung empfangen wird.

Herr, so du wilt, kannst du mich wohl reinigen — sagte der Aussätzige zu Jesu. Er hat große Zuversicht auf der einen Seite, große Bescheidenheit auf der andern. Gottes Allmacht kann; seine Weisheit bestimmt das Wollen.

Umgekehrt schließen die Spötter: Gott wolle und werde erlösen, sobald er nur könnte.

„Daniel, du Knecht des lebendigen Gottes, hat dich auch dein Gott, dem du ohne Unterlaß dienest, mögen von den Löwen erretten?“ Dan. 6, 20. „Bist du Gottes Sohn, so steige herab vom Kreuz. Er hat Gott vertrauet, der helfe ihm nun.“ Matth. 27, 40. 43.

Der Mensch kann Vieles werden, was er nicht war und nicht ist. Kinder kommen zum reifen Alter, Völker werden aus rohem Stande der Natur und Wildheit durch Künste und Wissenschaften verfeinert — wer weiß, wie hoch der Mensch noch zu steigen vermag?

Nicht so das Thier. Es ist und wird mit einemmal, was es seyn soll, kann seinen Zustand weder verbessern noch verschlimmern.

Warum schuf Gott den Menschen auf diese Weise? Weil er ihm Vernunft und Freyheit gab. Wir sehen, was wir sind, nicht warum wir es sind.

So lange wir uns bloß in Rücksicht auf dieses Erdenleben betrachten, und das kurze Lebensziel stehen bleibt, welches nun schon seit Jahrtausenden niemand überschreitet, können

wir unsre Wünsche und Hofnungen über die Herrlichkeit des Menschen nicht weiter ausdehnen. Der Tod reißt uns zu schnell von jeder Höhe herab, und unsre Nachkommen nach uns — da liegt dann alle unsre Weisheit und Würde im Grabe.

Das Evangelium Jesu Christi öfnet unsre Aussichten, es zeigt uns den Menschen als ein Wesen, welches vom Anfang seines Daseyns immer wachsen und steigen, immer weiser und glücklicher werden kann durch alle Ewigkeiten. Diesen Gedanken vor Augen haben, diese Bestimmung mit aller Anstrengung unsrer vernünftigen Natur zu erstreben, das heißt im hohen und edlen Verstande des Worts ein Christ seyn.

Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freyheit. 2 Cor. 3, 17. — Für freye edle Menschen ist die Religion des Christenthums. Das Judenthum übt Zwang, unter furchtbaren Offenbarungen Gottes, das Christenthum ist sanft, fodert Ueberzeugung und willige Annahme; jenes bindet an Gesetze, Ceremonien, dieses verlangt Heiligung des Herzens zur Tugend und

Wahrheit; jenes droht mit Strafen, dieses gründet Alles auf Liebe zu Gott und Menschen; jenes erwartet irdischen Segen und schweigt von der Ewigkeit, dieses verheißt ein zukünftiges Leben.

Die freye Religion ist nicht jedermanns Ding. Einige haben keinen Geschmack an der christlichen Bildung, an den Beweggründen der Liebe, andre haben keinen Glauben an die Lehre von Gott und seinem Sohne, oder vertrauen nicht den Verheißungen. Ihr Brüder aber in Christo, lasset euch nicht bald bewegen in eurem Sinn, noch erschrecken, 2 Thess. 2, 2. lasset uns als freye edle Menschen im Geist des Christenthums wandeln.

Angenommen, wir wüßten nichts vom Neuen Testament, so ist in der Einrichtung des Alten Alles unerklärlich, wir hätten Bilder ohne Sinn, ungewöhnliche Dinge ohne Zweck. Gesetzt, das Alte Testament fehlte, so wäre zwar das Neue an sich glaubwürdig, aber die Predigt vom Tode Christi käme ohne alle Vorbereitung, während sie nun durch unaufhörliche Wiederholung von Sünde, Opfer, Priesterthum, vorbereitet ist.

Außerordentlich ist die Lehre von einem Mittler, eben darum ist sie der Zweck und Inbegrif aller Offenbarungen Gottes. Gewöhnliche Wahrheiten bedurften so großer Anlagen nicht. Dunkel ist diese Lehre, denn sie gründet sich auf das sonderbare Verhältniß einer gefallenen Welt gegen Gott, und auf dessen Rathschlüsse über diese Welt.

Beydes erkläret die Vernunft nicht — sie wundert sich auch nicht, daß sie über Beydes etwas Außerordentliches höret.

Die Pflicht der Dankbarkeit, besonders der Dankbarkeit gegen Gott, scheint eine der leichtesten. Unser Herz fühlt einen natürlichen Trieb, der Wohlthäter zu gedenken; sie sind uns lieb, ein Wort, ein Genuß, eine Vergleichung frühere Lagen mit der Gegenwart erinnert an sie. Eben so verhält es sich in Beziehung auf Gott. Vielleicht bleibt der Unglückliche und Elende stumm und ohne Dank für ein Leben, welches ihm zur Last ist; — aber kann es der Glückliche? Er wird sich ja mit Freude des weisen vorsorgenden Wesens erinnern, und seine Empfin-

dungen werden mit der Stimme der ganzen vernünftigen Schöpfung im Einklange seyn.

Je leichter die Pflicht, desto tadelnswürdiger ihre Vernachlässigung. Schon aus den häufigen Klagen der Schrift über Gottesvergessenheit und Undankbarkeit läßt sich auf Hindernisse in der Ausübung schließen. So jemand seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie wird er Gott lieben, den er nicht siehet? 1 Joh. 4, 20. Die Allgemeinheit der göttlichen Wohlthaten, die Unzufriedenheit des Menschen mit demjenigen was er hat, der Stolz, welcher sich ungerne abhängig weiß, schwächen unsern Dank, oder lassen uns Worte reden, denen das Herz fehlt. Doch fliehe der Christ den unglücklichen Wahn, daß irgend etwas von ungefähr geschieht, lerne dem Gange der Vorsehung nachsinnen, lerne Gott danken.

Es giebt in dem Gebrauch unsers Verstandes eine gewisse Einfalt, welche dem gekünstelten und ängstlich gesuchten Schließen entgegen stehet. Wir sprechen vom graden gesunden Menschenverstande, und wissen vielleicht schwer

zu bestimmen, was er sey, aber die Abweichungen davon sind fühlbar. Ein feiner Kopf kann allenthalben Zweifel finden, und fragt: was ist recht, was ist wahr, was ist nützlich? Die Feinheit ist gut, aber wehe dem Uebermaß!

So ein grader ungekünstelter Sinn gehöret für den christlichen Glauben. Suchst du Gott und Wahrheit, suche sie einfältiglich. Genügen in der Freundschaft und in tausend Geschäften des Lebens ein gesunder Verstand und ein fühlbares Herz, warum sollte es in der Religion anders seyn? Paulus sagt: er habe bey den Corinthern in Einfalt des Herzens gewandelt, nicht in fleischlicher Weisheit.

Was wir euch verkündigen, ist wohl nicht Weisheit dieser Welt, oder der Obersten dieser Welt, sondern es ist die heimliche verborgene Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unsrer Herrlichkeit. Denn das Wort vom Kreuz ist eine Thorheit denen, die verloren werden, uns aber, die wir glauben, eine Kraft Gottes zur Seligkeit. —

Diese Sprache der Ueberzeugung, welche

die Apostel führen, ist groß und edel. Vielleicht könnte die ruhige Vernunft fragen, ob sie für unsern gegenwärtigen Zustand gehöre? Die Schwäche des menschlichen Verstandes, die Dämmerung, worin die Wahrheit erscheint, das Beyspiel derer, die den Irrthum ergriffen, unsre eignen Täuschungen, abweichenden Erfahrungen, empfehlen uns nicht nur Bescheidenheit, sondern auch ein gewisses Mistrauen zu unsern eignen Ueberzeugungen.

Inzwischen haben Christus und seine Apostel diese hohe Gewißheit geäußert, sie ihren Freunden empfohlen, und zum Voraus jede Lehre, jeden Grundsatz, jede Aeußerung, als irrig verworfen, die jemals ihren Behauptungen entgegenständen. Nun ist es aus der Natur des menschlichen Geistes und den deutlichsten Aussprüchen der heiligen Schrift offenbar, daß die Behauptung und Annahme einer Lehre, und folglich auch die Beständigkeit in derselben nur so lange vernünftig ist, als wir von ihrer Wahrheit überzeugt sind. Werden wir vom Gegentheil überzeugt, so sind wir es der Wahrheit und Vernunft, Gott und dem Gewissen schuldig, die Lehre aufzugeben. Also setzt die Verpflichtung

zur Beſtändigkeit voraus, daß in den Lehren des Evangeliums die unläugbarſten und untrüglichſten Merkmale ihrer Wahrheit enthalten ſind, an welche ſich der Menſch halten kann und muß, und weswegen ſeine Vernunft ſelbſt ihn rechtfertiget, wenn er gegen jeden Angrif und Zweifel bey ſeinem Glauben bleibet.

Die wundervollen Umſtände, unter denen das Chriſtenthum entſtand, ſind groß und merkwürdig, aber für ſich weder zu den Zeiten Chriſti, noch in den unſrigen, der letzte, höchſte, viel weniger der einzige Entſcheidunggrund der Wahrheit. Es muß alſo im Chriſtenthum Etwas ſeyn, welches durch innere Züge der Wahrheit und Güte zur Ueberzeugung führet. Man entdeckt ſie in dem Zweck einer Erhebung der menſchlichen Natur zur höchſten ſittlichen Vollkommenheit, und mit ihr und durch ſie zur hohen Hofnung einer reinen, göttlichen, ewig daurenden Freude, dem ſich die herrlichſten Mittel anſchließen, deren es keine anderen giebt.

Wenn in unſeren Zeiten von Religioneifer die Rede iſt, pflegt man mit dieſem Ausdruck

faſt allgemein widrige Vorſtellungen zu verbinden. Man denkt an einen unbiegſamen Eigenſinn bey Behauptung gewiſſer Meynungen über Lehrſätze, und an Heftigkeit dieſe Meynungen zu verbreiten und Andre zu ihrer Annahme zu zwingen. Weil ſolches ſich oft dort am ſtärkſten gezeigt hat, wo Irrthum und Vorurtheile herrſchten, und wo man dem Eigennutz und der Selbſtſucht einen Thron errichten wollte; weil es größtentheils lieblos, unduldſam macht, zu gewaltſamen Maaßregeln und Bedrückungen verleitet; weil die Erfahrung zeigte, daß neben dem Irrthum auch Stolz, Heucheley, Bosheit kenntlich wurden: ſo iſt Nichts natürlicher, als eine Eigenſchaft am Menſchen mit Unwillen wahrzunehmen, welche gehäſſige Dinge im Gefolge hat. Doch iſt nicht jedes Eifern verwerflich, weder in Dingen des Staats, der Kindererziehung, der Gerechtigkeitpflege, noch im Bekenntniß und in der Ausübung der Religion. Eifern iſt gut, wenn es um des Guten willen geſchiehet, ſagt Paulus.

Der würdige Eifer für Wahres und Rechtes unterſcheidet den freymüthigen feſten Geiſt von dem feigen ſchüchternen Heuchler, welcher durch

jeden Hauch menschlichen Ansehens gelenkt wird, und zur Vertheidigung der Unschuld und Wahrheit weder Zunge noch Kraft hat.

Sprechen wir lieber — weil Namen zwar den Werth oder Unwerth einer Sache nie bestimmen, aber doch oft sie entstellen — von einer herzlichen und feurigen Theilnahme an den Wahrheiten der christlichen Religion. Der bittere Partheygeist, der sein Werk hat in den Kindern der Finsterniß, und sich gewöhnlich hinter dem Heiligsten, als da sind Freyheit, Gerechtigkeit, Religion, verbirgt, sey ferne von den Bekennern Jesu Christi, aber auch ferne, daß sie die ewigen Stützen ihrer Glückseligkeit verkennen, oder die Achtung derselben verlieren, weil Bösewichter Namen misbrauchen und entweihen.

Unsers Zeitalters Neigung zur Kälte in der Religion ist gewiß nicht Vernunft und Festigkeit der Seele. So lange ich Mensch bin, will ich als Mensch empfinden, und jedem Eindruck des Großen und Schönen mich hingeben. Und ihr, meine Brüder, deren Herz froh und leicht wird, wenn ihr euch den Betrachtungen des Evangeliums Jesu überlasset, deren Herz stärker schlägt,

deren Blut lebhafter wallet, wenn ihr an Gottes Erbarmung denket, oder gläubig ins Land der Gesegneten Gottes hinüberblicket, zu welchem so viele liebe, liebe Menschen schon vor uns eingedrungen sind, schämet euch dieser Empfindungen nicht; — die Thräne, die in der Stille eurem Auge entfällt, zeugt von der Würde des Menschen, und diese Erschütterungen unsrer Natur beweisen, unser Geist sey nicht verworfen, sondern der Unsterblichkeit fähig.

Jesus Christus in Bethlehem geboren ist der einige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Im Briefe an die Hebräer wird dieser Ausdruck durch Vergleichung mit den Einrichtungen des Alten Testaments erläutert. Allein wir bedürfen dieser Hülfe kaum, weil das Vermitteln aus dem menschlichen Leben hergenommen ist, und ein Mittler jemanden bezeichnet, der etwa Menschen, welche über gewisse Rechtsansprüche in Streit sind, ausgleicht, oder Verwandten und Freunden, welche sich von einander getrennt haben, durch sein Zwischentreten Gelegenheit giebt, das alte Verhältniß wiederherzustellen.

Von streitigen Vortheilen und Rechten kann nun in Beziehung auf Gott keine Rede seyn, denn was für Ansprüche hätte der Mensch? Also bleibt nur der zweyte Sinn anwendbar: Zwischen dem Schöpfer und seinen vernünftigen Creaturen muß und kann nach der Natur eine Vereinigung statt finden. So ist es nicht zwischen dem Thon und dem Töpfer, selbst nicht zwischen Thieren und Menschen, aber wohl zwischen Mensch und Mensch, zwischen Vater und Kind, zwischen Mensch und Gott.

Dies Verhältniß ward von Seite des Menschen aufgehoben, der seines Schöpfers vergaß, seine Liebe nicht empfand, ihm nicht mit Dank entgegenkam, sich von dem Leben, das aus Gott ist, entfremdete, den Vater nicht kannte und liebte. Gott schauet vom Himmel auf der Menschen Kinder, daß er sehe, ob jemand klug sey und nach Gott frage. Aber sie sind alle abgewichen, da ist auch nicht Einer. Ps. 14, 2. 3.

Ist eine solche Trennung vorhanden, so lassen sich die Folgen schwerlich voraussehen, viel weniger läßt sich bestimmen, was der Mensch in solchem Zustande zu hoffen und zu fürchten habe. Man sieht wohl: Bitterkeit, Haß, Rache, sind

nicht in dem vollkommensten Wesen; Gott fährt fort die Welt zu erhalten, des Menschen zu gedenken und ihn zu warnen. Doch verbreitet sich eine furchtbare Dunkelheit über unser Daseyn; mit der Trennung von Gott ergreifen eine Menge sittlicher Uebel das menschliche Herz. Weil sie Gott nicht erkannten und nicht ehreten, sind sie dahin gegeben in verkehrtem Sinn, zu thun was nicht recht ist Röm. 1, 28; Gott aber bleibet rein und heilig; ohne Unschuld und Gerechtigkeit kann der vernünftige Mensch weder Gott gefallen, noch Ruhe und Glückseligkeit finden, der Gottlose hat keinen Frieden, und Gott ist Richter im Himmel und auf Erden, Tausende von Geistern sehen auf ihn und erwarten mit banger Furcht sein Endurtheil über eine sündige Welt.

Wer getraut sich unter diesen Umständen den Gang der höchsten Vorsehung zu bezeichnen und des Menschen Schicksal zu bestimmen? Thorheit ist, was Menschen darüber sagen können, denn wie der Schöpfer gegen vernünftige Wesen, der Vater der Geister gegen abtrünnige Kinder, der Welten Richter gegen ein in Laster und Sünde versunknes Volk handeln könne und werde, liegt

außer unserm Gedankenkreise — nur so viel ist klar: der Mensch ist tief gesunken, seine schönsten Hofnungen sind verwelket.

Gott sandte seinen Auserwählten und Eingebornen zum Mittler. Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab; auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Joh. 3, 16.

Das Verhältniß dieses Mittlers ist ein doppeltes. Erstens zum Vater. Hierüber sagt die Schrift, daß Gott den Menschen gesucht, den geliebten Sohn in eine verwilderte Welt zum Dulden, Leiden und Sterben gesandt, um das große Werk zu vollenden, daß sein Rathschluß, die Gefallenen zu seinen Kindern zu sammeln und ihnen ewiges Leben zu schenken, auf den Gehorsam, die unverbrüchliche Treue und den Tod des Mittlers gegründet sey. Gott hat uns erwählet durch Christum, ehe der Welt Grund geleget war, und hat uns verordnet zur Kindschaft gegen ihn selbst durch Jesum Christum, nach dem Wohlgefallen seines Willens; Er hat uns begnadiget in diesem Geliebten, an welchem wir haben die Erlösung durch sein

Blut, nämlich die Vergebung der Sünde. Eph. 1, 4 fg.

Zweytens, in Ansehung der Menschen, sollte der Mittler in seiner liebenswürdigen Gestalt, worin er erschien, in jener sanften aber göttlichen Majestät, die den Gesandten des ewigen Vaters bezeichneten — unter seinen Brüdern das Gefühl ihres Unrechts wecken, Gottes Herrlichkeit, Güte, Liebe, schildern, zur Rückkehr aufrufen, durch die unbedingtesten Verheißungen einer Vergebung der Sünden jedes Mistrauen ersticken, das Herz durch Hofnung beleben — das ist die Kraft und der Sinn des Ausspruchs: Ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus. 1 Tim. 2, 5.

Uns kann nicht befremden, wenn wir nicht Alles fassen, denn es betrifft Gedanken und Rathschlüsse Gottes. Wir sollen es nicht erklären und dürfen es nicht bezweifeln.

So verschieden die Menschen sonst, so auch in ihrer Anlage zur Freude. Ich bemerke hauptsächlich folgende vier Klassen.

Einige stehen fortwährend in einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Freude und Betrübniß. Andre sind wechselnd für beyde gleich stark empfänglich, gleich lebhaft in der Empfindung des Glücks wie des Unglücks und oft mit schnellen Uebergängen. Noch andre haben mehr Anlage zur Fröhlichkeit als zum Kummer, sie finden im Kleinen wie im Großen Etwas, das sie aufheitert, geneigt und fähig macht, an jedwedem Vergnügen theilzunehmen. Eindrücke eines Unfalls dauern nicht lange, ihr Sinn ergreift das Gute, Angenehme, Muntere, überhaupt die hellere Seite des Lebens. Wieder Andere endlich finden umgekehrt schneller das Schwere, Drückende, Traurige, als ihr Gegentheil; darum sind Kummer, Furcht, Besorgnisse, Niedergeschlagenheit ihre gewöhnlichsten Gefährten.

In Rücksicht auf den innern Werth des Menschen läßt sich aus diesen verschiednen Gemüthverfassungen Nichts bestimmen; er kann in allen gut, Gott und Menschen wohlgefällig, er kann in allen ein Thor und Böswicht seyn. Jede hat ihre eigenen Hülfmittel zur Tugend und vernünftigen Gottseligkeit; jede ihre eigenen

Klippen, woran die Ausbildung zur höheren Vollkommenheit scheitern kann.

Wahre Weisheit des Menschen ist, sich selbst kennen zu lernen, um denjenigen Fehlern und Verirrungen vorzubeugen, denen er am meisten nach seiner besonderen Gemüthart geneigt seyn dürfte. Setze ich voraus, daß Vernunft und Religion jemanden leiten, so möchte ich diejenige Gemüthstimmung für den gesamten menschlichen Zustand am angemessensten und wünschenswürdigsten halten, welche vorzüglich zur Freude bereit ist. Wenn der Hang zum Frohsinn nicht ausartet, die Aufmerksamkeit für Lebenspflichten nicht schwächt, von nöthiger Sorge für die Zukunft nicht abhält, keine Unbeständigkeit, Flatterhaftigkeit, Unüberlegtheit wirkt, dem Glauben an Gott, der Bestimmung zur Ewigkeit, keinen Eintrag thut; dann ist Frohseyn ein Wink der Natur, und glücklich, wer des kurzen Lebens Blumen sammeln und sich ihrer freuen kann, der Geist wird dadurch thätiger, verrichtet alle Geschäfte besser, selbst für Religion und Tugend hat dies eigne Vortheile, befördert Dank gegen Gott, murret nicht, zweifelt nicht. Ohne jene Voraussetzung aber spreche

ich mit Salomo: das Herz des Weisen ist im Klagehause, das Herz des Narren im Freudenhause. Prediger Sal. 7, 5.

Kann der Mensch zur Erwerbung oder Erhaltung seiner Heiterkeit Etwas beytragen? Viele meynen, niemand könne seiner Länge eine Spanne zusetzen und betrachten ihren herrschenden Unmuth, oder die starke Empfindung für Leiden als etwas Unvermeidliches. Da sey die ursprüngliche Beschaffenheit des Körpers, Temperament genannt, da sey Gesundheitzustand, da seyen äußere Umstände, also die Heiterkeit des Gemüths sey entweder unmittelbare Gabe des Lebens, oder ein Geschenk der Gesundheit und der Umstände.

Allein wir können doch unsern natürlichen Hang durch Erziehung, Aufmerksamkeit, Lebensart mildern oder stärken, wir können doch Muth und Heiterkeit selbst im kranken Zustande beweisen, wir können Leiden des Lebens überwinden, und warum sind denn nicht alle Gesunden froh, warum verzärtelt das Glück den Menschen und macht ihn finster?

Ich erkenne eine höhere Hand, welche uns nach Weisheit und Güte ein gewisses Maaß der

Freude bestimmt. Niemand ist so durchweg seiner Empfindungen Meister, daß er sich zum Frohsinn leite, wie er will; aber ein freyer vernünftiger Mensch kann Viel wirken, und darf in diesem Bestreben selbst unter den widrigsten Lagen Segen von oben hoffen.

Ein guter Mensch urtheilt gewöhnlich nach dem natürlichen ungekünstelten Ausspruch des Verstandes, will weder Irrthum und Bosheit entschuldigen, noch Fehler und Vergehungen vergrößern, er ist immer geneigt, von Andern Gutes zu denken. Ein böser Mensch dagegen ist argwöhnisch, erwartet nirgends Menschlichkeit, Herzensgüte, weil seine Seele sie nicht kennet. Warum denket ihr so Arges in eurem Herzen? fragt Jesus die Schriftgelehrten. — Wenn noch jetzt die Gottheit in menschliche Natur gehüllt, auf unsrer Erde wandelte, würde ihre Weisheit und Liebe keinen Glauben finden bey Menschen, die von niedrigen Leidenschaften beherrschet werden und kein Gesetz kennen, welches über äußere Ehre und Eigennutz hinausreicht.

Darum werden wir über eine Menge von Angelegenheiten des Lebens nie richtig urtheilen, wenn wir nicht mit allerley Einsichten ein wahrhaftig zum Guten erneuertes Herz zu erlangen suchen. Vielleicht giebt diese Bemerkung einige Auskunft darüber, was die Welt von einer fortschreitenden Aufklärung zu erwarten habe? Geht nämlich die Aufklärung des Verstandes einer unverbrüchlichen Redlichkeit des Herzens und des Gewissens zur Seite, so wüßte ich nicht, wie man der Aufklärung andre Gränzen setzen möchte, als welche die Schranken unsers Geistes und die Lage der Welt von selbst setzen werden. Schreitet aber mit wachsenden Kenntnissen die Veredlung des Willens nicht fort, oder vielleicht gar zurück; so wüßte ich nicht, was für das Menschengeschlecht gewonnen werden könnte, selbst wenn es sich zu Einsichten der Engel erhübe.

Jesus verfolgte seinen Weg, unbekümmert um die Gedanken und Urtheile der Schriftgelehrten. Es giebt immerdar Menschen, deren Herz die Dinge entstellt, an Andern die wahre Güte nicht sieht; suchet nicht ihr Lob, fürchtet nicht ihren Tadel. Die Klugheit wafne gegen Irrthum und Betrug, aber edle Einfalt der

Seele bleibe, und vertraue mehr der eignen festen Ueberzeugung, als fremdem Urtheil.

Sicher wandeln Kinder bey ihrem Vater, sanft schlummert das Kind am Busen der Mutter. Du Mensch, hoffe auf ihn, deinen Gott, freue dich seiner — diesen einen Gedanken kennen, ihn verstehen, lebhaft fühlen, ist mehr zum Glück, als alle Schätze der Erde.

Seyd getrost, ihr Väter, Mütter, in der Ziehung eurer Kinder mit Vernunft, bey allen Sorgen und Leiden — ihr handelt im Sinne eures großen Schöpfers. Die bloße Pflicht möchte das mühselige Geschäft in Bürde verwandeln, den Menschen in Streit mit sich selbst verwickeln — da schuf Gott die Liebe, goß sie über die Welt, und machte die Pflicht zur Quelle der Lust.

Ein freyer Geist ist ein edler und würdiger Geist, aber der Unglaube ist nicht sein Kennzeichen. Nie war die Frage unter den Menschen, ob eine Religion überhaupt statt finden könne,

ſondern nur, ob eine vernünftige? Von ihr giebt es einen doppelten Abweg, erſtens zur Unwiſſenheit, Leichtgläubigkeit, zur undurchdringlichen Finſterniß des völlig blinden Aberglaubens, woran ſich leicht Schwärmerey und Unduldſamkeit ſchließen; zweytens zum Leichtſinn, Zweifel, unwiſſendem Stolze, zur gänzlichen Finſterniß des Unglaubens, woran ſich leicht Sittenverwilderung und Verzweiflung ſchließen.

Die vernünftige Religion ſteht in der Mitte auf einer Höhe. Zu ihrer Rechten die Vernunft, zu ihrer Linken der Glaube, ihr folgen Hofnung und Geduld. Ueber ihr iſt Licht, um ſie her iſt Ruhe.

Man hat befremdend gefunden, daß Jeſus nach der Auferſtehung bloß einigen Perſonen, und zwar ſeinen beſondern Freunden erſchien. Ich betrachte dieſen Umſtand als eine edle Unterſcheidung; in ſeinem Leben war Chriſtus mit Zöllnern, Sündern, Phariſäern, nach ſeiner Auferſtehung iſt er unter den Geliebten. Wie groß iſt die Freude des Sehens und Erkennens! In dieſer Welt lebt der Menſch nie bloß mit guten Menſchen allein, doch kommt die Zeit, wo der Gute den Guten finden wird.

Sollen wir nicht dieſes ſchöne Bild feſthal-

ten? Auch der Einbildung gebührt neben der Vernunft ihre Stelle, sie ist eine wesentliche Eigenschaft unsrer Seele, reich an Freuden, daher in der Religion nicht ganz zu verdrängen, sondern unter Leitung der Vernunft nützlich zu beschäftigen. Halt im Gedächtniß Jesum Christum, der auferstanden ist von den Todten. 2 Tim. 2, 8.

Das Gebet ist eine sehr natürliche Ergießung des Herzens, wenn es von dem Gedanken eines höheren Wesens lebhaft gerührt ist. Je höher unsre Vorstellungen von Gott, je stärker die Ueberzeugung der Seele, desto lebendiger und kräftiger das Gebet; je reiner das Gemüth, je deutlicher das Bewußtseyn unsrer wahren Bestimmung, desto reiner und edler das Gebet.

Es hat seinen Werth nicht nur als Spiegel unsers sittlichen Zustandes, sondern macht uns aufmerksam auf uns selbst, und giebt dem Streben nach Wahrheit und Recht Feyerlichkeit und Würde. Der Betende steht vor dem Auge des Allwissenden.

Wird das Gebet Uebel abwenden, einen Einfluß haben auf Schicksale, auf die Verkettung der Dinge? In der Bibel steht: Bittet, so wird euch gegeben; des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. Jac. 5, 16.

Keine Allgewalt ist dadurch gemeynt, doch betet der Christ nicht vergebens. Einwendungen dagegen werden hergenommen von der Schwäche mancher Betenden, von der Unbegreiflichkeit, daß Gott um ihretwillen etwas ändere, von der Erfahrung, welche die Fruchtlosigkeit des Betens zeige.

Aber veredle dein Herz, erleuchte deinen Verstand, — dann bete — und die Verheißung ist für dich. Keine Erfahrung kann hierin jemals Etwas beweisen. Sie führet uns nicht auf die Hand der Vorsehung, will ich diese darum läugnen, auch wenn ich nicht sehe und begreife, auf welche Art sie wirket? Die im Sturme Betenden werden oft ein Raub der Wellen, aber sie kommen auch oft wieder zu den Ihrigen. Gott, erhöret nicht immer, nicht auf gleiche Weise. Christus betete, und der Kelch gieng nicht vorüber; Paulus betete, und der Herr sprach: laß dich an meiner Gnade genügen. Ist es Schwäche, die günstigen Folgen als Wirkungen des Gebets anzusehn? Ich glaube eine Vorsehung, habe Verheißung, Aufmunterung zum Beten. Warum soll ich nicht trauen? Wäre dies Schwäche, so ist es eine solche, welche dem Menschen Ehre macht.

Erquickend für Auge und Herz iſt der Anblick eines fruchtbaren Landes, wo wohlthätiger Boden, Kunſtfleiß und milder Himmel Gewächſe aller Art zu ihrer Vollkommenheit bringen — ſchöner noch der Anblick guter edler Menſchen, welche durch Wahrheit und Weisheit genähret, jede Frucht der Tugend zur Reife bringen, und in ſtiller erhabner Zufriedenheit und Hofnung den Weg zur Unſterblichkeit wandeln. Menſchen freuen ſich dieſes Anblicks, Engel ſtehen ſtille und ſehen mit Vergnügen ein für den Himmel aufſchießendes Geſchlecht, Gott ſelbſt ſieht wohlgefällig auf ſein Werk, in welchem ſich ſeine Herrlichkeit ſpiegelt, und ſegnet es. Hebr. 6, 7.

Wahrheitliebe iſt in gewiſſem Verſtande die reinſte Liebe des Menſchen zu ſich ſelbſt. Sein Edelſtes iſt die Vernunft, Zweck der Vernunft iſt Wahrheit.

Die Wahrheit wird euch frey machen. — Was heißt dies? Ich beſeitige ganz die feinen Unterſuchungen nachdenkender Weiſen, und entwickle die Vorſtellung von der Freyheit, welche Chriſtus vor Augen hat.

Alle Freyheit bezieht ſich auf einen zu erreichenden Zweck. Das Rad einer Maſchine iſt

frey, wenn es nach der Absicht des Künstlers sich bewegt; der Baum ist frey, wenn seine Naturkraft sich entwickeln, sein Stamm sich erheben, Aeste ausbreiten, Sprossen treiben kann. Der Baum selbst ist sich weder seines Daseyns und noch weniger eines Zwecks bewußt, aber die Vernunft findet diesen im Drange der Natur, und so lange derselbe nicht zurückgehalten wird, wächst der Baum frey, seiner Natur gemäß. Bindet, beschneidet ihn, stellt ihn zwischen Wände, nehmt ihm Luft, Regen, Sonne; er steht dann nicht mehr frey, sein natürlicher Wachsthum wird gehindert.

Der Mensch ist frey, so lange er in seinen Zwecken nicht gehindert wird, zu welchen die Triebe der Natur und Vernunft ihn hinlenken. Darum giebt es eine vielfache Freyheit nach den vielfachen Absichten, im Gebrauch der Zeit, der Wahl des Vergnügens, der Uebung einer Kunst, der Verwaltung eines Amts, u. s. w.

Außer diesen besondern Absichten hat der Mensch als vernünftiges Wesen einen allgemeinen und höchsten Zweck, den seiner Vollendung als sittliches Wesen. Die Vernunft befiehlt ihn, läugne es wer kann. Alle andern Absichten sind diesem höchsten Zweck untergeordnet und vereinigen sich zuletzt alle in ihm. Die höchste Freyheit

des Menschen besteht also darin, daß er zu diesem hohen Zwecke ungehindert wirkt. Das ist die Freyheit, von welcher Christus spricht.

Kein Mensch ist frey, der mit verbundenen Augen wandelt. Wer sie uns verbindet oder blendet, raubt uns einen Theil unsrer Freyheit. Die Vernunft des Menschen wird gebunden durch Unwissenheit und falsche Vorstellungen; — diese Binde wird hinweggenommen durch Wahrheit. Wir streben rastlos, haben immer Zwecke; wer die höhern und edlern nicht kennt, verweilt bey den niedrigen und unedlen; so das Kind bey kindischen Wünschen, so der Sclave beym Aermlichen, Verworfenen. Oefnet die Wahrheit nicht dem Menschen das Auge, zu sehen was er ist und werden kann, so faßt sein Geist niedrige Absichten, seine besten Kräfte werden gelähmt, — ein Zustand sehr vieler Menschen. Fühlen sie das Ueble ihrer Lage nicht, desto schlimmer. Langsam und durch Uebung entwickelt sich ein freyer Gebrauch der geistigen Kräfte wie der körperlichen, wir gewahren Hindernisse, werden ängstlich im Rückblick auf das Vergangene, muthlos und verzagt im Hinblick auf die Höhe und Entfernung des Ziels. Nur Wahrheit löset auch diese Bande, giebt Muth und Zuversicht, wecket und stärket die edelste Kraft.

Stehet in der Wahrheit Christi, sie wird euch frey machen.

Die Begebenheit des Todes Jesu Christi hängt mit dem ganzen Lehrgebäude des Christenthums so genau zusammen, daß es keine Ermahnung, keinen Trost, keine Hofnung giebt, welche nicht mehr oder weniger daran sich knüpfte. Die Apostel sind unaufhörlich damit beschäftigt, ihre Gedanken sind nie gedrängter, ihre Sprache ist nie volltönender, ihr ganzer Vortrag nie hinreißender, als wenn sie von dem Gekreuzigten reden, dessen Bild ihnen vor Augen schwebt, in alle Vorstellungen sich einmischt, ihren Verstand zu erhabnen Gedanken führt, ihren Muth zu jener Höhe bringt, auf welcher wir sie mit steter Bewunderung und Ehrerbietung erblicken. Widersetzen sie sich dem Irrthum, der Verblendung, dem Aberglauben ihrer Zeit mit unglaublichem Nachdruck, es ist der Tod Christi, worauf sie sich stützen; hoffen sie eine verdorbene Welt, den Leichtsinn wollüstiger Thoren, den Stolz der Herrschsüchtigen, den Eigennutz mit allen seinen Tücken zu überwinden, und die Menschen aus den Schlingen des Lasters und der Sünde auf Wege der Unschuld und Gerechtigkeit zu führen, — es ist durch die Kraft des Kreuzes, daß sie den Sieg erwarten. Wenn sie tausend Freuden

des Lebens entsagen, um ihres großen Werkes willen, wenn sie der wildesten Verfolgung sich bloß stellen, Gefahren des Todes verachten, auf Blutgerüsten Ruhe und Zuversicht bewahren, ist es die Liebe des Gekreuzigten, welche sie treibt und stärkt; sie kennen keine Weisheit, als dieses Kreuz, keine Hofnung, als in ihm.

Darum muß wohl in diesem Tode Jesu Christi etwas Außerordentliches seyn, was sich von dem Tode der Vielen, die von Anbeginn auf unsrer Erde zu Grabe gegangen sind und noch zu Grabe gehen, merklich unterscheidet. Oder wäre den Aposteln der Vorwurf zu machen, daß sie nicht wußten, was sie thaten, daß sie in Träume vertieft, durch Einbildung erhitzt, gleich Wahnsinnigen, viele Jahre hindurch ein leeres Schattenbild verfolgten? Wahrlich, für das Gegentheil bürgt ihr reiner Sinn, die volle Kraft ihres Verstandes für jegliches Gute und Edle, ihr einfacher, ungekünstelter und zugleich immer erhabner Gedankengang, und dies wundervolle Gebäude der Religion und Sittlichkeit, welches sie über dem Tode ihres Herrn aufführen, ein Gebäude, das Jahrhunderte unter allen Stürmen bestand, welches mit allen Werkzeugen menschlicher Erfindung einzureißen gestrebt wurde, und dennoch stehet, und die Zu-

flucht vieler guten Menschen ist, die hienieden ihren Vater im Himmel anbeten, ihre verlorne Ruhe des Geistes suchen und sie finden.

Wundert euch nicht, wenn das Größte und Erhabenste, was je ein menschlicher Geist denken kann, bey einigen Menschen nichts fruchtet. Tadelt deshalb nicht die Wahrheit, haltet ihre Aeußerungen nicht für leere Töne — das sind sie nicht — nur bey diesen Menschen fehlte es an der Empfänglichkeit. Die Sonne hat ihr inneres Feuer, wenn sich gleich ein abgestorbener Körper nicht erwärmt fühlet; die Freundschaft hat ihren köstlichen Balsam, wenn gleich die kalte für Wohlwollen und Theilnahme erstorbene Seele sie ein Traumbild der Thoren nennt.

Sittenlosigkeit und Unglaube, scheinen von sehr verschiedener Natur zu seyn, und aus verschiedenen Quellen zu entspringen; jene nämlich aus einem verkehrten Herzen, dieser aus einem zweifelnden Verstande. Doch zeigt uns die Erfahrung meistens beyde in Gemeinschaft. Der Glaube hänget sich nicht ans Laster, das Laster fliehet den Glauben.

In dem Betragen der Eltern gegen Kinder äußert sich oft ein Geist der Eitelkeit und Klein-

lichkeit. Man betrachtet in diesen Geschöpfen sich selbst, wendet Künste an, das Auge der Menschen auf sie zu ziehen, ihnen Lob und Vorzug zu verschaffen. In den frühern Jahren versteht das Kind von dem Allen Nichts, findet sich nur oft gegen seinen natürlichen Trieb eingezwängt. Nach und nach geht jener Sinn vielleicht auf dasselbe über, gewöhnlich zur Freude der Eltern, welche an solcher Uebereinstimmung mit sich selbst Gefallen finden. Allein die jugendliche Seele, deren Richtung auf das unabsehliche Gebiet der Spielwerke und Verstellungen des Lebens geht, kennt dann keine Gränze, ihr fehlen Erfahrung, Weltkunde, Grundsätze der Klugheit, mithin die Gegengewichte der erwachten Eitelkeit. Jetzt entstehen Widerspruch, Kränkungen, unbefriedigte Wünsche, Misvergnügen.

Hebt sich aber der jugendliche Geist früher oder später über diese kleinliche Absicht und Beschäftigung, kommt er zu einem edeln Selbstgefühl, beginnt er über Glück und Ehre des Lebens freyer zu urtheilen, so stehen diejenigen im Schatten, von denen er geleitet werden sollte, seine natürliche Ehrfurcht und Folgsamkeit gegen höhere Weisheit derer, von denen er abhängt, wird zum großen Nachtheil der künftigen Verhältnisse mächtig erschüttert.

Ein Leben, das im Tode, d. h. im Aufhören des sinnlichen Zustandes bleiben soll, muß durch die Sinne selbst nicht erkannt, sondern dem Menschen unbekannt seyn. Unser Leben ist verborgen mit Christo in Gott.

Vertrauen zu Menschen, Vertrauen zu sich selbst, Vertrauen zu Gott — das sind die Grundfesten aller Freude.

Alles Reden von einem Geiste hat seine Dunkelheit, von dem eignen, von einem Geiste außer uns, noch weit mehr vom Geiste Gottes und Jesu Christi.

Natur aller vernünftigen Religion ist Hinneigung, Annäherung des menschlichen Geistes zum höhern Geiste, zu Gott. Diese Verbindung war aufgehoben, Jesus Christus ward Mittler, sie wiederherzustellen. Glaube, Liebe, Hofnung, sind Wirkungen des heiligen Geistes, folglich wo sie sind, da ist Gottes Geist. Christus verheißt ihn seinen Jüngern, aber setzt hinzu: die Welt kann ihn nicht empfangen. Sie kann sich vom Sinnlichen, Gegenwärtigen, Vergänglichen, nicht heben zu Gott, nicht gehoben werden. Verschwunden ist in diesem Fall der Glaube an Gottes Geist, und daß er je im

Menschen gewirkt habe, der Glaube an den eignen Geist, sonach auch der Glaube an Fortdauer in einer künftigen Welt. Leer an Werth und Zuversicht wird dann das Leben; nur wo Gottes Geist ist, da ist Friede und Muth.

Stellt euch in den Kreis der geschäftigen Welt, ins Gewühl des Erdenlebens, und der Reichthum ist etwas Großes. Erhebet euch höher, ihr seyd vernünftige Wesen, gehöret zum Reiche der Geister, wo Weisheit, Kraft, Liebe und Freude herrschen — dann ist aller Reichthum klein. Der Mensch muß zuvor seinen Ursprung von Gott, seine Bestimmung vergessen, und von seiner Höhe herabsteigen, ehe die Güter der Erde groß werden.

Alles Große und Gute ist nur Wiederschein des höchsten einigen Wesens, sowohl in der sichtbaren Natur, als in der menschlichen Seele.

3 2044 012 746 970

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLE
STALL
CHARG
APR 15 1991